

Geschenk des Herrn st. cam. Max Neustädter, o. M.



Die Urgeschichte der Menschheit.

Zweiter Band.



Die

Urgeschichte der Menschheit

mit Rücksicht

auf die

natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens.

Von

Otto Caspari,
Docent an der Universität zu Heidelberg.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln.

Zweiter Band.





Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1873.

Vorbemerkungen zum zweiten Bande.

Im ersten Bande dieses Werks wurde die früheste Entwickelungsgeschichte der Menschheit einer Betrachtung unterzogen. Der Mensch trat uns dort zunächst auf der rohen Stufe der Thierheit entgegen. Wir sahen, wie er von dieser niedern Stufe aus sich weiter entwickelte und sich bald im staatlichen Verbande in geistiger Hinsicht über die ihm nahe stehenden Thierarten erhob. Die Aufgabe des zweiten Bandes ist es nun, nachzuweisen, wie auf Grundlage der vollzogenen Culturanfänge der Mensch zu jener Höhe des Geistes gelangen konnte, die wir an den hervorragenden Völkern des Alterthums mit Recht bewundern.

Es wird sich uns im Verlaufe dieser psychologisch-historischen Entwickelung Gelegenheit bieten, die empirische Grundlage nachzuweisen, auf welcher das eigentliche Priesterthum im Staate entstand und allmählich zu einer bedeutenden Macht neben dem weltlichen Herrscherthum emporstieg. Unverkennbar verdankt die Menschheit ihre edelsten geistigen Güter, und namentlich auch die Anleitung zu den frühesten tiefern Culturbestrebungen im Staate, den Bemühungen des urgeschichtlichen

Priesterthums. Aber so viel auch das innere und äußere Culturleben der Menschheit dem naturkundigen Priesterthume der Urzeit verdankt, und so sehr in frühester Zeit das Gedeihen des Staates selbst durch dasselbe gefördert wurde, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß die Anfänge zu einem Culturleben bereits mit der ersten staatlichen Gestaltung sich im Menschenthume begründet hatten, die ersten Führer des Staates daher keineswegs als verdienstlos um die Culturentwickelung angesehen werden dürfen. Im Gegentheil, die Daten lassen mit Rücksicht auf die historisch-psychologischen Untersuchungen keinen Zweifel darüber, daß sich bereits vor dem ersten geschichtlichen Auftreten des Priesterthums im engern Sinne ein primitives Religionsleben im Staate entwickelt hatte, welches vorerst in den weltlichen Herrschern und Fürsten und in der Gemeinde selbst seine Anlehnepunkte fand. (Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 2 und 3.) Ich weiß recht wohl, wie vielen gegenwärtig noch herrschenden Meinungen und Anschauungen ich hiermit entgegentrete, aber ich bin mir bewußt, die empirischen Bedingungen historisch und psychologisch aufs genaueste geprüft zu haben, und fand, daß die Resultate in ihrer Folgerichtigkeit meine Voraussetzungen durchweg bestätigten. Will man mit Rücksicht auf das früheste urgeschichtliche Auftreten des Priesterthums und auf die sich später hiermit entwickelnde Kirche die letztere nicht schlechthin die Tochter des Staates, sondern aus Pietät gegen die großen Verdienste des Priesterthums um die spätere Entwickelung des Staatslebens die Kirche die Schwester des Staates nennen, so lehrt uns doch die Geschichte, daß diese Geschwisterschaft leider sehr früh mit dem Fluche beladen wurde, mit dem so vieles Irdische behaftet ist. Dieser Fluch ist die Unverträglichkeit. Nicht wie edle Geschwister haben sich

diese beiden gleichberechtigten und durch den Rathschluß der Vorsehung berufenen Erziehungsfactoren der Menschheit (deren einer auf Geist, Gesinnung und Gemüth einwirken, der andere aber die äußern Handlungen der Menschen richterlich beaufsichtigen und leiten soll) miteinander vertragen, sondern sie haben sich im Gegentheil zumeist einander angefeindet, und nicht selten war es priesterlicher Hochmuth, der, sich weiser dünkend als die weltliche Regierung, auf Kosten der letztern die Schicksale der Völker allein zu leiten sich anmaßte. Nicht alle Völker wußten sich vor den Folgen zu bewahren, welche eine solche ungerechte und einseitige Ueberhebung herbeiführte. Wie eine im Lapidarstil geschriebene Warnung tritt in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher die verhältnißmäßig so bald erfolgende geistige Erstarrung und Versteinerung jener orientalischen Culturländer entgegen, in denen so früh und so hoffnungsvoll die geistigen Bestrebungen der Menschheit begonnen hatten. So viel im allgemeinen.

Was nun die in diesem Bande behandelten Einzelheiten anlangt, so wolle man nicht vergessen, daß es hier nur darauf ankam, zum ersten male die Grundzüge zu einer allgemeinen geistigen Urgeschichte der Menschheit zu entwerfen; eine große Reihe von untergeordneten Punkten mußte daher unberücksichtigt bleiben. Sollte das Buch eine handliche und übersichtliche Form behalten, so war es ferner geboten, den Leser nicht durch Mittheilung des massenhaft vorliegenden Belagsmaterials zu ermüden; nur das Wichtigste und Werthvollste davon war ich daher herauszugreifen bemüht. Ueber viele der behandelten Stoffe fehlte es bisher gänzlich an Vorarbeiten, ich habe keine Mühe gescheut, um dieselben durchzuführen, und hoffe dadurch mannichfache Anregung zu weitern Untersuchungen

gegeben zu haben. Leider erst nach dem Druck dieses Bandes kam mir das vortreffliche und umfangreiche Werk von Heinrich Wuttke: „Geschichte der Schrift und des Schriftthums" (Bd. 1, Leipzig 1872), zu Händen; doch war es mir angenehm, zu bemerken, daß sich unsere Anschauungen über die Entstehung und Aufnahme des Schriftwesens im wesentlichen berühren.

Zum Schlusse meiner Arbeit lag es mir nahe, zugleich eine Reihe von wichtigen philosophischen Problemen, welche auf die folgerichtige Entwickelung des Geistes und auf die Lehren der Geschichte Bezug nehmen, der Betrachtung zu unterziehen. Diesen Untersuchungen durfte ich mich mit um so größerer Vorliebe hingeben, als es mir der behandelte Stoff nahe legte, den Versuch zu wagen, die Probleme der Philosophie nicht blos durch rein theoretische, der Denkweise einer bestimmten Schule entlehnte Speculationen zu lösen, sondern eine unbefangenere Prüfung derselben an den Gesetzen und Lehren der psychologischen Entwickelung des Geistes und vorzugsweise an den Thatsachen der Geschichte überhaupt anzubahnen.

Heidelberg, im October 1872.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Fünftes Buch.

Der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens.

1. Die Rückwirkungen der makrokosmischen Anschauung auf den Vorstellungsproceß.

2. Die ursprüngliche Entwickelung des Schriftwesens.

11. Die Pythagoreer.

12. Rückblicke und philosophische Ergebnisse.

Verzeichniß der Illustrationen
im zweiten Bande.

Viertes Buch.

Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwickelung der Religion.



1.

Einleitung.

Hinweis auf den Werth der Feuererfindung in innerer und äußerer Beziehung rückſichtlich der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit. — Der Begriff des Ueberſinnlichen und Unſichtbaren und Hinweis auf die ſich auf dieſen Grundbegriff aufbauende neue Weltanſchauung mit Rückſicht auf den empiriſchen Anſtoß durch die Feuererfindung.

Die Betrachtungen im erſten Bande hatten uns gezeigt, daß das noch wild geartete Naturell des Urmenſchen urſprünglich keine ſo hohe Stufe einnahm, daß wir es nicht mit dem der ihm nahe ſtehenden thieriſchen Verwandten hätten vergleichen können. Im Gegentheil, die vergleichende Methode unſerer Unterſuchung zwang uns, nicht nur die Wurzeln der ganzen geiſtigen Bildung des Menſchen, ſondern auch die früheſten Keime der Religion bis zu den Faſern zu verfolgen, welche ſich mit denen der Thierwelt verſchlingen; denn nur dann ſind wir im Stande, den innern Bau des Menſchengeiſtes von Grund aus zu begreifen, wenn wir das Fundament ſo weit zerlegen, daß wir genau diejenigen Eckſteine zu bezeichnen im Stande ſind, die als elementare Bauſteine auch in der Entwickelung der höchſten Thierwelt von der Schöpfung verwandt wurden. — Wie auf dieſem noch thieriſch gearteten Boden der früheſte Aufſchwung des Geiſtes vor ſich gehen konnte, haben wir im einzelnen betrachtet. Blicken wir zurück auf die im Zuſammenhange ſtehenden

Erscheinungen des Leichen- und Thiercultus und des von bestimmten Ideen geleiteten Anthropophagenthums, so gewahren wir, daß sich das Bewußtsein des Menschen unter dem noch trüben Lichte dieser Weltanschauung noch im Bereiche der rohesten sinnlichen Auffassung bewegte. Alle Erscheinungen in ihrem Zusammenhange betrachtet lehrten uns, daß hier gleich den Thieren dem Bewußtsein noch jede Ahnung mangelte, daß in und hinter den Dingen und außer ihren sinnlichen Bethätigungen noch geheime fernwirkende Kräfte verborgen lagen, die nur zum Vorschein kamen, wenn der Mensch selbst die geheime Macht besaß, dieses Verborgene und Uebersinnliche ans Licht zu ziehen. In welch einem langen Zeitraume mochte diese nur auf den Sinnenschein gerichtete thierisch-naive Betrachtungsweise der Dinge unter den Urvölkern geherrscht haben, bevor ein empirischer Anstoß kam, der den Geist anleitete, tiefer in das Naturleben einzudringen, um jene verborgenen Kräfte, die sich ihm bisher wie den Thieren völlig übersinnlich versteckten, hervorzurufen. Und andererseits von welcher Tragweite mußte die erste Entdeckung sein, welche mit ihren einzelnen Erfahrungen dazu beitrug, die bisherige thierisch-naive Betrachtungsweise der Dinge in Trümmer zu legen, um einer neuen Auffassung zur Geburt zu verhelfen, die bisher noch geschlummert hatte, da sie des empirischen Anstoßes harren mußte, um hervorbrechen zu können. — Es ist die Aufgabe des ersten Theils dieses zweiten Bandes, zu zeigen, daß die merkwürdigste, früheste und großartigste Entdeckung, welche die Menschheit je gemacht, auch die geistig tiefgreifendste insofern war, als sie den Anstoß dazu lieferte, den Schleier, der sich über das Walten scheinbar verborgener, unerkannter Naturkräfte lagerte, obwol er sich bereits früher ahnungsvoll gelüftet haben mochte, nunmehr vollends zu zerreißen. Wir werden sehen, daß der Urmensch durch diesen Anstoß in ein ganz neues Bereich übersinnlich versteckter Kräfte blicken lernte, da für ihn die Erscheinungen, wie etwa Holz, Wasser, Stein u. s. w. bisher nur Dinge waren, denen er von solchen unnatürlichen geheimen

Kräften bisher sinnlich nichts angemerkt hatte, obwol er sie täglich in Händen bewegte. Diese hervorragendste aller menschlichen Erfindungen war die Feuererfindung, sie wurde der Grundstein, wie sich zeigen wird, nicht nur aller äußern Cultur der ganzen Menschheit überhaupt, sondern sie hat, was damit im Zusammenhange steht, zugleich den Impuls geliefert, den Aufbau einer höhern und weitgreifendern Weltanschauung anzustreben, welche neben den sinnlichen sichtbaren Erscheinungen auch die mehr unsichtbaren übersinnlichen Kräfte in Betracht zu ziehen begann. Innerhalb dieser Betrachtungsweise lernte der Mensch, wie wir zeigen werden, einsehen, daß Feuer und Wärme übersinnlich verborgen im Steine und im Holze lebten, und hieran anschließend lernte er allmählich jetzt im Körper die verborgene Wärme als Seele suchen, und erst mit dieser tiefern Unterscheidung, die sich sehr bald auch auf den Umfang einer ganzen Reihe von andern Erscheinungen ausdehnte, traten im richtigen Lichte die Begriffe vom Sinnlichen und Uebersinnlichen und vom Geist und Körper folgerichtig ins Bewußtsein.

Eine Reihe von Autoren haben (wie bereits im ersten Bande erwähnt wurde, vgl. S. 313) den Begriff des Uebersinnlichen und Geistigen an die Erscheinungen der Traumbilder und der Hallucinationen anzuknüpfen versucht, indem sie folgerten, daß die Bilder des Traumes, die uns von einem Wesen im Schlafe erscheinen, bereits die Vorstellung von einer Trennung der Seele vom Körper zum Bewußtsein führen. Sobald man einen Todten ins Grab gelegt hatte und später dessen Bild im Traume seinen frühern Gefährten und Freunden erschien, so meint man war damit schon eine Trennung des Sinnlichen vom Uebersinnlichen ausgesprochen und die Unterscheidung von Körper und geistiger körperloser Erscheinung gegeben. Diese Erklärung des Uebersinnlichen aber übersieht, daß die Traumbilder selbst nur eine Reproduction des Sinnlichen und Körperlichen selbst sind, daher auch stets nur auf das Körperliche und Sinnliche zurückgedeutet werden können, ohne daß es möglich ist, die Erscheinung

der seelischen Körperlosigkeit daraus folgerichtig abzuleiten. Sobald das Traumbild eines Verstorbenen dem noch sehr sinnlich gearteten Urmenschen erschien, konnte in ihm dasselbe daher kein anderes Bewußtsein hervorrufen als das der Erinnerung an das frühere körperliche Dasein des geschiedenen Genossen, und da ihn die lebhafte Sinnlichkeit noch außerordentlich tief beherrschte, so mochte er sich einbilden, daß der Verstorbene eben nur ein Schlafender sei, dem es vergönnt war, heimlich aufzustehen, um wie in früherer Weise seinen Beschäftigungen nachzugehen und durch Handlungen den Bedürfnissen des Lebens zu genügen. So erklärten sich uns aus dem Mangel einer klaren Todesanschauung eine Reihe der verschiedensten Gebräuche, die sich nur begreifen ließen im Hinblick darauf, daß man den Todten noch nicht für völlig abgeschieden, seine Seele noch nicht in ein unerreichliches Jenseits entrückt glaubte, wie das später von vielen Völkern durch die Aufnahme eines tiefern Seelenbegriffs geschah, durch welchen sich zugleich auch die Anschauung der Todeserscheinung und der Begriff der Abscheidung tiefer abklärte. Daher in alter Zeit und unter den tiefstehenden Völkern noch heute die Sitte der Todtenspeisung, der Einbalsamirung und Aufbewahrung ihrer Leiber, ohne welche man sich den Verstorbenen eben noch nicht denken konnte. Wir müssen daher durchaus daran festhalten, daß der eigentliche Seelenbegriff im Bewußtsein der Völker nur erst da folgerichtig auftritt, wo die Möglichkeit einer völligen Nichtbezüglichkeit der Seele zum Leibe, d. h. die volle Befreiung und Abscheidung derselben vom Körper eingesehen wurde. Diese Einsicht in die völlige Befreiung der Seele vom Leibe findet sich bei den Völkern der frühesten Zeit ebenso wenig wie bei vielen sehr tief stehenden Naturvölkern. Diese Thatsache wird sich uns in der Folge erklären. Wir werden zeigen, daß die Einsicht in die völlige Loslösung der Seele vom Leibe eine Reihe von bestimmten empirischen Erfahrungen und deren Deutungen voraussetzt, welche nur erst später von den Völkern ge-

macht wurden. Viele der heutigen Naturvölker können aber noch heute den Seelenbegriff, wie wir sehen werden, nicht in voller Klarheit denken, weil die Erfahrungen, welche dieser Begriffsbildung zur Stütze dienten, von ihnen entweder nicht nach dieser Seite hin genügend beachtet wurden, oder aber weil sie geistig zu ungelenk waren, die Erfahrungen in richtiger Weise zu erklären. So begreift es sich endlich, daß Völker angetroffen werden, welche in ihren Vorstellungen über die Seele wirklich schwanken, obwol andere sich zu einer völlig abgeklärten Anschauung nach dieser Seite hin erhoben haben. Unsere Naturvölker werden noch heute von einer Glut sinnlicher Anschauungen beherrscht, daß es nicht auffallen kann, daß sich die Traumvorstellungen bei ihnen greller gestalten, und dieselben somit leichter Verschmelzungen mit den Erfahrungen des wirklichen Lebens eingehen; aber eben diese Verbindungen und Uebergänge beweisen, daß der Traum nur das Widerspiel des Lebens ist, um sich in allen seinen Formen der Sinnlichkeit völlig anzuschließen. Was wir nicht sinnlich erfahren haben, sind wir daher nicht im Stande zu träumen, wohl aber geschieht es umgekehrt, daß der von Hallucinationen Heimgesuchte sich einbildet, seine Träume sinnlich zu erfahren. Daß der todte Freund ihn besucht habe, bildet sich daher der Naturmensch in ähnlicher Weise ein, wirklich erfahren zu haben, obwol ihm diese Erfahrung doch nur als Traumbild erschien. Aehnlich verhielt es sich mit den alten Völkern, solange sie kein bestimmteres Kriterium des Uebersinnlichen und Ueberirdischen erkannt und erfahren hatten; als sich ihnen indessen später Erfahrungen an die Hand gaben, welche zeigten, daß sich das Sichtbare vor ihren Augen ähnlich wie Dampf und Rauch in der Luft völlig unsichtbar verflüchtigen könne, um unsichtbar und übersinnlich gen Himmel zu steigen, da bildete sich unter der Hand ein wirklicher Begriff des Uebersinnlichen, Ueberirdischen und körperlos Seelenhaften, ein Begriff, der völlig von allen frühern Vorstellungen und Anschauungen hierüber verschieden war. Nur andeutungsweise sei auf diese Wandlung der Vorstellungsweisen

hier in der Einleitung hingewiesen, um darauf hinzudeuten, wie sehr neue Erfahrungen unter Umständen geeignet sind, die Anschauungen der Dinge in tiefeingreifender Weise umzugestalten. Die Feuererfindung war aber, wie wir in der Folge sehen werden, ein solches geschichtliches Ereigniß von unabsehbarer Tragweite, nicht sowol für die äußere Cultur als für den geistigen Ideenaufschwung. Wir werden in der Folge sehen, wie sich mit Rücksicht auf dieses wichtige geschichtliche Ereigniß eine Reihe der verschiedensten Erscheinungen auf geistigem und religiösem Gebiet ebenso folgerichtig und im Zusammenhange erklären, wie das unter dem Lichte der frühern Weltanschauung der Fall war, welche sich, wie wir sahen, dadurch charakterisirte, daß ihr die Begriffsbildung des Uebersinnlichen, Ueberirdischen und Geistigen bezüglich der erwähnten Merkmale mangelte.

2.

Die Feuererfindung.

Hinweis auf das Wachsthum der Kunsttriebe während der Steinzeit. — In welcher Art und wodurch angeregt konnte der Urmensch der Steinzeit zur Feuererfindung vorschreiten? — Vorläufige Hindeutung auf die Folgen der Feuererfindung für die tiefere Entwickelung des religiösen Ideenlebens. — Die bisher geltenden Hypothesen in Bezug auf die Feuererfindung. — Zurückweisung der Ansicht, daß die Erdölquellen und Vulkane Veranlassung zur Entdeckung des Feuerzündens gegeben haben. — Abweisung der Ansicht, daß die Beobachtung der Entstehung von Waldbränden dem Urmenschen den Vorgang zur Feuerzündung ursprünglich in die Hände spielte. — Nothwendigkeit sehr häufig gemachter Beobachtungen nach einer Richtung hin in Rücksicht auf alle ursprünglichen Entdeckungen. — Aneignung bestimmter Manipulationen und durch Gewohnheit erworbener Geschicklichkeit im Schleifen und Reiben von Holz- und Steinstücken als äußere Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens. — Weshalb konnten nicht alle Stämme und Rassen ursprünglich zugleich zur Feuererfindung vorschreiten? — Hinweis auf diejenigen Glieder der in Arbeitstheilung lebenden Urgemeinden, welche zuerst dasjenige Maß von Geschicklichkeit und Combination erwarben, das zur Erfindung nothwendig war. — Das Arbeiterthum der Urzeit. — Die Lahmen und Krüppel als arbeitende Sklaven der Urgemeinden und ihre Beziehung zur Feuererfindung nach den Traditionen der Völker. — Die höchsten kaukasischen Stämme in Rücksicht auf ihre Begabung und in Hinsicht auf ihre Traditionen als die Erfinder der Feuerzündung. — Hinweis auf die Stufe der Achtung und des Erhabenen, auf die sich die ersten Feuererfinder ursprünglich stellten.

Der Geist des Menschen hatte sich, wie wir im ersten Bande sahen, zu einer allgemeinern Anschauungsweise emporgehoben. Getragen von einer Reihe von Entwickelungsfactoren, gestützt vorzüglich

durch das Medium der Sprache, war es ihm gelungen, die ihm ursprünglich angeborene Apperceptionsenge zu erweitern. Vergangenheit und Zukunft, für welche die Thiere nur eine sehr eng begrenzte Uebersicht, wenn überhaupt eine solche, besitzen, begannen jetzt in seiner Vorstellung einen größern Gedankenkreis zu umfassen, welcher die innere Aufmerksamkeit eingehender wie bisher zu fesseln im Stande war. Freilich hatte sich innerhalb dieser frühesten Gedankenkreise noch kein Gottheitsbegriff entwickelt; ja es war dem Urmenschen noch nicht einmal eine klare und bestimmte Todesvorstellung vors Bewußtsein getreten, und von einem Seelenbegriffe war noch viel weniger ursprünglich die Rede. In einer verhältnißmäßig sehr engen Sehweite hatte sich der religiöse Horizont des Urmenschen bisher ausgedehnt, denn nur wenige bestimmt hervorragende Thiere hatten sich auf dem Wege der Ideenassociation mit einem religiösen Interesse umkleidet und waren hiermit zusammenhangsvoll in den frühesten religiösen Betrachtungskreis gezogen worden, der anfänglich nur wenig über den engern „Nächstenkreis" hinausragte. Mit diesem ersten kurzen Schritte der Religion aus dem Bereiche des Nächstenkreises heraus war indessen zugleich, wie sich ergeben wird, der erste Impuls gegeben zu einer religiösen Auffassung auch anderer entfernter liegender Naturobjecte. Immer mehr und mehr begann die anfänglich im Bewußtsein herrschende thierisch-naive Betrachtungsweise der Objecte zu schwinden, um nun einer tiefern, wenn auch anfänglich noch abergläubischen Anschauungsart Platz zu machen. Eine völlig neue religiöse Naturbetrachtungsweise sollte nunmehr die bisher herrschende thierische Anschauungsart verdrängen. Allein wir irren, wenn wir meinen, daß diese Erweiterung der natürlichen und angeborenen Apperceptionsenge des Geistes ganz ohne äußere Anstöße, d. h. ohne von außen hinzukommenden Zwang, oder richtiger ausgedrückt, sich ganz ohne psychologische Hülfen hätte vollziehen können. Alle psychologischen Thatsachen und Erfahrungen würden dem widersprechen; denn die innere Entwickelung des Geistes bleibt stets an

die äußere Erfahrung gebunden und kann sich ohne Wechselwirkung mit derselben nicht erheben. Es wird im Folgenden daher unsere Aufgabe sein, mit Rücksicht auf den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse der Urzeit diese äußern Hülfen, welche die Entdeckung der religiösen Ideenassociation im weitern unterstützten, nachzuweisen.

Zu jener Zeit, da sich durch die Entwickelung des religiösen Geisteslebens neben dem Häuptlingscultus ein Leichencultus, und damit im psychologisch folgerichtigen Zusammenhange stehend, wie wir sahen, auch ein gewisser Thiercultus in der Urgeschichte entfaltet hatte, war auch der Bautrieb und die kunstfertige Geschicklichkeit der Hand bereits zu einer beträchtlich höhern Stufe gestiegen. Wir erkennen das heute noch deutlich aus der Bauart aller jener Grabstätten und Dolmen, aus denen wir die Mumien oder Skelete jener Zeit an das Tageslicht fördern. Die Waffen und Geräthe, die wir in diesen uralten Gräbern auffinden, beweisen uns, daß die Fortentwickelung nach dieser Seite im Menschen ihre ersten und frühesten Phasen bereits durchlaufen hatte. War die Bearbeitung der Steine, wie uns die Grabbauten darthun, zur Zeit des Leichencultus zu einem gewissen Aufschwunge gediehen, so hatte es offenbar zu jener Zeit der Mensch in der Geschicklichkeit der Bearbeitung von Holz und Knochen schon viel weiter gebracht.

Angeregt durch die sich immer stärker regenden Kunsttriebe, aufgemuntert ferner durch die wachsende Spannkraft aller intellectuellen Kräfte, betritt nunmehr das menschliche Geistesleben die Stufe, auf der sich durch bestimmte Beobachtungen der Zunder der Erfahrungen so vielfach und so umfangreich ansammelt, daß wir aus ihm plötzlich die Flamme der eigentlichen Erfindung emporschlagen sehen. Nicht ohne jeden Erfindungsgeist freilich war schon jene Periode der Urgeschichte gewesen, aus welcher die Denkmale der alten Gräberwelt so vernehmlich zu uns sprechen; denn wie erfinderisch in seiner Art tritt uns bereits jener Urmensch entgegen, der, wie wir sahen, seine Todten bestattete, kunstfertig Steine zu spalten und zu sprengen ver-

stand und sich Waffen zu verschaffen wußte, mit denen er sich schützen lernte, um sein Leben im Kampf ums Dasein erhalten zu können. Aber so erfinderisch uns der Urmensch der frühesten Zeit entgegentritt, eine eigentliche Erfindung, d. h. eine auf bestimmten Gedankencombinationen beruhende großartige Neuerung von einer solchen Tragweite, daß mit ihr gleichsam wie mit Einem Schlage das Erkenntnißvermögen des Menschen sich bedeutend erweiterte, sodaß er plötzlich im Stande war, in einen bisher ihm unbekannten geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte einzudringen, eine solche Art von Entdeckung hatte er bisher noch nicht gemacht. Und dennoch, wie früh sehen wir jetzt den Menschen der Urzeit auch diesen Fund thun, und wie rasch schreitet er nun zu einer wenn auch immerhin noch primitiven Weltanschauung vor, auf welcher, wie wir im Folgenden sehen werden, noch heute viele unserer Naturvölker thatsächlich stehen geblieben sind.

Es ist wunderbar, wie in der Urgeschichte alles ineinandergreift, und von hoher Bedeutung, wie eine ursprüngliche, aber freilich großartige Erfindung, welche zugleich die Cultur anbahnen sollte, auch zum Hebel einer neuen umfassenden Natur- und Weltanschauung unter den Urvölkern werden konnte. Allein wir werden das begreiflich finden, sobald wir darauf achten, in welch eine enge und innige Beziehung ursprünglich alle menschlichen Erfahrungen und Thätigkeiten zur Entwickelung der Geistesanlagen traten. Ohne Zweifel ist jeder Aufschwung der künstlerischen Geschicklichkeit und das Eindringen des Geistes in das Gebiet der Erfahrung aufs innigste verflochten mit der Ausbildung der innern intellectuellen Fähigkeiten, und ebenso ging die Erweiterung der Intelligenz zugleich auf das innigste Hand in Hand mit dem Wachsthum der frühesten sittlichen und religiösen Natur- und Weltanschauung. Bei dieser ursprünglichen Verschmolzenheit aller menschlichen Anlagen und deren gemeinsamer Entwickelung leuchtet es daher ein, von welcher Wichtigkeit und Tragweite die Rückwirkungen waren, welche ein solches Ereigniß wie

die Erfindung des Feuerzündens auch auf den menschlichen Geist ausüben mußte. Und mit dieser Einsicht tritt uns daher die Aufgabe entgegen, vom psychologischen Gesichtspunkte nachzuforschen, wie und in welcher Weise der Urmensch diese großartigste und merkwürdigste aller Erfindungen im Erfahrungsgebiete machen konnte, eine Erfindung, durch welche, wie erwähnt, der Geist allmählich in den Tempel der frühesten Cultur eintrat. — Allein nicht nur die Frage: wie konnte der Urmensch diese Erfindung machen, sondern ebenso sehr interessirt es uns festzustellen, welche Kräfte es in der Arbeitstheilung der frühesten menschlichen Gesellschaft waren, in denen der erfinderische Geist, durch eine bestimmte Ansammlung von Erfahrungen getrieben, nach einer bestimmten Richtung hin so reichhaltige Blüten zur Reife brachte, daß zugleich diese erste großartigste Erfindung als gereifte Frucht abfiel. Doch auch damit darf sich der psychologische Historiker noch nicht begnügen, denn es liegt ihm endlich noch ob, vorzugsweise auch die Folgen eines solchen hochwichtigen Ereignisses zu untersuchen, eines Ereignisses, durch welches, wie sich ferner zeigen wird, der menschliche Geist den Schleier des geheimnißvollen Zusammenhangs der Naturkräfte zum ersten male stärker heben sollte. Und nicht uninteressant wird es sein, bei dieser Gelegenheit nachzuweisen, wie der Urmensch vor seiner eigenen entdeckenden Hand anfänglich noch ängstlich zurückbebte, und wie zugleich hiermit mehr und mehr neue, bisher nicht geahnte Gefühle und neue sittliche Vorstellungen in ihm rege wurden, durch welche er sich vor sich selbst und den Nebenmenschen gegenüber in eine zauberhaft erhabene Würde kleidete. Der weitere Verlauf der Geschichte wird uns lehren, wie er diese Würde und Erhabenheit sittlich anwandte, um sie unter dem Drange einer ihn beseligenden Begeisterung und geistigen Erhebung zu einer religiösen Macht zu gestalten, durch welche er Furcht und Achtung, d. h. wahre Erhabenheitsvorstellungen zugleich um sich her zu verbreiten suchte, um durch diese Mittel die Entwickelung der Religion zu einem neuen bisher nicht gekannten

Aufschwunge zu verhelfen. Von nun an sollte die angeborene Apperceptionsenge umfassender wie bisher durchbrochen und überschritten werden, und eine große Reihe von Objecten, die dem Urmenschen bisher indifferent und interesselos erschienen, oder an denen er sich durch die Macht der Gewohnheit getrieben nicht zu ergötzen wußte, und die er als Alltägliches nicht mehr einer tiefern Achtung unterwarf, sollten sich von nun an ein für allemal mit einem Interesse umkleiden, durch das allein eine dauernde und für immer haften bleibende Apperception derselben im Bewußtsein des Urmenschen ermöglicht wurde. Und jetzt, nachdem sich somit diese gleichgültigen Betrachtungsweisen so vieler einzelnen Naturobjecte zu ändern beginnen, jetzt, nachdem sich mit Hülfe eines Netzwerks neuer Ideenassociationen, denen wir zu folgen haben, diese Objecte gleichsam magisch und sittlich erhaben verklären, steigt endlich der Urmensch auf eine neue höhere Stufe der Weltanschauung, in deren Lichte sich ganz neue Begriffe zu bilden beginnen, durch welche das „tiefere Nachdenken" des Menschen belebt werden konnte.

Doch um diesen neuen großartigen Aufschwung, den wir flüchtig andeuteten, um den Leser in diese neubeginnende Epoche der Urgeschichte einzuleiten, genauer verfolgen zu können, haben wir im einzelnen die oben angeführten Fragen zu beantworten, und es tritt uns also vorerst die Aufgabe entgegen, in Rücksicht auf die psychologische Analyse zu untersuchen: wie und in welcher Weise der Urmensch die Erfindung des Feuerzündens zu machen im Stande war.

Es tritt uns leider viel Sonderbares bezüglich der bisherigen Handhabung der Psychologie in der Urgeschichte entgegen, sobald wir genauer untersuchen, mit welchen Hypothesen sich die Forscher rücksichtlich der Feuererfindung bisher begnügt haben. Wir werden sehen, wie leichtfertig man über eine Thatsache und deren Untersuchung hinweggegangen ist, von der es erwiesen, daß sie bezüglich der äußern Erfahrung der Grundstein und das Fundament aller und jeder höhern menschlichen Cultur überhaupt geworden ist, und von der

wir daher in jeder Hinsicht auch in psychologischer Beziehung voraussetzen können, daß sie dem erwachenden, kindlichen Menschengeiste zugleich einen bedeutenden, tiefeingreifenden Anstoß zum Nachdenken über den geheimnißvollen übersinnlichen Zusammenhang der Dinge und Kräfte in der Natur gegeben habe. Sei es uns daher im Folgenden gestattet, von den vielfachen, kaum berücksichtigungswerthen Ansichten zwei derselben hier anzuführen, welche sich wenigstens auf solche Gründe stützen, die wir von vornherein nicht als völlig undenkbar zurückzuweisen haben.

Ist denn das Feuer, wie es noch heute von unserer menschlichen Hand beherrscht wird, in Wahrheit einst entdeckt und erfunden worden, so hört man wol noch heute hier und da fragen? Sind nicht die vielfachen Naphthaquellen und die feuerspeienden Berge ursprünglich selbstentzündliche Brandherde gewesen, an denen der Urmensch sehr rasch Feuer zünden konnte, sobald er nur verstand, durch einen bestimmten Zunder dasselbe weiter zu verbreiten? Diese Anschauung ist vielfach verbreitet, obwol es doch sehr leicht zu übersehen ist, daß sie jeder psychologischen Unterlage von vornherein entbehrt. Allein wir sind gewohnt, uns die natürlichen Geistesanlagen und Auffassungen der frühesten Menschen in den allerverschwommensten Farben vorzustellen, und finden es halb und halb erklärlich, wenn uns einerseits gesagt wird, der Urmensch habe vor allen Naturobjecten (und seien es selbst die alltäglichsten) einen angeborenen Schauder und die Furcht des Erhabenen empfunden, obwol uns andererseits häufig ebendieselben Psychologen, ohne an das Furchtgefühl zu erinnern, versichern, der Urmensch habe sich wohlgemuth an den Krater feuerspeiender Berge, oder an die Flammensäulen lodernder Erdölquellen begeben, nicht mit dem Gedanken (den wol jedes Thier, und sei es das niedrigste, gehabt hätte), das Feuer, sobald man ihm sehr nahe komme, könne gefährlich werden, sondern vielmehr wie ein gebildeter Naturforscher, nämlich darauf bedacht, den passenden Zunder zu suchen, mit dem er das Feuer fortschleppend

und benutzend weiter experimentiren könne, vermuthlich um sogleich die Kochkunst zu entwickeln. Selbst nun angenommen, der Urmensch hätte an den Feuerflammen der Erdölquellen Feuer zünden lernen, so wäre die Verbreitung der Kunst des Anzündens in der Art, wie wir sie thatsächlich überall antreffen, nämlich das Zünden durch Reibung, offenbar noch zu erklären. Dabei dürfen wir zudem nicht übersehen, daß der Mensch nur das wahrhaft als erfunden betrachten kann, das er so beherrscht, daß er sich zu jeder Zeit und an jedem Orte, wo die Bedingungen vorliegen, sich derselben bemächtigen kann. Das aber hätte niemals geschehen können, wäre das Bekanntwerden des Menschen mit der Kraft des Feuers ein Zufall gewesen, durch den es einem bevorzugten Geiste gelungen wäre, ein Holzscheit an irgendeiner Naphthaquelle zum Brennen zu bringen. Denn das Brennen eines Holzscheits konnte auf diese Art dem Urmenschen wiederum nur ein neues sonderbares Phänomen sein, das sein Staunen um so mehr rege machte, als dasselbe bald verlosch und das Experiment von vorn hätte angefangen werden müssen. Offenbar also, sehen wir, hätten diese Experimente den naiven Urmenschen nur im Kreise umhergeführt. Gottlob, die Psychologen sind heute über solche Ansichten hinaus. Dennoch aber meine man nicht, daß die Variationen dieser Ansicht sich nicht mehr heute unter andern Formen noch wiederholen könnten. Erwähnen wir sogleich eine andere ähnliche Betrachtungsweise desselben Gegenstandes. Sind es nicht die feuerspeienden Berge, auch nicht die flammenden Erdölquellen gewesen, durch welche sich der Mensch in den eigenen dauernden Besitz des Feuers setzen konnte, so mögen es doch die Waldbrände gewesen sein, meint man, welche die Menschen auf das Feuer ganz besonders aufmerksam gemacht haben. Wie entstehen aber Waldbrände, so fragte man sich? Waldbrände entstehen nun häufig, wenn auch nicht immer, dadurch, daß gegeneinandergelagerte trockene, aber frei bewegliche Aeste durch den Sturm so lange aneinandergequetscht werden, bis durch die Reibung sich

plötzlich die Aeste entzünden. Offenbar, so schließt man sogleich im Hinblick auf die erste und ursprünglichste Methode das Feuer durch Reibung zu zünden, haben die Urmenschen das beobachtet, nachgeahmt und rasch mit Erfolg sich desselben Verfahrens bemächtigt. Diese Anschauung, geistvoller in ihrer Art, wiederholt dem strengen Psychologen dennoch indessen nur, was an psychologischen Unmöglichkeiten sich bei der zuerst erwähnten Betrachtungsweise aufdrängte. Abgesehen davon, daß Waldbrände und die damit verknüpften Sturmerscheinungen dem noch in seiner Art thierischen, oder noch halb thierischen Urmenschen ebenso wenig Gelegenheit zum aufmerksamen Beobachten ihrer Entstehung wie Ruhe, Muße und Geduld gönnten, so ist es noch viel schwieriger, dem Urmenschen auch in psychologischer Beziehung neben Geduld, Aufmerksamkeit und Stimmung zugleich auch die sichere Schlußfolgerungsweise beizumessen, die in jedem Falle nothwendig gewesen wäre, um eine solche Beobachtung, wie sie die Natur unter immerhin nur zufälligen und seltenen Verhältnissen mit zwei Baumästen liefert, richtig zu benutzen. Sturm und Orkan, die dem Urmenschen zwar nicht direct gefährlich waren, trugen doch nichts dazu bei, ihn in diesem Falle zum strengen aufmerksamen Beobachter zu machen. Zwar brauchte der Urmensch vor Sturm und Orkan nicht religiös zu schaudern, und sich ebenso wenig wie die Thiere vor ihnen als vor etwas Gefährlichem zu fürchten, aber diese Erscheinungen waren auch nicht danach angethan, den Beobachtungssinn des Menschen auf eine einzige Stelle concentriren zu lassen, im Gegentheil, das Knarren und Zittern der Stämme und Aeste, das von allen Seiten kam, mußte nur zu leicht diese thierisch-naive Aufmerksamkeit zerstreuen, und den Grad des hierzu nöthigen Beobachtungssinnes im Urmenschen hemmen und vernichten. Allein angenommen, es hätte sich zufällig alles vereinigt, was wider alle noch niedere Natur des Urmenschen ihn dennoch in die richtige psychologische Stimmung und Lage gebracht hätte, die zu so seltsamen Beobachtungen nothwendig war, und angenommen, der Urmensch

hätte plötzlich, während eines anhaltenden und brausenden Sturmes bei Reibung zweier trockener Aeste aus den Wipfeln eines Baumes Feuer emporlodern sehen, dürfen wir nun im Ernst folgern, daß hiermit alle Bedingungen gegeben waren, welche den noch kindlichen Menschen zu der richtigen Folgerungsweise und zu dem richtigen Schlußverfahren bezüglich der Feuerreibung gebracht hätten? Wer die einfache Schlußfolgerungsweise unserer heutigen noch kindlich erscheinenden Naturvölker psychologisch folgerichtig zu würdigen weiß, sieht leicht, daß Folgerung und Schluß bei dieser Gelegenheit ganz anders ausfallen mußten. Nicht jene beiden Aeste, sondern der für den kindlich zerstreuten Sinn viel mehr bemerkbare brausende Sturm erscheint dem noch oberflächlich beobachtenden Auffassungsvermögen nothwendig, als dasjenige, das das lodernde Feuer plötzlich als Ursache in die Zweige hineinwirft. Die Reibung jener beiden Aeste aber wird in dieser Anschauung übersehen, und durch den gleichsam persönlich vorgestellten schleudernden Sturm naiverweise nicht im rechten Lichte betrachtet, somit nicht mit der eigentlichen Ursache in Verbindung gesetzt. Allein angenommen, der kindliche Urmensch habe alles das, was hier zur richtigen Folgerung dient, bereits genau erwogen, so wird man schließlich nicht doch noch vorzubringen wagen, daß der thierisch-naive Sinn auch bereits das Schlußverfahren der Analogie correct in Anwendung brachte, nach welchem der Urmensch berechnete, daß das, was im Walde vor seinen staunenden Augen zwei Bäume im Großen vollzogen, nun ferner auch fortan von ihm selbst mit zwei winzigen Stückchen Holz nachgeahmt werden könne und gelingen müsse. Wir erkennen leicht, daß wir mit der Annahme, nach welcher die Erfindung des Feuerzündens mit der zufälligen Entstehung eines Waldbrandes in Verbindung gebracht wird, nahe daran sind, dem kindlichen Bewußtsein eine Combinationsgabe zuzutrauen, wie sie etwa ein mittelmäßig aufmerksamer Naturforscher unserer Tage besitzen würde. Derartige Annahmen sind, wie leicht zu ersehen, ohne jedes haltbare psychologische

Fundament gemacht und erscheinen dem Psychologen daher wie mit Haaren herbeigezogen, d. h. als rein willkürlich. Nun gibt es freilich, wie erwähnt, eine Reihe von Annahmen über die Erfindung des Feuers, die noch viel sonderbarer erscheinen, und wenn uns beispielsweise von Philologen kurzweg versichert wird, die Feuerreibung haben die Menschen der Sonne abgesehen, die sie sich als ein Rad vorstellten, das man nachgemacht, und in Drehung versetzt habe, bis es an seiner Achse Feuer sprühte, so zeigt uns solche Folgerung, wie man sich leider gewöhnt hat, in der Psychologie ohne jeden Zusammenhang zu denken. Als wenn der naturforschende Urmensch schon von der „Drehung“ der Sonne etwas gewußt hätte, als wenn man der Sonne eine Reibung ansehen könne, die sie feurig glühend mache, und als ob überdies der kindliche Mensch, noch bevor er das glühende und wärmende Feuer selbst in Händen hatte, zu sagen wußte, ob jene Licht ausstrahlende Scheibe auch eine glühende Feuermasse sei, die man sich nachahmend verschaffen könne. Das heißt offenbar alle Logik auf den Kopf stellen; denn es ist freilich auf der Hand liegend, daß nur erst umgekehrt, nachdem der Mensch die lichtspendende Kraft und Wirkung des Feuers kennen gelernt hatte, auch in ihm der Gedanke aufsteigen konnte, daß jene leuchtenden und strahlenden Punkte und Scheiben brennende Feuermassen seien.* Doch wir wollen uns nicht bemühen, die Reihe ähnlicher Annahmen hier aufzuführen, sondern uns vielmehr nach den Bedingungen umthun, die in psychologischer Beziehung jede erste Erfindung überhaupt nothwendigerweise voraussetzt.

Die Forschungen über Urgeschichte lehren uns, daß die ursprünglichste Art, das Feuer zu erzeugen, durch Reibung geschah, freilich nur durch solche Reibung, die mit einer ganz bestimmten Geschicklichkeit, und mit dem hierzu allein passenden Material voll-

* Vgl. auch „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ (Cohen, „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“, V, 409).

führt wurde. Die zu lösende Frage ist die, wie der Urmensch alle passenden Momente zu dieser Erfindung zusammenfand.

Es ist in dieser Hinsicht nun einleuchtend, daß der Urmensch nicht mit Bewußtsein darauf ausgegangen sein konnte, eine Erfindung nach irgendeiner bestimmten Richtung hin à tout prix machen zu wollen. Eine Annahme, welche dem frühesten Menschen eine solche Berechnung und demgemäß Ausdauer in der Beobachtung und Schlußfolgerungsweise zuschreibt, ist, wie wir sahen, von vornherein zu verwerfen, der Urmensch war eben noch kein Forscher, sein Beobachtungstalent und seine Aufmerksamkeit wurden daher noch nicht durch die in der That seltsamen und seltenen Fälle geleitet, wie später nach weiterer Entwickelung des Geistes, sondern im Gegentheil, sollte seine ursprüngliche Beobachtungsgabe überhaupt angeregt werden, so mußte umgekehrt vielmehr die sehr große Häufigkeit von sich wiederholentlich aufdrängenden Erscheinungen und Erfahrungen ihn gewissermaßen zwingen, seine Beobachtung nach einer Richtung hin zu leiten, um seine noch ungeschulte Aufmerksamkeit in richtiger Weise in Anspruch zu nehmen. Es konnte daher eine erste Erfindung nicht durch einen benutzten und ausgebeuteten Zufall, sondern nur durch eine naturgemäße Anleitung und Hinleitung auf die Sache geschehen, durch welche alle berechnende Absicht von seiten des Menschen ausgeschlossen wurde. Es verhält sich mit der frühesten Erfindung in der Urzeit also noch in einer ähnlichen Weise, wie mit der Sprache, die ja auch, wie wir sahen, nicht mit Absicht, Berechnung und Willkür erzeugt, sondern nur durch die Gewalt und den Drang der natürlichen Umstände unter den Menschen hinsichtlich der Anlagen in Fluß gebracht wurde. Wie wir aber zugleich bei Gelegenheit der Sprachentwickelung sahen, daß nur die hervorragenden Individuen die Träger der objectiven sprachlichen Mittheilungsfähigkeit wurden, und diese daher in gewisser Hinsicht die Sprachschöpfer und Erfinder genannt werden konnten, so verhält es sich auch mit den ersten thatsächlichen Erfindern. Denn nicht alle Individuen

zugleich waren zu den Bedingungen in gleich hohem Grade prädisponirt und in die Lage gebracht, jene erste Erfindung thatsächlich machen zu können, während uns andererseits schon bei der Sprachentwickelung die Bedingungen lehrten, daß von einer Ausbreitung des Gewonnenen und Entdeckten nur dann die Rede sein konnte, wenn die Erscheinung selbst sich in ein solches Interesse zu kleiden wußte, daß dauernd die Aufmerksamkeit der Uebrigen hiermit in Anspruch genommen wurde, und ferner die Entdecker selbst nicht nur dafür Sorge trugen, daß dieses Interesse rege blieb, sondern daß sie sich auch auf einem so erhöhten Standpunkte zu erhalten im Stande waren, daß sie aus der Masse hervortretend von allen Seiten mit ihrer Erfindung dauernd beachtet werden mußten. Wie und in welcher Weise sich in Bezug auf die Feuererfindung alle diese psychologischen Bedingungen zusammenfanden, wird uns der weitere Verlauf der Urgeschichte lehren. Zuvörderst bleibt uns hinsichtlich der Bedingungen die Frage zu beantworten, wer die Erfinder unter den durch natürliche Arbeitstheilung geschiedenen Kräften der Urgemeinden waren. Hier leuchtet es nun sogleich ein, daß es weder den Weibern, noch den stets auf Beute ausgehenden Urmenschen, d. h. den Jägern der Gemeinde, gelingen konnte, durch die hier in Betracht kommenden Erfahrungen nach einer gewissen Richtung hin zu so bestimmten Beobachtungen dauernd angeregt zu werden, welche diese Erfindung voraussetzt. Und da sich uns ergeben wird, daß die Summe der zu machenden Erfahrungen in dieser Hinsicht zugleich nur auf der bestimmten Unterlage einer schon sehr hoch entwickelten Handgeschicklichkeit geschehen konnte, so waren folglich auch, wie aus dem Frühern erhellt, nicht alle Völker gleichmäßig zu dieser hervorragenden That vorbereitet, sondern nur den in dieser Beziehung hoch hervorragenden, auserwählten, d. h. den am wenigsten trägen und schwerfälligen Stämmen und Völkerschaften konnte diese Frucht naturgemäß in den Schos fallen. Es wird sich zeigen, daß die betreffende Erfindung nicht nur von geschickten, sehr beweglichen und geübten Menschenhänden gemacht

werden konnte, sondern daß auch diese Geschicklichkeit fortdauernd und mit vielfacher Wiederholung durch bestimmte Beschäftigung mit gewissen Gegenständen stets nach einer Richtung hin geleitet sein mußte. Die trägen und zur Handbeweglichkeit überhaupt nicht geneigten Völker werden wir aus diesem Grunde nicht für die geeigneten halten können, denen es vergönnt war, diese erste großartige Culturthat zu vollführen, und daß auch die in intellectueller Beziehung schwerfällig angelegten Rassen (wie die Mongolen u. s. w.) nicht aus der Summe der angesammelten Erfahrungen das geschickte Facit zu ziehen wußten, wird um so mehr einleuchten, sobald wir bedenken, daß selbst das Aufsammeln von mannichfachen Erfahrungen nach einer bestimmten Richtung hin eine gewisse hohe innere intellectuelle Geistesbeweglichkeit voraussetzt, welche der äußern Geschicklichkeit innerlich zu Hülfe kommen muß, um beim Sammeln richtig trennen und sondern zu können. Sind folglich nicht alle Völkerstämme gleichmäßig im Stande alle hier geforderten psychologischen Bedingungen genügend zu erfüllen, so sind innerhalb des Stammes und der Gemeinde selbst wiederum nicht alle durch Arbeitstheilung geschiedenen Glieder in gleich hohem Grade hierzu befähigt. Weder die in ihrer intellectuellen Thätigkeit wenig befähigten, noch die durch ihre gänzlich anderweitige Beschäftigung zu ausdauernden Beobachtungen aufgemunterten Weiber, wie andererseits die dem rohen Nahrungserwerb obliegenden und durch Jagd sich zerstreuenden Männer des Stammes konnten, wie einleuchtet, die Frucht dieser Erfahrungen pflücken; denn allen diesen war es nicht möglich, die Geschicklichkeit so einseitig auszubeuten, daß ihnen die zur Erfindung nöthigen Vorbedingungen ungezwungen und ungesucht in den Schos fielen. Denn auf eben diese Ungezwungenheit kommt es, wie uns die Bedingungen zeigen, der Natürlichkeit der Sache wegen an. Es konnte sich mit den ersten Entdeckungen der Urzeit, wie schon hervorgehoben, nicht wie mit den in späterer Zeit gemachten verhalten. In der Urzeit mußte sich durch anhaltende einseitige und bestimmte Beschäftigungsweise all-

mählich erst gleichzeitig in einer größern Anzahl von Individuen ein bestimmtes Erfahrungsmaterial ansammeln, um zu einer Erfindung heranzureifen, während in späterer Zeit, wo der Geist bereits selbständiger und sozusagen geistig spürfähiger geworden ist, ein einzelner lange Zeit ganz im stillen oft selbst unbewußt diesen Entdeckungsweg geht, um dann scheinbar plötzlich und oft wie durch Zufall angeregt mit der Entdeckung hervorzutreten. Einen bestimmten schwierigen Entdeckungsweg gehen zu können, war in der Entwickelung der spätern Culturgeschichte meist nur dem einzelnen vergönnt, der es durch seine ihm eigenthümlichen Geistesanlagen und Talente dahin gebracht hatte, ihn aufsuchen zu können. Diese Vereinzelung des Talents und die hiermit hervortretende individuelle Selbständigkeit des Erfinders und Entdeckers kennt die Urzeit noch nicht. So hoch war die Selbständigkeit des einzelnen hier noch nicht erwachsen, und wir müssen uns daher hüten, von einem einzelnen Erfinder oder Entdecker des Feuerzündens zu reden. Obwol wir aber die hohe Selbständigkeit der Individuen in der Urzeit nicht zugeben können, so müssen wir indessen doch darauf zurückkommen, daß es andererseits ebenso wenig allen Völkern gleichartig vergönnt war, die Vorbedingungen der Erfindung und ersten Entdeckung in sich völlig reifen zu lassen, und zwar ebenso wenig, wie in denjenigen Völkerstämmen, welche in sich alle Bedingungen hierzu vereinigten, es hinwiederum nicht allen Individuen gleichzeitig ermöglicht sein konnte, eine so edle Frucht zu pflücken. Die sich ursprünglich ausbreitende Arbeitstheilung hatte zur Genüge dafür gesorgt, daß die Aufsammlung der Vorbedingungen zur Erfindung nicht allerwärts unter den Individuen stattfand, und wie erwähnt, konnte es ungezwungen nur allen denjenigen gelingen, zu erfinden, deren Beschäftigung rücksichtlich bestimmter Materialien dauernd darauf hintrieb. Wir haben nun, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, gewichtige Gründe anzunehmen, daß es in der Urgemeinde nur diejenigen Elemente waren, welchen die besprochene Erfindung des

Feuerzündens zuerst zufiel, welche durch dauernde Uebung ihrer Aufmerksamkeit, vor allem aber durch Uebung ihrer Handgeschicklichkeit zu der reichhaltigsten Aufsammlung der hierzu nöthigen Erfahrungen kamen, und damit gibt sich uns, wie sich im Folgenden zeigen wird, die Schlußfolgerung an die Hand, daß es sonderbarerweise die durch eine dauernde Beschäftigung mit Stein und Holz allein hierzu prädisponirten Kiesel- und Steinwaffenarbeiter der Urzeit waren, denen diese so weittragende Erfindung ein glückliches Geschick in die Hand spielte.

Bevor wir aber genauer darauf hinweisen, in welchen Volksstämmen und in welcher Weise das geschah, müssen wir vorerst noch einige Blicke auf das nur erst in den Anfängen aufkeimende eigentliche Arbeiterthum der Urzeit werfen.

Daß in den frühesten noch uncultivirten Urgemeinden der Menschen nicht alle Individuen gleichmäßig im wahren Sinne des Worts arbeiteten, sondern schon ganz ursprünglich eine Reihe von lästigen und mühseligen Geschäften von der herrschenden Aristokratie der Gemeinde abgestreift und auf diejenigen Gemeindeglieder übertragen wurden, die hier die körperlich schwächern und unterdrückten waren, das leuchtet ein. Ein Blick auf die in Staaten lebende Thierwelt (namentlich auf die Ameisen), mehr aber noch ein Blick auf die sonderbar ungerechte Arbeitstheilung der staatlich rohen und primitiv lebenden Naturvölker der heutigen Zeit, muß uns rasch genug die Ueberzeugung beibringen, daß der primitivste und früheste Urstaat bereits den Sklavenstand zum Ausdruck brachte. Die ursprünglich ausgeprägten Unterschiede von stark und schwach und die sich durch Arbeitstheilung daran anknüpfenden Divergenzen waren es, welche das Sklaventhum nur zu früh zur Erscheinung kommen ließen. Es ist betrübend genug, zu sehen, wie die sich in ungerechtester Weise vollziehende Arbeitstheilung auch unter unsern Naturvölkern das Sklaventhum in einer oft widerlichen Art zur Geltung bringt. Fast immer

zeigt es sich hier, daß es das stärkere Geschlecht, mit Einem Worte die Kräftigen sind, welche sich der Faulheit ergeben, um den Schwachen die eigentlichen Arbeiten aufzubürden. Es liegt das ebenso sehr in der Natur der ersten Entstehung der staatlichen Unterschiede selbst, daß wir nicht zweifeln dürfen, daß das Sklaventhum schon in dieser Weise ganz ursprünglich unter den Völkern der Urzeit zur Erscheinung gekommen war. Bei unsern heutigen Naturvölkern sind es den gegebenen Bedingungen gemäß leider zumeist die Frauen, welche zum Sklaventhume verurtheilt sind, neben ihnen selbstverständlich die Schwachen und Krüppel, d. h. solche, die durch irgendwelche äußern Gebrechen nicht zur Aristokratie der Kraft und Gewalt gezählt zu werden vermögen. Es ist eben der Fluch des Menschen, daß er von der frühesten Zeit an diese Schwachen und Krüppel mit dem, was wir äußere Arbeit und mühselige, lästige Handthätigkeit nennen, belastet hat, während sich ursprünglich die Stärkern und Gesunden auf Kosten dieser Ausgebeuteten zu ernähren und doppelt zu erhöhen wußten. Sofern nun auch bezüglich der Urzeit nur im beschränktern Sinne wie heute von eigentlichen Arbeiten und von dauernden, lästigen Handthätigkeiten geredet werden konnte, die im wirklichen Sinne des Worts große Mühe machten, großen Fleiß beanspruchten und thätige Ausdauer erheischten, so irren wir doch, wenn wir meinen, daß in allerfrühester Zeit es nicht dennoch schon derartige Beschäftigungen schwieriger und wahrhaft mühseliger und lästiger, weil einseitiger Natur, gegeben hätte. Das Sprengen und Bearbeiten der Kiesel, die Schärfung der Waffen und Pfeile, die Holzbearbeitung, und endlich später sogar die Ausschmückung und Politur der frühesten Waffen und Geräthe, erforderten ohne Zweifel bereits, wie wir aus bestimmten Gegenständen noch erkennen, sehr geschickte und kunstgeübte Hände und äußerst mühselige und einseitige Arbeit im wahren Sinne des Wortes. Daß aber zu diesen frühesten in ihrer Art zugleich schwierigen und anstrengenden Arbeiten in der Urzeit die unkräftigen Hände des weib-

lichen schwachen Geschlechts allein hingereicht hätten, dürfen wir schon deshalb kaum annehmen, weil das gebärende und ihre Kinder pflegende Weib nicht die zu diesen oft harten Arbeiten nöthigen und natürlichen Anlagen und Körperkräfte besitzen konnte. Es waren daher vorzugsweise die schwächern Männer unter den Gemeindemitgliedern, und zwar zunächst die von Geburt Fehlerhaften, besonders aber die mit ungeschickten lahmen Füßen Versehenen (d. h. die zum Jagen und Laufen Untauglichen), welche sich als Sklaven den mühseligen Handthätigkeiten während der Urzeit nothwendig unterziehen mußten. Denn diese Invaliden beanspruchten den Schutz der Stärkern vor Feinden und Raubthieren in gleicher Weise wie Weiber, obwol sie zum Jagderwerb und andern äußern männlichen Thätigkeiten der Urzeit unbrauchbar waren. Wir können daher diesen frühesten, sich durch natürliche Arbeitstheilung herausbildenden Sklavenstand, der in jedem überhaupt arbeitenden Urstamme klein oder groß war, mit dem Gesammtausdrucke der Laborarii bezeichnen. Der Ausdruck Laborarius mag uns bei dieser Gelegenheit nicht sowol an das Arbeiten, sondern auch an das sogenannte „laboriren" erinnern, mit dem wir zuweilen den Sinn des körperlichen Stümperns und Leidens verbinden. Diese Laborarii waren durch die Arbeitstheilung gewissermaßen mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen, gegenüber dem Mangel in der Stärke ihrer Füße, ihre Fertigkeiten der Hand um so höher auszubilden, und wir können uns daher nicht wundern, wie im Verlauf der Urgeschichte gerade diese Volksklasse es wurde, in der sich zugleich später die Anfänge zum höhern Aufschwunge von Kunst und Erfindung sammelten. Durchgehen wir alle Traditionen der Völker, um nach Spuren zu suchen, die sich auf „die Lahmen" beziehen, so finden wir seltsamerweise, daß die Sagen ausgebreiteter Völkerkreise übereinstimmend den Feuergott als lahm bezeichnen. Diese Traditionen besitzen eine große Verbreitung unter den Völkern, denn sie werden selbst in Südafrika aufgefunden. Abgesehen von griechischen und römischen Traditionen lassen uns die

germanischen Volkssagen Wieland, den Feuerschmied, bekanntlich als lahm erscheinen. Livingstone fand bei afrikanischen Völkern Gottheiten, die stets mit einem krummen Beine vorgestellt wurden, ähnlich dem ägyptischen Ptah-Sokari Osiris (vgl. Tylor, S. 463). Selbst in Australien und Südamerika finden sich noch deutliche Anklänge an lahm gedachte göttliche Wesen. Die Uebertragung der Lahmheit auf den Teufel hängt mit diesem Ideenkreise zusammen, ist aber selbstverständlich viel später entstanden. Wir sehen aus der merkwürdig weiten Verbreitung dieser sagenhaften Anschauung, daß dem etwas Traditionelles zu Grunde liegen muß, und in der That wird uns der Verlauf der urgeschichtlichen Entwickelung lehren, daß wir hier Fäden in der Hand halten, die in symbolischer Weise auf die Feuererfinder zurückdeuten. Wie dem sei, das vorläufig steht fest, daß die Misgestalteten in der Urzeit zu Sklaven ausersehen waren, um sich den lästigen und den von den übrigen gemiedenen Geschäften zu unterziehen. Allein dadurch eben blieb es ihnen andererseits auch überlassen, ihre Geschicklichkeit mehr zu üben, ihre Aufmerksamkeit besser zu schärfen, mit Einem Wort, mit Hand und Geist ihre ganze Erfindungsthätigkeit thatsächlich auszubilden. Was wunder, wenn nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, in denen bereits in der Urzeit die Stärkern geherrscht und gewaltet hatten, nunmehr auch die Unterdrückten geschichtlich durch eine eigenthümliche Leistung auftreten, eine Leistung, die sie in ihrer Art, wie wir sehen werden, bald hervorragend machte. Was wunder, daß die dauernde und lästige Art ihrer einseitigen Unterdrückung die Erfindungsgabe nicht nur rege gemacht hatte, sondern diese auch so hoch emporschraubte, daß endlich Kunst und Geschicklichkeit einen merkwürdigen Sieg feiern konnten. — So weisen uns die psychologischen Eigenschaften, welche die frühesten Erfinder charakterisirten, der Reihe nach mit Entschiedenheit auf das früheste thätige, und dadurch zu schärferer Beobachtung im einzelnen angehaltene schaffende Arbeiterthum der Urzeit, d. h. auf die sklavisch

unterdrückten Waffenarbeiter und Gerätheverfertiger des urzeitlichen Gemeindewesens, überhaupt auf alle diejenigen einzelnen Kräfte hin, denen durch die natürliche primitive Arbeitstheilung das Los zufiel, die ersten Materialien, die der Urmensch aufnahm, das ist Holz und Stein, durch den Fleiß geschickter Hände zu bearbeiten. Und weiter müssen uns die Bedingungen lehren, daß Holz und Stein (jene in der Urzeit mit Recht so hochgeachteten Materialien) auch der belebende Zunder waren, aus welchem die ersten Flammen hervorloderten, sodaß an der Bearbeitung dieser Stoffe die großartigste und in ihren Folgen unabsehbarste Erfindung der Urzeit zu Stande kam. Arbeit macht erfinderisch, dieses bedeutungsvolle Wort sollte seine tiefe Wahrheit schon zu einer Zeit begründen, da der Mensch nur soeben im Begriff war, die Pforte zum eigentlichen Tempel der Cultur zu sprengen. An dieser Pforte lag in der That Holz und Stein, beides dem Menschen der Urzeit Dinge, ohne welche er den Riegel zum Culturtempel nicht zu sprengen vermochte und ohne welche eine Cultur unter der Menschheit überhaupt wol ebenso wenig denkbar wäre wie ohne das Feuer, das aus Holz und Stein der Mensch hervorlocken lernte. Wie aber war das geschehen? Das nun wollen wir im Folgenden untersuchen.

Mehr wie alle andern Glieder der Urgemeinde konnte der geübte Steinarbeiter der Urzeit seine Aufmerksamkeit auf die ihm täglich bei der Arbeit unter den Händen aus den Kieseln und Steinen hervorspritzenden und leuchtenden blitzartigen Funken lenken, sie zündeten nicht diese Kieselfunken, aber sie regten in ihrer leuchtenden Helligkeit das erste Nachdenken und die früheste Beobachtung nach einer bestimmten Richtung hin an. Sie machten den geschicktern Waffen- und Kieselschmied der Urzeit, wenn wir ihn so nennen dürfen, darauf aufmerksam, daß stets unter der Hand beim Schleifen der zusammengeriebenen Steine ein helles Leuchten entstand, das ihn, da es seine schaffenden Hände hervorzauberten, seltsam genug berühren mochte. Holz und Stein waren die beiden Materialien,

welche der primitive arbeitende Künstler dauernd in seinen Händen bewegte, Geschicklichkeit und Einseitigkeit nach bestimmter Richtung hin aber andererseits die Factoren, die zugleich die geheimnißvolle Macht bildeten, welche dem aufmerksamen Künstler der Urzeit seine wunderbare, zauberhafte Entdeckung ungezwungen und absichtslos in die Hände spielte. Brechen, sprengen und reiben waren die Grundthätigkeiten der Steinarbeiter der Urzeit, und Schleifung und Reibung, obwol einer spätern Periode der Steinzeit angehörend, mußten bereits im Schwunge gewesen sein, als unsere Erfindung zur vollendeten Thatsache wurde. Reibung war das merkwürdige Losungswort, mit dem sich der Zauber vollzog. Miteinander gerieben, wissen wir, fangen Kiesel bereits an Funken zu sprühen und matt zu leuchten, und noch heute finden wir Negerstämme Westafrikas die (nach Zuchelli) im Stande sind, aus der geschickten Reibung von Steinen auf bestimmte Holzarten, das Holz zu entzünden. Allein die eigenthümliche Reibung erfordert großes Geschick und anhaltende Ausdauer, die bei der lästigen Arbeit nur der entwickelt, der unaufhörlich und ohne zu ermüden seinen Zweck verfolgt. In diesem einseitigen, aber zweckmäßigen Verfolg der angestrebten Arbeitsrichtung, mit Hinblick auf die Ahnung, hiermit eine neue Erscheinung hervorzurufen, darin lag das Wesen dieser früheſten eigentlichen Erfindung. Nicht jede Holzart und nicht jede Steinart eigneten sich zum Zünden, und so liegt denn das Talent der ersten erfinderischen Geister vorzugsweise darin, mit Geschicklichkeit diejenigen Stein- und Holzarten herausgesucht oder vielmehr gefunden zu haben, aus welchen nach ausdauernder Reibung der Funke des Prometheus zur rauchenden feurigen Flamme emporlodern konnte.

Halten wir eine psychologische Rundschau unter den großen Völkerrassen der Urzeit, so erkennen wir jetzt, nachdem wir die Bedingungen der Erfindung eingesehen haben, doppelt, daß den körperlich und geistig trägen Völkern nicht die Talente ursprünglich zu Gebote standen, die nöthig waren, ihren Erfahrungskreis und ihre

Thätigkeiten so unermüdlich zu stärken, daß ihnen diese Erfindung gelang.* Es traten daher ursprünglich die rohen und trägen, besonders also die schwarzen Völkerschaften vom Standpunkt der Erfindungsthätigkeit in den Hintergrund. Wir haben schon im vorigen Bande gesehen, daß wir Grund haben zu vermuthen, daß die von Natur sehr trägen Völker nur erst durch Nachahmung angeregt und sozusagen nur durch die allgemeine Concurrenz der übrigen Völker gezwungen sich die lästigen Gebräuche und Geschicklichkeiten der ganzen Steinzeitperiode angeeignet haben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir auch die Geschicklichkeit dieser Völker sich nicht so hoch entfalten sehen, sodaß folglich ihr Erfindungsgeist gegen den der übrigen Völker ursprünglich zurückblieb. Allein auch die geistig schwerfälligen (wiewol äußerlich nicht geradezu trägen) Völkerrassen, wie die amerikanische, die malaiische und selbst die geistig so unbeholfene mongolische Rasse, vereinigten, wie erwähnt, nicht die nöthige Summe von Bedingungen, welche den Erfindungsgeist in genügender Weise zuschärften, um ihn zum richtigen Griffe zu führen. Beachten wir hingegen die Anknüpfepunkte der spätern Entwickelungsgeschichte des aufstrebenden Erfindungsgeistes, und blicken wir zugleich auf die uralten Traditionen der Völker über die Feuererfindung, so werden wir gezwungen, in dieser Beziehung unsere Augen auf die semitischen, hamitischen und indogermanischen Völkerstämme zu richten. Nur in ihnen war die Begabungshöhe ursprünglich von der Anlage, daß sie den richtigen Wegen zur tiefern Erfindung folgen konnten, und nur ihnen konnte daher der glückliche Griff und Fund gelingen. Wir haben genügende Gründe, in Bezug auf die genannten Völkerstämme anzunehmen, daß sie den frühesten und bedeutendsten Focus aller eigentlich religiösen Urgeschichte überhaupt bildeten; alle mit dem Aufschwunge der Religion in Verbindung stehenden Ereignisse sollten sich vorzugsweise

---

* Vgl. zugleich Bd. 1, Buch 2, Kap. 6.

hier entwickeln, um von hier aus langsam über die Völkerrassen und Stämme der Erde (die in jener Zeit, wie wir sahen, noch Fühlung miteinander besaßen), auszustrahlen. In der That haben wir mit Rücksicht auf Tradition und Geschichte, sowie mit Hinblick auf die zu erfüllenden Bedingungen von psychologischer Seite, nicht zu zweifeln, daß in diesen Stämmen sich zuerst das Licht der neuen, großen, welterobernden Erfindung Bahn brach. Freilich erst nachdem die ersten störenden Rückwirkungen beseitigt und ausgeglichen, und nachdem, wie sich zeigen wird, durch harte Kämpfe „die große Neuerung" mit ihren revolutionären Folgen auf allen Gebieten zum Segen durchgedrungen war, erst da konnten sich diese ersten Funken der erfinderischen Thätigkeit unter eben diesen Völkern zu einer nie mehr verlöschenden Flamme anfachen. Verhältnißmäßig sehr früh aber begannen sich dennoch alsbald die Strahlen und die Helle jenes ersten Aufleuchtens tiefer erfinderischer Thatkraft auch unter die übrigen Völker zu verbreiten, sie alle empfanden diese neuern Anstöße, und alle begabtern Völker nahmen hiermit einen Anlauf zu erneuter Größe, hinter welcher die übrigen weniger begabten weit zurückblieben. Nachdem, wie sich zeigen wird, die Kämpfe unter den indogermanischen Stämmen mit ihren Folgen vorüber waren und sich diese so erfinderisch angelegten Völker zu erholen begannen, da sammelten sich die in den Ursitzen gebrochenen Kräfte an andern Orten der Erde von neuem, und nun erst war es den Nachkommen dieser ursprünglich am meisten erfinderisch angelegten Völker vergönnt, in der Geschichte dauernd und tonangebend an die Spitze zu treten.* Die psychologische Untersuchung lehrte uns, welche Bedingungen nothwendig waren, den Funken des Prometheus zu entzünden, und wie der Mensch Herr über die Gewalt des Feuers werden konnte. Solange der Urmensch nur die Flammen der Feuerquellen, die Glut der Waldbrände und die Feuererscheinungen der Vulkane und

---

* Vgl. Bd. 1, Buch 2, Kap. 6.

die Lichtwirkungen der Gestirne vor sich sah, waren alles das nur für ihn bunte unverstandene Phänome, denen er auswich oder sich an ihre Einwirkungen dauernd gewöhnte, um sie indifferent zu betrachten. Als aber die eigene Hand die Bedingungen erfüllt hatte, um die ähnliche Erscheinung gleichsam zauberhaft zu erzeugen, da, als das kindliche Bewußtsein auf die Ursachen dieses Zaubers durch die eigene Hand hingewiesen wurde und der Menschensinn zum ersten mal Ursache und Wirkung in neuer, tieferer Weise sonderte und verknüpfte, da begann nun der Urmensch das innigste und wesentlichste Interesse an allen feurigen Phänomenen zu nehmen. Das Feuer blieb ihm nun keine bloße Erscheinung mehr, sondern er sah es unter der Hand wachsen zu einer Macht, einer Macht die er zugleich mit seinem Willen frei hervorbringen konnte und deren Gewalt er jetzt aus nächster Nähe kennen lernte. Kein Wunder, daß die ersten Erfinder vor ihrem eigenen Thun anfänglich fast erschreckten, kein Wunder ferner, daß der kindliche Menschengeist die leckende und züngelnde, vielköpfige Flamme anfänglich schier als ein Thier ansah, das alles um sich her auffraß, um ähnlich wie die Schlangen alles Lebendige zu verschlucken und zu verzehren, kein Wunder endlich, wenn sich eben jene Erfinder, welche mit ihren Händen diese scheinbar bestialische Kraft zu entfesseln im Stande waren, zugleich bemühen lernten, diese entfesselten feurigen Gewalten zu bändigen. Und rasch genug erforschten in der That die Erfinder alle Mittel, die gierige Macht durch andere Naturkräfte im Zaum zu halten. Erst jetzt, nachdem der freie Wille und die Willkür des Menschen die wunderbare Naturkraft beherrschten, war das Feuer thatsächlich erfunden. Erstaunliches hatte der Menschengeist erreicht, und was uns heute so alltäglich, den Forschern aber oft kindlich primitiv erscheint, das erblickt der Psychologe durch sein klareres Fernglas als ein hehres Ereigniß, an das sich die sonderbarsten Folgen knüpfen mußten. Er sieht, wie im Lauf der religiösen Entwickelungsgeschichte die seltsamen Feuererfinder, die sich als die ersten

Herren jenes mächtigen Naturelements fühlten, das der Menge durch seine Erscheinungen in der Hand des Menschen ein erhabener Schrecken wurde, versucht fühlten, sich in den Nimbus des Erhabenen zu kleiden, um hiermit ihre Macht zu erhöhen, sich Einfluß zu verschaffen und so ihre Kunst und ihren Naturglauben zu einer Grundlage eines neuen religiösen Cultus zu gestalten. Und verdienten es die ersten Erfinder, welche in ihrem Glanze aus dem tiefen Dunkel einer noch völlig geistlosen Zeit emportauchten, nicht in der That, erhaben gefeiert zu werden? Waren doch in den Geistesanlagen dieser ersten angestaunten Erfinder, wie uns die Entwickelungsgeschichte lehren wird, die treibenden Keime von Kunst, Religion und Intelligenz unmittelbar miteinander lebendig, und hatte daher jede dieser Anlagen einen bestimnmten Antheil an der merkwürdigen Erfindung und deren Verbreitung. In der That, die ersten Erfinder waren in ihrer Art Künstler; denn sie bearbeiteten mit Geschicklichkeit Steine und andere Objecte, sie besaßen zugleich in ihrer Art auch den übrigen gegenüber am meisten Intelligenz; denn die Kunstarbeit selbst war es, die sie dazu mehr wie die andern anregte, endlich aber mußten diese Künstler auch einen tief sittlichen, religiösen Drang in sich fühlen, ihre Kunst zur Geltung zu bringen, denn es wird sich zeigen, daß sich ihre Erfindung nur dadurch verbreitete, daß sie dieselbe ursprünglich in den sittlichen Dienst der Heilwirkung (wenn auch durch Zauber) stellten. Doch hierüber Genaueres im folgenden Kapitel.

Wir sehen, daß die Erfindung des Feuerzündens ein Ereigniß war, das sich eng verknüpfte mit den Arbeiten der ursprünglichen Holz- und Steinzeit. Hatte sich die Thätigkeit der begabtesten und am wenigsten trägen Völker der Bearbeitung von Holz- und Steinmaterialien zugewandt, so mußte es endlich auch nothwendig den talentvollern unter den arbeitenden Steinkünstlern gelingen, die Feuerzündung zu erfinden. Allerdings war die Zündung uranfänglich eine sehr schwierige Kunst, die sich erst nach und

nach dadurch erleichterte, daß es den Erfindern später gelang, bessere und leichtere Reibungsmethoden und passendere Materialien zu finden, durch welche Erleichterung die Nachahmung in höherm Maße ermöglicht und mit Rücksicht auf die treibenden sittlichen und geistigen Ursachen die Verbreitung der Erfindung herbeigeführt werden konnte. Das Kunstgeheimniß der Feuerzündung bestand aber nicht nur in der Geschicklichkeit der Reibung, sondern zugleich in dem Hinweis auf die richtigen Holz- und Steinarten, als den allein brauchbaren Zunder, durch welche die Feuerreibung gelang. Welche Regeln zu beobachten waren, um stets passende Zündmaterialien in der Hand zu haben, ersehen wir aus Vorschriften der alten Chinesen, die sich im zweiten Theil im „Lyn-Yu", Kung-Fu-Ksü's Werke aufgezeichnet finden. Wer dem Holze durch Reibung Feuer entlockt, heißt es hier, der muß der Jahreszeit gemäß mit dem Holz wechseln. Im Frühling entlockt man solches aus Ulme und Weide, im Spätsommer aus Maulbeerbaum und Baum dshé, im Herbst aus Baum dsu und yēū, im Winter aus huai und thau. So gehörte also zugleich eine große Sachkenntniß der Materialien und besonders der Holzarten in ihrem Verhalten von Härte, Weichheit und Feuchtigkeit dazu, die Unterlage der Erfindung zu gewinnen, eine Sachkenntniß, die vor ihrer allgemeinen Verbreitung, wie alle specifischen Kunstkenntnisse, noch etwas Geheimes und nur den Eingeweihten Zugängliches an sich hatte. Zudem waren aber große Ausdauer und Geschicklichkeit bezüglich des Hervorrufens und Bändigens des anfänglich gefürchteten Elements erforderlich, um die vor den Augen des kindlichen Urmenschen in ihrer Art merkwürdige Erfindung als eine anfänglich mysteriöse Erscheinung weiter zu verbreiten. * Wie und in welcher Weise diese Verbreitung verhältnißmäßig rasch unter den Völkern der Urzeit sich zugleich vollzog, ohne daß hiermit ursprünglich einem Bedürfniß der Selbsterhaltung gedient wurde, das werden uns die folgenden Kapitel lehren. — Das Feuerzünden war also ursprünglich eine bestimmte Kunst, und obwol die niedrigsten Völkerschaften die Methode des Zündens nachgeahmt und erlernt haben, so gehört dennoch heute, wo diese Methoden durch die passenden Materialien, die verwandt werden, sehr erleichtert ist, immerhin noch große Geschicklichkeit dazu, das Holz in Flammen zu setzen. Darwin erzählt, daß auf Tahiti das sehr leichte Holz von Hibiscus tiliaceus zu diesem Zwecke verwandt wurde. Ein Eingeborener verstand damit Feuer zu zünden, ihm selbst dagegen war es sehr schwierig. Walter Raleigh schrieb im Jahre 1595 von Guayana: „Die Europäer können das Feuer-

* Vgl. das folgende Kapitel.

zünden den Eingeborenen nicht nachmachen. Sie nehmen zwei Hölzer verschiedener Art, wovon das eine weicher wie das andere ist. In das weichere, welches sie Hiri-Hiri nennen, machen sie eine kleine Vertiefung, in welcher sie mit großer Geschicklichkeit Funken erzeugen". Das beste Holz zum Feuermachen im nördlichen Theil des südlichen Afrika liefert nach Livingstone der Schikaba-kadsi, ein Name, welchen der Baum von dieser Anwendung erhielt. — Eine Umschau unter den Naturvölkern bezüglich der Methode des Feuerzündens (wie sie Tylor in seinem trefflichen Werke über Urgeschichte vorgenommen) zeigt uns, daß verhältnißmäßig bei weitem nicht alle Völker von der primitiven Stufe sich emporgehoben haben. Welches freilich die eigentlich ursprünglichste Art war, das Feuer durch Reibung zu erzeugen, sind wir heute nicht mehr im Stande anzugeben, nur so viel wissen wir mit Bestimmtheit, daß Stein und Holz ursprünglich die Grundmaterialien waren, die zur Erzeugung verwandt wurden. Wir sind heute nicht mehr in der Lage, feststellen zu können, ob die Reibung durch zwei bestimmte Holzarten gegeneinander vermittels Stab und Rinne, welche so viele Forscher (so auch Tylor) als die erste und ursprünglichste Zündungsmethode anzusehen geneigt sind, auch zweifellos die erste und früheste war. Daß nicht alle Völker, unter denen sich noch primitive Feuerreibungsarten erhalten haben, sich zweier Holzarten bedienen, beweisen uns viele Negerstämme, die (wie schon im Text bemerkt) sowol Holz als gleichzeitig auch Stein hierzu benutzen und mit Steinen und Quarzsand auf Holz reiben und auch auf diese Weise das Holz in Brand zu setzen wissen. „Wenn sie (die Neger Westafrikas) einen Feuerstein auf der Straße fanden, knieten sie dabei nieder, nahmen ein Stückchen Holz in ihre Hände, streuten Sand zwischen Stein und Holz und rieben beides so lange gegeneinander, bis das Holz zu brennen begann, und damit zündeten sie alle ihre Pfeifen an und setzten rauchend ihre Reise wieder munter fort." (Zuchelli, „Merkwürdige Missions- und Reisebeschreibung nach Congo", S. 344.) Immerhin ist es möglich, daß ursprünglich dem ähnliche Methoden von Reibung dieser beiden Grundmaterialien bestanden haben, welche ungleich schwieriger, aber mit Rücksicht auf die Art der Erfindung primitiver waren. Daß die Steinschleifer durch ihren eigenthümlichen Umgang mit Steinen bemerken mußten, daß darin leuchtende Kräfte schlummerten, liegt auf der Hand; denn sie mußten nicht nur beim Schlagen häufig genug das Funkensprühen bemerken, sondern sie sahen, wie die Quarzkiesel bei Reibung gegeneinander sogar deutlich anfingen zu leuchten. So sagt Tyndall in seinem berühmten Werk: „Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung" S. 13: „Sie sehen diese beiden Quarzkiesel, ich reibe sie gegeneinander

und sie beginnen zu leuchten." Da die Reibungsmethoden nun im spätern Steinzeitalter außerordentliche Fortschritte machten, so kann es nicht wundernehmen, daß man zugleich auch Steine auf Holzarten und endlich Holz auf Holz gegeneinander schleifen lernte und hierbei kunstgeübte Hände auf die Feuerzündung stießen. Wie schon oben erwähnt, ist die heute noch unter vielen Völkern vorkommende Manier, einen Stab innerhalb einer Holzvertiefung zu reiben, eine der ursprünglichern Methoden. Durch eine eigenthümliche drehende Handhabung des reibenden Stabes entsteht der sogenannte „Feuerbohrer". Der Feuerbohrer wird in Australien hauptsächlich angewandt, woselbst ihn Cook vorfand. Die Verbreitung des Feuerbohrers scheint die größte auf der Erde zu sein. Cook fand ihn in Unalaschka und bei den Russen in Kamschatka, wo ihn viele Jahre hindurch Stein und Stahl nicht zu verdrängen im Stande waren. Der Feuerbohrer wird noch heute bei den wilden Veddahs auf Ceylon gebraucht und man kann annehmen, daß er in Indien herrschte, bevor die Arianer ins Land fielen. Der Feuerbohrer wird ferner in ganz Südafrika angetroffen, in Nordamerika besaßen ihn Eskimos und Indianerstämme. In Mexico findet er sich unter den Bildschriften gemalt, er wird im ganzen Centralamerika, in Westindien und in Südamerika bis hinab zur Magellansstraße gefunden.* Wir dürfen daher aus dieser weiten Verbreitung schließen, daß die „Feuerbohrung", nach welcher durch Drehung innerhalb eines andern passenden Holzes das Feuer hervorgerufen wird, auch zugleich diejenige Methode war, durch welche sich diese Kunst unter den Völkerstämmen allgemein in frühester Zeit verbreitet hat und Nachahmung fand.** Allein diese Nachahmung ist verschieden schwierig, je nach den Holzarten, welche zum Gebrauch hierzu verwandt werden können, und nicht selten kommt es in manchen Gegenden vor, daß zwei Leute beim Zünden dergestalt thätig sein müssen, daß der eine am obern Ende des Stockes anfängt, wenn seines Kameraden Hände ziemlich bis zum Boden gelangt sind und so fort,

---

* Vgl. Tylor, „Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit", S. 305 fg.

** In dieser Weise finden wir auch die Feuererzeugung bei den Griechen. Sie nahmen zwei Holzstücke, deren eins als Unterlage (ἐσχαρα) diente, es war zumeist von der ἀδραγενη, einer Schlingpflanze, genommen, während das andere Stück, der Bohrer genannt (τρύπανον), zumeist vom Lorber (δαφνη) genommen wurde. Es wurden aber außerdem noch Dorn (ῥάμνος), Linde, Ephen und eine Eichenart genannt. Besonders waren es stets Weichheit, Härte und Trockenheit der Holzarten, auf welche die Reibekunst in der Auswahl derselben zu achten hatte.

bis Feuer kommt.* Es kann uns daher nicht wundern, daß später als die Intelligenz der Völker allgemein zu wachsen begann, auch unter den begabtern Völkern sehr rasch bessere und leichtere Methoden zur Zündung erdacht wurden. In diesen spätern Verbesserungen weichen nun die meisten Völker voneinander ab und häufig findet sich, daß im Laufe der Zeit selbst sehr niedrige Völker in dieser Beziehung Nachahmungen von Nachbarvölkern vornahmen, die sie zu verbesserten Feuererzeugungsmethoden brachten, auf die sie selbständig vielleicht schwerlich gekommen wären. Mit den Fortschritten der Arbeitsfähigkeit indessen, so dürfen wir sagen, schritten im allgemeinen auch die Erfindungen in dieser Beziehung vor. Arbeitsamkeit und Material geben zu Verbesserungen stets die Veranlassung, und dort wo sich bessere Materialien vorfanden und die Thätigkeit anspornten, hat sich auch bald das Verbesserungswesen bezüglich alles Handwerkszeugs, und so auch hinsichtlich des Feuerbohrers geltend gemacht. Wo Schwefelkies und Eisenpyrit gefunden wird, hat man sich später sehr rasch dieser Stoffe bemächtigt, und als Eisen und Stahl erst in Gebrauch kamen, da begannen die verschiedensten Methoden unter verschiedenen Völkern platzzugreifen, doch ist es wunderbar genug, wie viele Völkerschaften trotzdem ihre uralten Methoden, Feuer zu zünden, mit Zähigkeit und — wie wir später erkennen werden — vorzugsweise durch Aberglauben geleitet festgehalten haben. Und selbst in unsern hochcivilisirten Staaten hat der Aberglaube hierüber bekanntlich sich in manchen Stücken erhalten, wir erinnern nur an die Nothfeuer zur Vertreibung von Seuchen, bei welchen das Feuer nicht auf moderne Weise, sondern in der primitivsten Weise erzeugt werden muß, wenn es helfen soll. Die zwei letzten Berichte von eigentlichen Nothfeuern, die uns Ad. Kuhn angibt, sind aus Hannover vom Jahre 1828 und aus England vom Jahre 1826. Der „Mirror" vom 24. Juni dieses Jahres entnimmt dem „Perth Courier" eine Beschreibung des Ritus, wie er nicht weit von Perth von einem Farmer ausgeübt wurde, welcher mehrere Stück Vieh durch eine Krankheit verloren hatte. Einige Steine wurden im Hofe zusammengetragen, und nachdem man Holzkohlen daraufgelegt, wurden diese mit Wilt-fire, d. h. mit Feuer, welches durch Reibung erlangt war, angezündet, das Vieh mußte nun dem Alter nach durch diese Flammen hindurch getrieben werden. Doch gehört die Reihe ähnlicher hierher gehöriger Gebräuche in das Kapitel, das uns über die Heiligung und Weihe des Feuers aufklären wird, welche letztere allerdings, wie hier nur erwähnt sein möge

* Tylor, S. 305.

viel dazu beigetragen hat, daß die Völker nicht gern von ihren Zündungsmethoden abließen. — Was die Zeit der Feuererfindung anlangt, so haben wir dieselbe verhältnißmäßig früh anzusetzen, wenn auch nicht so früh wie die Ursteinzeit, d. h. die erste Periode der Steinzeit, der ja doch im allgemeinen das Holzzeitalter und diesem wiederum noch diejenige Periode (wie nicht zu vergessen) vorausging, in welcher sich die Menschen ursprünglich träge auf ihre bloße physische Kraft verließen. Allein nachdem sich die schwächern Rassen gezwungen fühlten, ihre Kräfte künstlich zu vermehren und das Beispiel zur Aufnahme von Holzwaffen gaben, da schloß sich diesem verhältnißmäßig rasch das Steinzeitalter an. Man begann, der größern Dauerhaftigkeit und Kraft wegen, statt bloßer Knittel und Holzkeulen, Steinspitzen dauernd zu handhaben, und man fing somit an, Steine zu bearbeiten. Das Steinzeitalter, das vielleicht von einer Dauer war, die nach Jahrtausenden zählt, hat die während dieser Zeit entstandenen eigenthümlichen Gebräuche über alle Völker der Urzeit verbreitet. Daß alle Völker gleichzeitig in das Steinzeitalter ursprünglich eintraten, ist nicht gut anzunehmen, da sich die verschiedensten Anlagen in Bezug auf Charaktereigenschaften und Trägheit unter ihnen geltend machten und für manche Rassen nur erst der Zwang der Concurrenz nothwendig war, um sie zu dieser mühseligen Thätigkeit und zur Nachahmung aller lästigen Gebräuche in dieser Hinsicht zu nöthigen. Dennoch feierte der primitive Nachahmungstrieb während des Steinzeitalters seine Blüteperiode. Die Zeit der Feuerzündungserfindung fällt höchst wahrscheinlich in die spätere Steinzeit, oder vielmehr in die Zeit, um es genauer zu bezeichnen, in welcher es die kunstgeübtesten Völker in der Politur, Bohrung und Steinschleifung der Steingeräthe und Steinwaffen weit genug gebracht hatten. Dennoch sind zu dieser Zeit die Völker und Rassen offenbar noch im äußerlichen Connex untereinander gewesen, sodaß sich diese merkwürdige Erfindung (zugleich, wie wir im Folgenden sehen werden, von Religion und Cultus getragen) früher oder später über alle Völker verbreiten konnte. Wir dürfen daher, um einen bestimmtern Abschnitt (zugleich den Blick auf die Karte der Urzeit gewendet) festzustellen, im allgemeinen annehmen, daß die Feuererfindung noch vor jener Zeit stattfand, da die östlichen Völker gänzlich nach Amerika verdrängt und durch spätere weitere Einschnitte des Oceans nach Westen hin völlig und für lange Zeit abgeschnitten wurden. Da wir also die Feuererfindung in eine so frühe Zeit zu setzen haben, kann es uns nicht wundernehmen, daß man heute kein Volk, ja nicht einmal auf einsame und entfernte Inseln verschlagene Horden aufgefunden hat, welchen das Feuer ganz unbekannt war. Im Laufe der Jahrtausende

mußte die hervorragende Erscheinung bis in die entferntesten Weltwinkel getragen werden. Frühere Betrachtungen hatten uns gelehrt, daß die Stämme und Rassen sich ursprünglich nicht vereinzelten, sondern daß der Druck der Stärkern die Völker nur langsam drängte und die Schwachen allmählich von ihren Ursitzen vertrieb, ohne sie auseinanderzujagen oder weit voneinander zu vereinzeln.* So konnte sich die Feuererfindung ebenso wie viele andere Gebräuche der Urzeit nach allen Seiten hin unter den Völkern zeitig verbreiten, und alle diejenigen Nachrichten, die uns noch heute von Völkern Kunde geben wollen, welche die Feuererfindung nicht kennen, sind zu verwerfen. Trotzdem reichen die Traditionen vieler alten Völker in Mythen und Sagen bis in die Zeit zurück, da ihnen noch das Feuer unbekannt war. So berichten uns beispielsweise noch chinesische Sagen von einer Zeit, da man kein Feuer kannte. Pomponius Mela erzählt von den Feuerlosen in Aethiopien, die das ihnen unbekannte Feuer umarmt hätten, als es Eudoxus bei seiner Entdeckungsfahrt in ihrem Lande anzündete. An einer solchen Feuerumarmung wird indessen wol ebenso sehr wie an der Thatsache überhaupt gezweifelt werden müssen. In keinem Falle dürfen wir vergessen, daß die Flamme dem Urmenschen anfänglich ebenso wie den Thieren etwas Schreckhaftes und in ihrer Art Furchtbares war. Wie wir noch heute in Afrika den Löwen und die Raubthiere durch angezündete Feuer bei Nacht fern halten, so näherten sich die mit dem Feuer nicht bekannten Urmenschen gleichfalls nur unter Grauen und Angst denjenigen, welche die Flamme zu beherrschen, zu zügeln und zu zünden gelernt hatten. Auch Plinius erzählt uns von Feuerlosen im sogenannten Aethiopien, die erst zur Zeit des Ptolemäus Lathyrus das Feuer kennen lernten, doch setzt er diese Menschensorte zwischen die Stummen und Pygmäen. Kropf hörte von den nur vier Fuß hohen Dokos südlich von Kaffa und Susa erzählen, die sich von Kräutern und Schlangen nährten, ohne das Feuer zu kennen. Von den Guanchos in den Canarien berichtet Galvano, daß sie das Fleisch früher roh gegessen hätten aus Mangel an Feuer.** Die letzte Ansicht, glaublich in ihrer Art, besagt uns nichts von der Existenz eines wirklich feuerlosen Volkes. Wir stimmen daher Tylor bei, der in seinem Werk über Urgeschichte S. 302 sagt: „Die Nachrichten vom Auffinden feuerloser Stämme sind von sehr zweifelhaftem Werth. Möglicherweise sind sie bis zu einem gewissen Grade wahr, doch ist dies nicht wahrscheinlich. Für die Existenz anderer Völker, welche (durch Nachbarn) Feuer besaßen,

* Vgl. Bd. 1, Buch 2, Kap. 5.

** Vgl. zugleich Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 1, Heft 5.

aber es nicht selbst erzeugen konnten, liegen bedeutendere Zeugnisse vor. Andererseits aber gehört beides, der Besitz des Feuers und die Kunst es zu machen, der ungeheuern Mehrheit der Menschheit an, und es ist dem so gewesen, so weit unsere Forschung zurückreicht." Was die Methode der Feuerentdeckung anlangt, so ist es sehr erfreulich, daß ich die bisher noch von keinem Forscher vertretene Ansicht, daß der Urmensch durch Schleifen und Reiben von Holz und Stein die Kunst des Feuerzündens erfunden habe, zugleich von Lubbock vermuthungsweise in dessen Werk: „Prehistoric Times" (1865), S. 473 fg., ausgesprochen finde, und wie ich ersehe ist auch Darwin auf diese Stelle aufmerksam geworden, denn er schreibt in seinem Werk: „Ueber die Abstammung des Menschen" (übersetzt von Carus), S. 44: „Beim Zerbrechen der Feuersteine werden Funken hervorgesprungen sein, und beim Schleifen derselben wird sich Wärme entwickelt haben: hierdurch können die beiden gewöhnlichen Methoden Feuer zu erhalten entstanden sein." Die psychologische Analyse lehrt uns, daß es im Grunde sich nicht anders verhalten haben konnte. Was die Sklaven und die Krüppel anlangt, die in der Urzeit zur Arbeit verurtheilt waren, so ist es nicht uninteressant, in dieser Beziehung vergleichsweise auf unsere heutigen niedern Naturvölker zu blicken. Mit Rücksicht darauf schreibt O. Schmitz über die Apachen („Ausland", Jahrg. 1871, S. 350): „Trotz der vielen kräftigen Gestalten unter diesen Wilden findet man doch eine große Zahl verkrüppelter und verkümmerter Individuen. Gehen die Gesunden auf den Raubzug aus, so bleiben diese als Invalidencolonie zurück und sammeln sich im Gefühl ihrer Hülfslosigkeit zu größern Trupps. War die Beute nicht ergiebig und die Krieger kommen hungerig zurück, so flüchten die Invaliden meist schon von selbst. Bleiben sie und die Nahrungsmittel werden knapp, so müssen sie zurückstehen vom Mitgenuß und verhungern, oder werden mit aller Gemüthsruhe niedergemacht, in seltenen Fällen flüchten sie auch zu fremden Stämmen." Diese Beobachtung ist wichtig, denn sie weist uns darauf hin, wie weit die Verwilderung vorschreiten kann, um die regelrecht eintretende Arbeitstheilung zu verhindern. Die besser angelegten und weniger zur Verwilderung geneigten Völker mußten eben folgerichtig die Krüppel als Sklaven ernähren, während sich diese ursprünglich nützlich zu machen suchten durch anderweitige Geschicklichkeit und Arbeit, der sie sich zu unterziehen im Stande waren. Freilich wird diese naturgemäße Folge der Arbeitstheilung auch nur unter den besser und verträglicher angelegten Völkern regelrecht vor sich gegangen sein, und in dieser Hinsicht

also haben wir doppelten Grund anzunehmen, daß die Vorbedingungen zur Erfindung nur auch hier unter diesen am besten begabten Völkern sämmtlich erfüllt werden konnten. Man könnte mit Rücksicht auf den Erfindungsgeist die Völker in productive und reproducirende eintheilen, und es würde sich alsdann zeigen, daß nur die höchsten kaukasischen Stämme ein ursprünglich hervorragend productives Vermögen besaßen, während alle übrigen Völker mehr oder weniger auf Nachahmung der von ihnen ausgehenden Leistungen beschränkt blieben.

3.

Die Entstehung des Schamanenwesens und des Priesterthums der Urzeit in Rücksicht auf die Feuererfindung.

Die Religionsentwickelung ursprünglich Hand in Hand gehend mit den Culturfortschritten. — Die erste hervorragende Erfindung und deren psychologische Rückwirkungen. — Kunstbegabung, Erkenntnißtrieb und sittlich religiöse Begeisterung, deren ursprüngliche embryonale Undifferentiirtheit und Verschmolzenheit in der Erscheinung des ursprünglichen Zauberthums. — Hindeutung auf den Uebergang von der naiven, rein sinnlichen Beziehungsweise von Ursache und Wirkung auf eine übersinnliche, geheimnißvolle Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte durch den Anstoß der Feuererfindung. (Vgl. zugleich die Anmerkungen.) — Die Zauberer der heutigen Naturvölker und die Feuerschamanen der Urzeit. — Die magisch hervorgelockte Flamme in der naiven Phantasie des Urmenschen als Schlange und der hieran anknüpfende weitverbreitete Schlangencultus. — Die ursprüngliche Stellung der Feuerzauberer in Bezug auf das Wesen der Erhabenheit. — Die sich entwickelnde fetischistische Erhabenheit von Feuer, Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein. — Hinweis auf die Erhabenheit, in die sich nunmehr folgerichtig und im Zusammenhange die leuchtenden Gestirne zu kleiden beginnen, und die hiermit auftauchende, auf den Makrokosmus gerichtete Weltanschauung.

Bei einem geschichtlichen Ereignisse von solcher Tragweite, wie es in der Urzeit die Erfindung des Feuerzündens war, genügt es nicht, nur die Reihe der äußern Bedingungen kennen zu lernen, welche das Ereigniß hervorriefen, sondern wollen wir im rechten Lichte die mit dieser geschichtlichen That verflochtenen unabsehbaren Culturfortschritte betrachten, so ist es zugleich psychologisch von der größten Wichtigkeit, die innern Rückwirkungen zu untersuchen, welche sich an

alle diese Erscheinungen auch in geistiger Beziehung knüpfen mußten. Wir dürfen mit Recht sagen, daß angesichts dieses großen Culturfortschritts neue Strahlen der Erkenntniß aufflammten, um die herrschende, finstere und noch tief kindliche Weltanschauung jener Zeitepoche zu beleuchten. Neue und ungeahnte Geisteskräfte mußten diejenigen vorzugsweise jetzt entwickeln, deren intellectueller Horizont sich im Hinblick auf die vielfach gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen mit dem neuentdeckten Element rasch erweitert hatte. Nicht wunder darf es daher nehmen, daß wir sehen, wie die ersten Entdecker und Erfinder durch tiefere Einsicht in den geheimnißvollen Naturzusammenhang der Kräfte und durch die ihnen hiermit gewordene Erleuchtung und Aufklärung einem gewissen Drange und einer edeln sittlichen Begeisterung unterlagen, die sie mit der Zeit zu seltsamen religiösen Handlungsweisen fortriß.

Wir haben schon mehrfach darauf hingedeutet, daß es in der Urgeschichte im Grunde kein hervorragendes Ereigniß von Bedeutung gab, das bei der noch geringen Arbeitstheilung unter den geistigen Anlagen nicht auch zugleich tief und innig mit dem Gebiet der Religion und der religiösen Entwickelungsgeschichte verflochten erscheint. Der Geist des Menschen jener noch sehr kindlich denkenden Zeit war bewegt und getragen von Ideenassociationen, die Gefühl und Handlung auch nach religiöser Seite jederzeit ganz besonders in Anspruch nahmen. Culturfortschritt, Erkenntnißerweiterung, sowie gleichzeitig die Entwickelung bestimmter sich hieran anschließender religiöser und sittlicher Handlungsweisen, finden wir in der Urzeit daher stets innig miteinander verwachsen. Mit dem Aufschwunge der Cultur trat daher selbstverständlich auch ein Aufschwung der Erkenntniß und der Weltanschauung ein, und damit zugleich war wieder ein Fortschritt des religiösen Processes verbunden. Wir würden das Ereigniß der Feuererfindung daher nur halb, oder im Grunde gar nicht geschichtlich begriffen haben, wenn wir nicht zugleich den Aufschwung der Weltanschauung sowie des religiösen Processes, der sich hieran

psychologisch knüpfte, genauer ins Auge fassen. Die merkwürdige Erfindung des Feuers, in welcher die geschichtlichen Ereignisse der Steinzeit gipfeln, führte uns vor die Schwelle der eigentlichen menschlichen Cultur. Wir treten hiermit in den Vorhof des sich großartig aufbauenden Tempels, zu welchem die frühesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Kunst und Arbeit, sowie aufmerksame Beobachtung und geistige Combination das Fundament gelegt hatten. Wir sehen die sklavisch gedrückten Laborarii der Urzeit emsig beschäftigt, Holz und Stein künstlerisch bearbeiten, schleifen, reiben, bohren und poliren. Aber obwol äußerlich geknechtet, wol auch misachtet und von den Unterdrückern in der Stammgemeinschaft eben nur ausgebeutet, sucht sich die arbeitsame menschliche Kraft unter dem Druck dieses äußern Elends einen Ausweg zu neuer specifischer Entfaltung. Aeußere Geschicklichkeit und eine hiermit innerlich correspondirende geistige Regsamkeit begannen sich mächtig unter den Unterdrückten zu steigern. Und siehe, diese in ihrer Art einseitige (weil vom Druck äußerer Verhältnisse von allen Seiten eng eingeschränkte) Ausbildung der Anlagen sollte einen ungeahnten Triumph der Erfindung feiern. Geleitet durch die sich reichlich aufsammelnden einzelnen Erfahrungen sollte der Geist den Schleier zerreißen, der vor den Augen der Erkenntniß über den geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte gebreitet lag. Fürwahr, ein geheimnißvoller Zusammenhang von Kräften, die sich dem Menschen bisher völlig verborgen hatten, war ergründet worden. Aus einer Reihe von Bedingungen hatte menschliche Kunst und Geschicklichkeit, wie wir sahen, eine in ihren Wirkungen ganz neue, bisher völlig unbekannte Kraft erzeugt. Es war zugleich eine erste, freilich anfänglich noch dunkle und unbewußte Ahnung von einem tiefern Causalzusammenhange verborgener und heimlich wirkender Naturkräfte überhaupt, die den arbeitenden Menschengeist jetzt überkam. Eine Ahnung, welche die Erfinder geistig zu erleuchten begann, um sie zu begeistern und zu sittlichen Handlungen anzutreiben. Innerer Drang war es, der die Erfinder ergriff und sie antrieb,

den Uneingeweihten die zauberhaften und furchtbaren Wirkungen jener geheimnißvoll auftauchenden Kräfte, welche sie aufgefunden hatten, gleichsam als eine ihren Händen und ihrem Geiste gewordene Offenbarung mitzutheilen.

Es ist etwas Wunderbares um die innere Offenbarung, durch welche der begabte Menschengeist innerlich erleuchtet und hellsehend seinen geistigen Gefühls- und Erkenntnißkreis plötzlich erweitert sieht. Es ist etwas Wunderbares um die Kunst, die nach rastloser Mühe sich mit Einem Schlage durch eine glückliche Erfindung belohnt findet, und etwas nicht minder Wunderbares um den tiefsittlichen Antrieb, der die Seele auf der Höhe dieses erquickenden Gesichtspunktes ergreift. Noch heute glüht im wahren Künstlerherzen ein deutlicher Anklang an alle diese Antriebe, Antriebe, die heute abgeschliffen und gesittet in ihrer Art erscheinen, uns dennoch aber dunkel den Drang und die Handlungsweise jener frühesten künstlerischen Vorfahren ahnen lassen, deren Verdienste um die Cultur wir heute kaum noch zu schätzen im Stande sind. In der Stille geboren und großgezogen unter den mannichfachsten Kämpfen und Entbehrungen, drängt jede künstlerische und geistige Offenbarung mit unwiderstehlicher Gewalt nach außen, den Geist zur Mittheilung drängend und Herz und Gemüth zur sittlichen Thatkraft und zu einer prophetischen Begeisterung stimmend. Nicht im geheimen und im stillen vermögen die Erfinder ihr neues Wissen eingeschlossen zu verstecken, nicht verkannt und vergessen wollen sie bleiben, sondern zur Mittheilung und Aeußerung treibt es sie und gleich allen übrigen heroischen Kräften ringen sie nach Anerkennung und Verehrung. Wir stehen in der Urgeschichte der Menschheit an einem der merkwürdigsten Wendepunkte. Geist und Geschicklichkeit sind an der Stufe angekommen, auf der die Selbständigkeit des künstlerischen Schaffens und die Antriebe zu eigener Erfindung und Leistung zu einem höhern Bewußtsein und zu tieferer Klarheit sich emporzuheben suchen. Alle physischen Kräfte spannen sich an und spiegeln nach außen jene tiefgreifenden innern Bewegungen wider,

die erkennen lassen, daß das Gefühl des Schaffenden und des von den Geheimnissen seiner Erfindung Erleuchteten von einer Begeisterung bewegt ist, die sich mehr und mehr Luft macht in erhabener Rede und in sittlich edler That. Wer es nicht kennt, das hinreißende Gefühl der Begeisterung, das den schöpferischen Künstler und Erfinder, den erleuchteten Propheten und den unermüdlichen Forscher beseelt, dem allerdings mag es schwierig sein, die hier geschilderten Gefühle psychologisch zusammenzufassen, dem allein mag das Wesen der Ekstase überhaupt befremdlich erscheinen, noch viel schwieriger aber wird es ihm werden, in geschichtlicher Beziehung jene in ihrer Art noch wildere und rohere Ekstase einer urgeschichtlichen primitiven Künstlerschaft zu begreifen, der ihre Kunst und Erfindung selbst noch in kindlicher Weise als eine Art von Zauber erschien, der ihre Phantasie abergläubisch und dämonisch belebte. Noch war der menschliche Geist nicht genügend vorbereitet, um völlig klar einzudringen in das Wesen des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung in der Natur, noch war das unter den Händen der Erfinder hervortretende Wirken dieser neuen Kräfte etwas ihnen selbst tief Geheimnißvolles, Befremdliches und Wunderbares, noch stellten sich ihre eigenen erfinderischen Thaten nach dieser Richtung hin wie ein Zauber vor die Seele, der sie einerseits erschreckte, andererseits aber begeisterte, zunächst und vor allem aber auch mit Aberglauben, Angst und Furcht beseelte. Ergriffen und gewissermaßen ehrfurchtsvoll standen die Feuererfinder vor dem Erfolge ihrer eigenen erhabenen That, von ähnlichen, aber rohern Gefühlen vielleicht eingenommen, wie weiland die nach dem Steine des Weisen suchenden religiösen und abergläubischen Forscher des Mittelalters. Was jenen der brodelnde chemische Hexenkessel, waren den ersten Experimentatoren die geheimnißvollen Zündstoffe von Holz und Stein. Der funkensprühende Stein und das flammende Holz waren die geweihten und erhabenen Materialien jener frühesten und ersten Weltweisen, die als Magier in der Urgeschichte des Menschenthums auftreten. Nicht wie ihre erst sehr späten Nachkommen

waren diese Magier „Schwarzkünstler", sondern im Gegentheil der zauberische Funken des Prometheus, den sie entflammten, ließ sie in hehrer, lichter Gestalt erscheinen; denn ihr Zauber war ursprünglich der Zauber des Lichts und der magisch leuchtenden Flamme. Durch Stein und Holz vollzogen sie kraft ihrer Kunst eine wunderbar erscheinende Magie, mit der sie naturgemäß die Menge in ein erhaben furchtvolles und abergläubisches Erstaunen setzten. So feierte die Begeisterung und das ekstatische Auftreten dieser primitivsten Weltweisen, dieser frühesten Naturforscher und kunstbegabten Erfinder einen Triumph, der sie in der Gemeinde und unter den Völkern als erhabene Tausendkünstler in ein Licht der Berühmtheit, der Furcht, Achtung und erhabenen Ehrfurcht zugleich stellte, eine Art von Erhabenheit, an welche nur noch dunkel heute die Traditionen der am meisten an diesen Vorgängen betheiligten Völker erinnern. Kunst, Wissenschaft und Religion lagen auf merkwürdige Weise hier noch völlig undifferentiirt gleichsam embryonal im Thun und Treiben jener frühesten Geistesheroen (in denen wir, wie sich zeigen wird, die ersten und frühesten



Idol des heiligen Feuers zu Widdah.

Flamines oder Laborarii scintillae, oder kurz gesagt die ersten Magi zu erblicken haben) verschwistert. Jene frühesten, von der ersten kindlichen Erkenntniß erleuchteten Weltweisen traten freilich noch nicht auf mit mystischen Büchern und andern gelehrten Sachen späterer Zeit, aber sie schwangen als Zauberstab das flammenerregende Bohrholz, begeisterten die Menge und rissen sie ehrfurchtsvoll fort durch ihre anfänglich als Wunder erscheinenden Fertigkeiten. Denn sie eigneten sich Fähigkeiten an, durch welche sie bald neben dem Feuer seltsame Naturkräfte überhaupt beherrschen lernten, vor allem aber lernten sie zauberhaft und geheimnißvoll aus den dunkeln geweihten Materialien von Stein und Holz, welche der Urmensch sich ursprünglich gewöhnt hatte als nützliche, aber gefahrlose Dinge zu betrachten, die gefährliche und gefürchtete und darin verborgene Feuerschlange hervorrufen. So waren Arbeit und Kunst ursprünglich, wie es in der Natur der Sache lag, erfinderisch und schöpferisch geworden, und die Phantasie der Menge wurde hiermit tief ergriffen. Begann der Geist doch gleichzeitig jetzt das Wesen von Ursache und Wirkung übersinnlich tiefer zu erfassen, und schienen sich ihm jetzt plötzlich unsichtbare Naturkräfte vor der Seele zu entwickeln, die der thierisch-naive Menschensinn noch nicht ahnte, weil er sie ebenso wenig wie die Thiere vorher kannte, und so tauchte allmählich neben dem sinnlich erblickten Erscheinungskreis ein zweiter verborgener Zusammenhang der Kräfte auf, der unsichtbar, wie er war, zunächst nur die Phantasie des Menschen belebte. Mehr und mehr begann der Mensch im Gebiet der Naturbeobachtung durch diesen Anstoß jetzt zu ahnen und zu forschen, und allmählich sollte die aufkeimende Erkenntniß in das anfänglich noch verschleierte Gebiet hinüberwandern, in dessen Zwielicht die Phantasie jene sonderbaren Auswüchse trieb, die uns erkennen lassen, daß der Geist seine Sehkraft zu erweitern bestrebt war, obwol ihm Phantasie und Ungeschicklichkeit geistiger Bewegung noch fast unüberwindbare Fesseln anlegten. So trat der nach dieser Seite am frühesten angeregte Trieb der Zünder der Urzeit

in das Gebiet der Zauberei, eine Erscheinung, durch welche sich ursprünglich allein die Feuererfindung, die hiermit verwebt wurde, verbreiten konnte. Denn in der Verbreitung dieser Erfindung liegt eben zugleich das psychologische Räthsel, das wir zu lösen haben. Wäre die Feuererfindung etwas von vornherein Nützliches für den Menschen gewesen, und hätte sie ursprünglich zu seiner Selbsterhaltung gedient, so wäre es nicht schwierig einzusehen, weshalb sie sich verhältnißmäßig so rasch über den Erdkreis unter allen Völkern verbreitet hätte. Aber der Nutzen, den das Feuer mit seiner Anwendung zur Kochkunst schuf, datirt erst aus verhältnißmäßig sehr später Zeit, und fordert zugleich eine neue psychologische Erklärung, da die Urmenschen ja das Kochen selbst erst mit dem entdeckten Feuer wiederum erfinden mußten. War aber das Feuer in der Hand des Menschen ursprünglich der Menge nichts weiter wie eine unbekannte schreckhafte Erscheinung, so lag in dieser Schreckhaftigkeit zwar für die ersten Zünder, welche die geheimen und geweihten Materialien bestimmter Stein- und Holzarten besaßen, es zu erzeugen, darin ein Mittel, Furcht und im Nächstenkreise um sich her sittliche Achtung zu verbreiten und die Aufmerksamkeit der Mitmenschen im höchsten Grade eine Zeit lang auf sich zu ziehen, aber nichts mehr, denn selbst diese Schreckhaftigkeit, die das neue Phänomen anfänglich erregte, mußte sich eben allmählich durch Gewohnheit wiederum abstumpfen, endlich gänzlich verlieren, und damit wäre ohne Zweifel der Nimbus der Zauberer und des Zaubers rasch genug wieder untergegangen und an eine Verbreitung des Feuers über alle Völkerkreise wäre nicht zu denken gewesen. Und ohne Zweifel erschiene das hiermit gestellte Räthsel unlöslich, wenn wir nicht durch das mit der Feuererfindung psychologisch entstehende und nothwendig damit verschmelzende Zauberthum (das psychologisch die ersten Keime zum Forschungstrieb ebenso wie das Wesen künstlerischer Begeisterung zum Ausdruck brachte) noch auf eine dritte Wurzel folgerichtig hingewiesen wären, die, wie die Thatsachen zugleich lehren, direct zur

Religion hinüberweist. Wir würden allerdings, wie sich im Folgenden noch genauer zeigen wird, das entstehende Zauberthum mit Rücksicht auf die Feuererfindung nur halb verstehen, wenn wir die in ihren ersten Vertretern vorhandenen religiösen Antriebe übersähen, ja es wird sich zeigen, daß das Zauberthum in seiner Entstehung ebenso wol wie die hiermit zusammenhängende Verbreitung des Feuerzündens sowie die später entstehende Kochkunst sich nur hinreichend erklären, wenn wir die ursprünglich zur Religion hinüberweisenden Antriebe ins Auge fassen. Wären die begeisterten Erfinder des Feuers ursprünglich nichts wie bloße Gaukler gewesen, eine Meinung, die fälschlicherweise zuweilen selbst auch von den Nachkommen der Zauberer der Urzeit unter unsern heutigen Naturvölkern gehegt wird, so wäre es psychologisch nicht verständlich, wie sich dieselben beim Volke in dauerndem Ansehen hätten erhalten können. Allein der mit der Feuererfindung gegebene erste und früheste Impuls zur Zauberei mit verborgenen und herrschenden Naturkräften, hatte ursprünglich viel tiefere und sittlichere Antriebe. Mochten die ersten Erfinder in ihrer ersten Anwandlung von Begeisterung auch das neuerfundene Phänomen nur dazu benutzt haben, damit sich selbst und andern Schrecken zu bereiten und zu gaukeln, dieser Antriebe mußten sie bald müde werden, denn sie dauerten nur so lange, als der Erfolg der Neuheit vorhielt. Dieser nur kurze Zeit dauernde äußere Erfolg konnte nicht lange befriedigen. Bedenken wir doch nur, welche widerlichen und oft ekelhaft anzuschauenden Proceduren die Zauberer unserer heutigen Naturvölker vornehmen müssen, um sich das Moment der Furcht- und Schreckenerregung im Volke zu bewahren. Ganz von selbst wurde daher der in den Erfindern entflammte Ehrgeiz dahin getrieben, zugleich auch eine sittliche Nutzanwendung dieser Erscheinung zu machen, die ihren Erfolgen von anderer Seite zugleich eine unvergängliche Dauer des Interesses sicherte. Nicht die einseitige Furcht hätte dieses geforderte Interesse dauernd rege gemacht. Hätten die Erfinder dieser seltsamen Kunst nur diese ein-

seitig in der Menge hervorgerufen, sie wären sehr bald wie wilde Thiere von allen Seiten verfolgt, bekämpft und unterdrückt worden, da sie aber mehr und mehr von echt sittlichen und religiösen Trieben einer edeln Kunst- und Erfindungsbegeisterung beseelt waren, so verschmolzen sie mit dem Moment der Furchterweckung ihres seltsamen Handwerks hauptsächlich das Moment sittlicher Güte und Liebe, indem sie bemüht waren, ihre Kunst zugleich nützlich und segensreich zu machen. Erst damit, daß die kunstbegabten Erfinder der Urzeit durch die Wirkungen des entdeckten Feuers und der Wärme und den damit sich rasch verbindenden abergläubischen und zauberischen Gaukeleien mit andern Naturkräften Krankheiten heilend und somit segensreich auftraten, stellte sich die früheste hervorragende Kunsterfindung nebst deren Verbreitern in das volle Licht des sittlich Erhabenen und wie der Ausdruck sagt „des Heiligen" und Verehrungswürdigen, um allgemeine Anerkennung zu gewinnen und Verständniß und Nachahmung für ihre neue Kunst hervorzurufen. So also wurde die Religion ursprünglich allein das treibende und verbreitende Element jener merkwürdigen ersten culturbringenden Erfindung. Und wie hätte auch ein dauernder Aufschwung jener frühesten Culturbringer unter den Völkern stattfinden können, wären sie nicht zugleich den religiösen Antrieben der Nächstenliebe gefolgt, welche danach trachtet, die neuen Kenntnisse praktisch zum Heil der Menschheit zu verwerthen, Antriebe, aus denen mit der Zeit jene vielfachen Beschäftigungen hervorgingen, die sich in Wahrsagerei, vor allem aber in jener zauberhaften Heilkünstelei, wie sie Schamanen, Priester und Propheten der Urzeit betrieben, entfalteten. Es war dieser Antrieb eben die der echten und edeln Begeisterung zu Grunde liegende Nächstenliebe, die das früheste gewonnene Wissen über die neuentdeckte Naturkraft als eine Offenbarung zur Erlösung der Menschheit zu verwerthen trachtete. Noch wild und ungebunden in seiner Art, und nur erst von unbestimmten Ahnungen über den natürlichen Zusammenhang der Kräfte

beseelt, greift das kindliche Bewußtsein vorerst zur Naturzauberei und zu den hiermit verknüpften Gebräuchen, auf welche unvollendetes, unklares Wissen und Träumen durch die mit ihnen ursprünglich verflochtene Begeisterung und Ekstase hintreiben.



Mexicanischer Zauberer der Vorzeit.

Wir haben nur nöthig, das noch heute so merkwürdige Treiben der unter allen Völkern der Erde verbreiteten Schamanen, Zauberer und sogenannten Medicinmänner psychologisch vergleichsweise zu betrachten, um zu erkennen, wie in ihrer noch ungeläuterten Natur der begeisterte gauklerische Künstler, der primitive Heilkünstler und der zu gleicher Zeit von Nächstenliebe und Barmherzigkeit durch-

drungene Tröster, Berather, Helfer, Wahrsager und Priester noch unentwickelt verschmolzen liegen.* Aber freilich die Zauberer und Schamanen unserer heutigen Naturvölker sind nur die bereits im Laufe der Geschichte und Entwickelung der Jahrtausende verwandelten (wenn auch freilich am wenigsten verwandelten) Nachkommen der ursprünglichen Flamines, welche begeistert mit dem zauberischen Bohrholze und den früheſten geweihten Materialien von Holz und Stein unter den Völkern umherzogen, überall Anhang warben und das Feuer als früheſtes eigentliches Fetischobject im Verein mit Heilkunst nach allen Seiten hin im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende als Propheten verbreiteten. Bekanntlich weisen uns die Traditionen der morgenländischen Völker in den mannichfachsten Zügen auf diese Feuerzauberei und Flamines der Urzeit zurück, und wir überlassen es ausführlichern Einzelarbeiten, die hierher gehörigen traditionellen Elemente genauer zusammenzustellen und zu behandeln. Nur darauf hinweisen möchte ich hier, daß die in den indischen Ueberlieferungen erwähnten Angirasen und Bhrgus sowie das Geschlecht der Atharwanen, die uns ausdrücklich als die Bringer, Holer und Zünder des heiligen Feuers bezeichnet werden, zwar ganz vorzugsweise an die früheſten sich unter den morgenländischen Völkern kastenartig absondernden Feuerschamanen erinnern, dennoch aber doch schon als spätere Nachkommen jener Urmagier anzusehen sind. Wie vieles mußte sich im Ablauf der Zeiten an diesen seltsamen Gestalten verändert und verwandelt haben, bis zu der Zeit, da erst die schriftliche Ueberlieferung möglich wurde und bis wohin allein unsere heutigen Kenntnisse zurückreichen. Und doch, wie vieles Unverkennbare ist an

* Unter vielen Völkern hat sich im Laufe späterer Entwickelung eine Art von Arbeitstheilung unter den Functionen der Zauberer vollzogen, die deutlich erkennen läßt, wie sie alle aus Einer Wurzel hervorsprießen, zumal bei sehr vielen Völkern, unter andern auch bei den Eskimos, noch heute der Zauberer ebensowol als Priester wie als Seher und Wahrsager, als Jongleur und als Medicinmann auftritt.

dem wunderthätigen Zauber- und Priesterthum der niedern Völker, ja in vielen Stücken selbst noch an dem Priesterthum der civilisirten Länder bis heute daran hängen geblieben! — Freilich nur hinweisend erinnern uns noch die überall hin verbreiteten vielfachen Gebräuche der Naturvölker, in denen das Feuer bei priesterlichen Ceremonien und zauberhaften Manipulationen in hohem Ansehen steht (da es nur von geweihten Händen gezündet werden darf, während es die übrigen anbetungsvoll umkreisen), an die Flamines der Urzeit und deren Thätigkeit; aber die überaus zahlreichen Hinweisungen dieser Art sind dem Psychologen äußerst werthvoll, zumal sie der Reihe nach unterstützt werden durch die Sagen und Ueberlieferungen aller Menschenstämme*, besonders aber aller morgenländischen Völker, und durch Bildwerke, die nur durch den Ueberblick über den innigen Zusammenhang aller dieser Erscheinungen gedeutet zu werden vermögen. Erst dadurch, daß wir in der Feuererfindung und deren psychologischen Folgen ein Ereigniß vor uns haben, das richtig gedeutet, uns den Zusammenhang bestimmter Gebräuche und religiöser Erscheinungen der Urzeit erklärt, die sich unter allen Völkern der Erde vorfinden, ohne daß wir dieselben bisher psychologisch umfassend und zusammenhangsvoll zu verstehen wußten, beginnt sich uns der Entwickelungsverlauf der Religion in der Urgeschichte, wie sich zeigen wird, zu erhellen.

Es kann vorläufig nicht unsere Aufgabe sein, alle hier zu erwähnenden Data einzeln anzuführen, das Material ist zu groß, und es muß das theilweise andern Händen überlassen bleiben. Nur das Wichtigste und Unumgänglichste sei uns erlaubt in Folgendem anzuführen.

Betrachten wir uns die Bildwerke der alten Culturvölker, die in ihren für uns meist räthselhaften Darstellungen geheimnißvolle Worte sind, die zugleich aus einem Dunkel der Zeit herübertönen,

* Vgl. Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 1, Heft 5, und Anmerkungen des Kapitels.

von welcher meist keine weitern Ueberlieferungen der Völker zu uns dringen, so fällt unser Blick neben den uralten Denkmalen der Aegypter vorzugsweise auf die Bildwerke der Mexicaner. Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen (zumal das im ganzen aus dem hervorgeht, was wir im ersten Bande bereits entwickelt haben), im einzelnen darzulegen, weshalb die Denkmale der amerikanischen Culturvölker für den Forscher, der die Sitten und Gebräuche der Steinzeit studiren



Mexicanischer Feuerpriester.

will, von höherm Interesse sind wie die den verschiedensten Zeitaltern angehörenden Zeugnisse der Aegypter. Kein Volk der Erde hat den Charakter dieser merkwürdigen Epoche der Steinzeit, von der wir hier zu reden haben, so treu bewahrt, und kein Volk hat dieses Zeitalter zu so charakteristischer Spiegelung in seinen Bildwerken gebracht wie die amerikanischen Culturvölker. Eine Fülle von seltsamen Figuren, reich überladen mit Symbolen und Bildzeichen, die zum großen Theil noch heute ihrer Deutung harren, treten uns hier entgegen. Kaum ein charakteristischeres Bildwerk aber läßt sich unter diesen nachweisen wie das in der Figur auf S. 52 wiedergegebene, das uns

einen Feuerpriester der Urzeit, umgeben von einer Reihe von Symbolen darstellt, die zu seinem Handwerk gehören. Die mexicanische Bildschrift gibt uns den priesterlichen Flaminen indessen noch charakteristischer wieder, indem sie ihn darstellt, wie er eben im Begriff ist, mit dem geweihten Bohrholz das heilige Feuer zu zünden. (Vgl. S. 55.) Auffällig ist, daß sich fast stets bei diesen charakteristischen Darstellungen das Symbol der Schlange befindet, und hier treffen wir zugleich auf einen Punkt, den wir etwas umständlicher zu erörtern gezwungen sind. — In der That, nehmen wir die Frage, was die Schlange wol mit dem Feuer zu thun haben kann, psychologisch auf, so müssen wir bekennen, daß das Bild der Flamme mit ihren flackernden, züngelnden Spitzen, die vom Winde getrieben eine verzehrende Glut erzeugen, den naiven Sinn an nichts deutlicher in der Thierwelt zu erinnern vermochte, wie an die schleichende, sich züngelnd emporrichtende, zischende Schlange, deren Hunger durch Opfernahrung bestimmter Stoffe gestillt werden mußte. So konnte der noch tief kindlichen Phantasie jener Zeit das heilige Opferfeuer der ersten Feuerpriester als ein seltsames *lebendiges Geschöpf* erscheinen, dessen Wärme wunderbar heilsam dem Kranken zu helfen vermochte, während es dem Priester zugleich etwas Kostbares war, das er durch seine wunderthätige Hand mit den geweihten Materialien zwar zu erzeugen, aber nur dann lebendig erhalten konnte, wenn er die geweihte Nahrung zur Hand hatte, welche das Feuer zum Unterhalt als Opfer forderte. Psychologisch zergliedert erscheint es uns daher in keiner Weise wunderbar, daß uns die Traditionen dieser Zeit so häufig an Schlangen, feuerfarbige Eidechsen und an schlangenköpfige Drachen erinnern.* Durch eine Art kindlicher Analogie trat beim Anblick der züngelnden Flamme das nahe liegende gefürchtete Bild *der sich aufrichtenden, alles Lebendige* verschlingenden Schlange vor die Phantasie, und mit einer erneuten und verstärkten Lebendigkeit wurde daher

* Vgl. Figur S. 47.

dieses gefährliche giftige Thier* in das Bereich einer religiösen abergläubischen Verehrung gezogen. Erst hiermit erklärt sich uns die hohe Bedeutung, die im Thiercultus vor allem der Schlangencultus später unter fast allen Völkern gewonnen hat. Die neuesten Untersuchungen, welche wir über den Schlangencultus besitzen, rühren von Herrn James Fergusson her. Fergusson kam bei seinen Vergleichungen der Topen bei Amravati und Santschi zu der Einsicht, daß sich Baum- und Schlangendienst merkwürdig eng zusammen und fast überall verwachsen finden. Die Erklärungen, welche Fergusson indessen hierüber beibringt, tragen noch ganz das Gepräge der Schlußfolgerungsweise einer naiven Psychologie: „Die Heilighaltung von Bäumen, die namentlich den arischen Völkern eigen ist", sagt er, „kann wol nicht befremden, denn manche Baumformen hinterlassen auch auf den Hochgebildeten noch immer den Eindruck einer sinnvollen Persönlichkeit. (?) Schwieriger ist die Erklärung des Schlangendienstes, zumal die Schlange fast überall als Sinnbild von Weisheit und Macht aufgefaßt wurde." (Vgl. „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1215.) Nur erst die Urgeschichte ist im Stande, wirkliches Licht darauf zu werfen, daß der Schlangendienst mit dem Baum- und Holzcultus sich innig verbinden konnte. Wir sahen ja, daß die schlangenartig vorgestellte Flamme aus dem Holze, das für geeignet zur heiligen zauberischen Reibung gefunden wurde, gleichsam hervorsprang unter den geweihten Händen der weisheitsvollen, mächtigen Flamines. Wir wollen hier sogleich hinzusetzen, daß sich mit dem Bilde der Schlange später nicht nur Macht und Weisheit, sondern auch frevelhafter Uebermuth und Ueberhebung (Schlange im Paradies als Verführer zur Sünde und Ueberhebung des Menschen) verband, eine Thatsache, die sich nur aus der weitern Geschichte der Flamines (Phlegyer) und des später nach umfassender weltlicher

---

* Noch heute sehen Naturvölker das Feuer als schlangenartiges Thier an. Von den Aegyptern bezeugt es ausdrücklich Herodot, III, 16. Ebenso sagt Cicero, „De nat. deor.", III, 14: „Ignis animal." Vgl. Schultze, „Fetischismus", S. 187.

Herrschaft strebenden Priesterthums erklärt. (Vgl. hierüber Kapitel 7.) Ueber die Einzelheiten des Schlangen-, Holz- und Baumdienstes bei den verschiedenen Völkern vgl. „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1215 fg. — Wie häufig treffen wir noch heute bei den Zauberern unserer Naturvölker Schlangen an, welche sie als ein ihnen selbst nicht mehr verständliches Symbol mit sich führen, um an ihnen Zauberkünste zu vollziehen, durch welche sie einen Rest jener uralten Traditionen auf merkwürdige Weise bewahrten. Es wird uns schließlich nach alledem nicht mehr in Staunen setzen, wenn wir zugleich bemerken, daß es neben Feuer, Wärme und Licht ganz vorzugsweise die geweihten Grundmaterialien der ganzen Zeitepoche, d. h. Stein und Holz waren, welche in den verschiedensten Formen mit dem frühesten Wesen des Zaubers und der Magie überhaupt verflochten wurden, sodaß der hieran anknüpfende und sich später entwickelnde Fetischismus der Völker gerade in diesen harmlosen, dem Urmenschen jederzeit bezüglich des Erhabenen gleichgültigen und ungefährlichen Gegenständen etwas Zauberhaftes, Erhabenes und Heiliges erblicken konnte, denen man wie dem „Stein der Weisen" Verehrung zu verleihen hatte. Aber nicht nur Stein, Holz, Baum und Strauch u. s. w. wurden von der Entwickelung der religiösen auf das Erhabene gerichteten Ideenassociation ergriffen, sondern auch die Flamines selbst wurden in einer ähnlichen Weise, wie in der frühern Periode die Häuptlinge des Stammes, in das Bereich des sittlich Erhabenen und der ehrfurchtsvollen Verehrung gezogen. Waren doch in Bezug auf diese seltsamen Feuerpriester alle Bedingungen erfüllt, die nothwendig waren für die Menge, um sie in den Nimbus des sittlich Erhabenen zu stellen. Denn nicht einseitig nur furchterregend, und auch nicht einseitig nur freundlich und also ohne jede Furchterweckung traten sie unter der Menge hervor, vielmehr war gerade in ihren Händen die Macht des Feuers und Lichts eine solche, die von ihnen den sittlichen Umständen gemäß angewandt werden konnte. Nicht ungerecht und zufällig wirkend, wie die Naturerscheinungen, sondern mit freier,

gerechter Beurtheilung der Verhältnisse suchten die Flamines durch das Feuer zauberisch zu heilen oder dem Verfolgten durch geheime Naturkräfte Schaden zuzufügen. Alles vereinigte sich also hier, die von Menschenhänden gezeugte Naturmacht als eine vollkommen erhabene hinzustellen, und kein Wunder daher, daß diese Erhabenheit so tief sich der Menge einprägte, daß auch die Flamines selbst hiermit in das Gebiet des Erhabenen hineingezogen wurden. Allein die Art dieser den ersten Zauberpriestern gespendeten erhabenen Verehrung griff bereits ihrem Charakter gemäß bei weitem tiefer ein als jene den Stammältesten und Ersten der Staatsgemeinschaft auf natürliche Weise bewiesene sittliche Ehrfurcht. Die Ehrfurcht und der sklavische Respect der Menge vor den Aeltesten und Herrschern und der entwickelte religiöse Cultus, der sich an die Aufbewahrung ihrer Leichen angelehnt hatte, beruhte ursprünglich, wie wir sahen, der Entstehung gemäß auf der natürlichen sittlichen Achtung vor dem Alter und dem Respect gegen den sittlichen Vorgesetzten überhaupt. Hier aber, bei den Flamines, suchte die Menge Hülfe, Rath, Nutzen, Beistand, Barmherzigkeit und somit Nächstenliebe in einer andern Weise. Nicht die natürliche, mächtige, schützende Gewalt, sondern die übernatürliche Begabung war es, die man bei den Flamines anrief. Die Flamines waren ja zugleich die ersten hervorragenden Heroen des übersinnlichen, übernatürlichen Wissens. Es gesellte sich daher zu der hier von der Menge bewiesenen religiösen Hingabe und Ehrfurcht vorzugsweise sozusagen der Glaube an diese ihre geheime Wissenschaft, oder richtiger betrachtet, der furchtvolle Aberglaube an die geübte Zauberkunst und an die zauberhaften geheimnißvollen Fähigkeiten der Priester und Schamanen. Daß sich durch diesen Hinblick auf die von den Flamines ausgeübte Herrschaft über geheime Naturkräfte der der Menge eingeflößte sklavische Respect vor den Zauberpriestern noch erhöhte und die nach Nächstenliebe dürstende Ehrfurcht einen noch ehrfurchtsvollern (weil zugleich abergläubischen) Charakter annahm, ist psychologisch leicht

erklärlich. Es ist daher begreiflich, wenn noch heute die Herrschaft der Zauberpriester unter den meisten Naturvölkern in ihrer Art in der Gemeinde weiter reicht als die der weltlichen Herrscher. Kein Wunder, daß man diese Zauberer abergläubisch ehrt und sie mit vielen Geschenken belohnt, sie freilich aber andererseits ebenso auch leicht umbringt, wenn ihre Kunst ohne Nutzen erscheint. Im hohen Alterthum, wo die Menge noch leitsamer, noch kindlicher, furchtvoller und abergläubischer und leichter zu täuschen war, hoben sich die Magi und Feuerpriester dagegen, wie leicht zu ersehen, in einen fast unbegrenzten Respect und gelangten, wie wir sehen werden, unter einzelnen Stämmen zu einer wahrhaft bedeutenden Herrschaft, die der weltlichen Macht gegenüber zu einer Reihe von geschichtlichen Ereignissen führte. Noch war ja zugleich das Auftreten dieser Erscheinungen und Gestalten neu, und die Gewalt, durch welche sie zugleich kunstgeübt eine in der That mächtige und großartige Naturkraft beherrschten, war nothwendig in den Augen der kindlichen Urmenschen ein Phänomen, über das sie sich um so weniger beruhigen und zum Unterschiede anderer gleichförmig wiederkehrender Naturerscheinungen am Himmel, um so weniger gewöhnen konnten, als sie dasselbe in den Händen ihres eigenen Nächsten sahen, der mit ihm direct strafen und lohnen konnte, je nach menschlichem Maßstab und Ermessen der sittlichen Umstände des Augenblicks. So, sehen wir, waren auf einem andern Felde als dem der physischen weltlichen Macht nunmehr geschichtlich neue Heroen und Herrscher aufgetaucht, welche mit andern Waffen und Kräften übersinnlicher, geistiger Art sich die Aufmerksamkeit der übrigen Mitmenschen zu erringen wußten. Und dieses Gebiet, auf welchem die ersten Lichtblicke der geistigen Combinationsgabe einen Triumph feiern sollten, war ursprünglich das der Zauberei, oder wenn wir wollen der Wunderthat. Alle geheimen Erziehungskünste der Priesterwelt, alle tiefere sittliche und religiöse Nächstenliebe, aber auch alle äußere Priesterherrschaft sollten sich auf dem Boden dieses neuentstandenen Gebiets jetzt entwickeln,

mit dessen Auftauchen in der Urgeschichte eine neue Epoche anbricht. Begann doch jetzt eine völlig neue Anschauung der Dinge in dem Zeitalter des entstehenden Feuer- und Magiercultus platzzugreifen, und die menschliche Phantasie sollte einen weiten Schritt hinausthun in die vor dem Menschenauge ursprünglich noch gleichgültig und mehr oder weniger interesselos ausgebreitete entferntere Außenwelt, welche mit ihren Erscheinungen Leben und Erhaltung des Menschen nur indirect berührte. Stein, Strauch, Holz und Baum, Feuer und Wasser, Rauch und Luft und andere Objecte, die mit dem heiligen Feuer in Verbindung traten, begannen sich vor der kindlichen Phantasie durch Ideenassociation mit geheimnißvoll wirkenden erhabenen Kräften zu beseelen und mußten sich vor dem Bewußtsein jetzt gleichsam verzaubern. Eine Reihe feuerfarbiger Thiere, und, wie wir sogleich sehen werden, vorzugsweise die am Horizont flammenden und leuchtenden Gestirne sowie der feurige Blitz traten plötzlich verständnißvoll in den magisch-religiösen Gesichtskreis des Urmenschen. Denn jetzt, nachdem man das Wesen der lichtstrahlenden Wärme aus nächster Nähe schätzen und sie als heilendes und erhabenes Feuer und als lichtspendende Flammen hatte betrachten lernen, konnte der Urmensch die richtigen Prämissen zu dem Schlusse gewinnen, daß *jene lichtstrahlenden Scheiben gezündetes und geriebenes Opferfeuer in sich trügen*, das die leuchtende heilsame Wärme zur Erde herabsandte, deren sich der Mensch täglich erfreute, ohne daß er bisher direct daran gedacht hätte. So tauchte nunmehr ein ganz neues, verwandeltes und erweitertes Bewußtsein vor der Seele auf, neue Sitten und Gebräuche, neue Begriffe und Anschauungen bildeten sich, und auf allen Gebieten des menschlichen Lebens brachen sich neue großartige Fortschritte Bahn, die genauer zu betrachten wir den folgenden Kapiteln überlassen wollen.

Die Entstehung der Magie und des Schamanenwesens gehören zu den wichtigsten und interessantesten Erscheinungen der ganzen Ur- und Völkergeschichte. Es leitet sich, wie uns die psychologische Analyse lehrt, zugleich hierdurch geschichtlich auf natürliche Weise der tiefere, geistige, intellectuelle Entwickelungsproceß der Menschheit ein, dessen tief in die empfindende Menschenbrust hinabragenden Wurzeln allmählich zu einem Stamm emporwachsen sollten, dessen Wuchs sich zu den großen weitgreifenden Aesten der „dogmatischen" Religion, der Heilkunst und der philosophischen Wissenschaften entfalten sollte. Die Magie und das Zauberwesen erscheinen uns in der That als der noch verhüllte und umschleierte Baum der allgemeinen Erkenntniß. Auch die sich im Urzauberthum bewegende Schlange mit ihren züngelnden Flammenzungen fehlt nicht, und die sinnreiche Sage über die Verführung der Schlange, durch welche sie den Menschen vom Baume der Erkenntniß pflücken lehrt, schwebt bezüglich ihrer Ideenverbindungen nicht so in der Luft, wie es leicht den Anschein hat. In der That leitet ja das züngelnde Licht der *Feuerschlange* in eine ganz neue erkenntnißreiche Zeit hinüber. Ein neues und wirkliches Reich der Cultur begann nunmehr seine Herrschaft auszubreiten. Der intellectuelle Proceß, der in der Feuererfindung einen ersten Sieg gefeiert hatte, begann nach allen Seiten hin den Gedankenkreis des Menschen zu erweitern, und nachdem das äußere Vehikel der Sprache die Fähigkeiten genügend gestärkt und erhöht hatte, thaten nunmehr Verstand und Vernunft einen großen Schritt vorwärts.

Es ist für die Entwickelungsgeschichte der tiefern Geistesanlagen, insbesondere für den Aufschwung der Erkenntniß überhaupt hierbei von eigenthümlicher Bedeutung, daß sie ursprünglich nur mit einem ahnenden unklaren Halbwissen begann. Unter dem noch unheimlichen Dämmerlichte dieser tiefern Ahnungen entfalteten sich alle die Gefühle des Aberglaubens, welche der nun folgenden Periode der *Zauberreligion*, als welche man den sogenannten *Fetischismus* bezeichnen kann, ihren eigenthümlichen Charakter aufprägen. Jahrtausendelang sollte der Geist von nun an im magischen Zwielicht über den wirklichen Zusammenhang der Wirkungen unter den wichtigsten Naturkräften verharren, und jahrtausendelang mußten sich die Gefühle daher in dieser Hinsicht in eine Unsicherheit und Unruhe getrieben fühlen, von welcher selbst die heutigen Culturvölker nur äußerst langsam und allmählich durch die Macht der wissenschaftlichen und philosophischen Aufklärung befreit werden. Was wunder, wenn sich die Gefühle des furchtvollen Aberglaubens unter allen Völkern so tief in das menschliche Gemüth hineinlebten, daß wir trotz mannichfacher Fortschritte dennoch in

den aufgeklärtesten Ländern im ganzen genommen noch heute unter dem Banne und der Folter dieser abergläubischen, religiösen oder besser irreligiösen Gefühle stehen.* Die Gefühle des Aberglaubens sind nicht die echten Gefühle der Religion und der Nächstenliebe, aber ihre Entstehung stammt aus jener Zeit, da sich alle Gefühle und Handlungen noch rasch mit der wirklichen Religion verschmolzen. Während die begabtesten und civilisirtesten Völker heute nun allmählich im Begriffe sind, den Scheideproceß der wahren von den falschen Religionsgefühlen und Vorstellungen wieder zu vollziehen und hiermit echte Religion von der unechten mit all ihren Schlacken und unreinen Anhängseln zu sondern, ist die Religion der niedern Naturvölker völlig in dieser Verschmolzenheit stehen geblieben. Zauber, Aberglaube und Religion der Nächstenliebe sind bei ihnen in einer unklaren Vermischtheit geblieben, die aufzuklären uns kaum mehr gelingen kann. Haben doch selbst die höhern Culturvölker mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, die der Religion noch heute anklebenden Reste des finstern Zauberglaubens abzustreifen.

Das Wesen der natürlichen Religion und der Nächstenliebe hatte sich, wie wir sahen, längstens geschichtlich entwickelt unter den Menschen, bevor noch Zauber- und Schamanenwesen platzgriff. Wurde jetzt die natürliche Religion geschichtlich durch das aufkommende Zauberwesen und Wunderwesen übersponnen, so war dieser Zusatz eben nur ein geschichtlicher Anwuchs, der sich nothwendig wieder abstreifen und im Laufe der Zeit also wieder mehr und mehr verlieren mußte. Wie aber keine Ausscheidung und Differentiirung vor sich gehen kann ohne Grund und ohne natürliche Bedingungen, die dazu treiben, so kann auch umgekehrt sozusagen kein Anwuchs und keine (noch so merkwürdige) Zuthat zu einer Sache hinzukommen, ohne daß die geschichtliche Nothwendigkeit des natürlichen Entfaltungsprocesses dazu die bestimmteste Veranlassung gibt. Die

* Man sehe nur zu, wie sich selbst die geistvollsten Männer in manchen sonderbaren Gewohnheiten vom Aberglauben nicht ganz emancipirten. Und in diesem Sinne erscheinen die Worte Horst's als wahr, wenn er im Eingange seiner bekannten „Zauberbibliothek“ sagt (II, 5): „Die Neigung zum Aberglauben ist durch die innerste Natur des Menschen bedingt.“ Allein man vergesse nicht, daß „die innerste Menschennatur“ das, was sie geworden ist, nur erst im Laufe der Entwickelungsgeschichte wurde. Von einer sogenannten „Angeborenheit“ des Aberglaubens aber kann, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, gar keine Rede sein, und deshalb eben muß auch die Möglichkeit gegeben sein, daß wir uns gänzlich von seinen Einflüssen wieder befreien.

Entfaltung des höhern religiösen Entwickelungsprocesses mußte eben nothwendig die Stufe des Wunder- und Zauberwesens durchlaufen. War es den religiösen Gefühlen der Nächstenliebe, die sich entfalteten, im Zusammenhange des ganzen übrigen geistigen Entwickelungsprocesses einmal beschieden, neben sich die Erkenntniß emporwachsen zu sehen, so mußten sich eben diese Gefühle, wie es in ihrer Natur lag, auch sofort dieser primitiven Erkenntniß bemächtigen, um sie zum Nutzen, zum Heil und zum Segen der Menschen zu verwerthen. Diese Verwerthung nun geschah freilich ursprünglich in einer äußerst kindlichen und beschränkten Weise, wie es den Stufen der niedrigsten Erkenntniß und dem dämmerigen Halbwissen entsprach. So trat die früheste und erste Erkenntniß also ganz nothwendig anfänglich in den Dienst der Religion (oder, wie schon oben im Text gesagt, beides war eigentlich noch nicht in der Entstehung genau voneinander zu trennen). Durch dieses ursprüngliche Wechselverhältniß aber entsprangen ebensowol Vortheile für die soeben aufblühende Erkenntniß als für das Wesen der Religion selbst. Die aufblühende Erkenntniß und Wissenschaft fanden in Zauberern, Magiern und Priestern, wie wir später genauer noch sehen werden, einen festen gediegenen Stamm strebsamer Fortbildner, die nothwendig waren, um den intellectuellen Proceß in Fluß zu bringen. Andererseits aber ehrte sich die Religion auf eine natürliche Weise dadurch, daß sie die frühesten und ersten eigentlichen Errungenschaften des Wissens und der Combination praktisch und sittlich hülfreich, und wenn auch noch in sehr kindlicher Weise und nur durch das Wesen des Zaubers, anwendbar zur Erlösung der Menschheit zu machen suchte. Offenbar hob sich durch diese Gesinnung, zu der die sittlich-religiöse Begeisterung die Magi und Flamines hintrieb, das Wesen der Nächstenliebe und Religion bedeutend. Die Religion selbst setzt sich aber durch die früheste Herrschaft über das ursprüngliche Wissen und Erkennen in einen hohen sittlichen Respect, denn die frühesten und ersten Errungenschaften der auf bestimmten Erfahrungen beruhenden Combination waren der Menge noch etwas Neues und Hinreißendes, gleichsam Bezauberndes im wahren Sinne des Worts, sie fühlte sich hiermit ergriffen und ihre Aufmerksamkeit vor allem wurde so aufs höchste auf die religiös aufstrebenden Kräfte der vom Wissensdrange begeisterten Zauberer und Propheten gerichtet. So verschaffte sich die Religion und ihre Diener mit der Verwerthung des frühesten Wissens eine hohe Achtung und Aufmerksamkeit, die sie nicht zu ihrer weitern Verbreitung und Entwickelung entbehren konnte. Was hätte auch jede tiefere religiöse Offenbarung genützt, wenn sie sich nicht äußerlich hätte stützen können auf sinnliche Mittel, welche die Aufmerksamkeit

zuerst sammelte, sodaß die Augen aller sich auf den Mund des Propheten richten konnten. So strebt jeder religiöse Fortschritt dahin, zuerst die Aufmerksamkeit der Menge äußerlich auf sich zu ziehen und die schwerfällige Gleichgültigkeit oder die ihm entgegenstehende Feindschaft der Masse durch diesen aufmerksamen Anhängerkreis zu überwinden. Auf diese Weise kann es uns in der Geschichte der Religion nicht wundern, wenn wir selbst in verhältnißmäßig noch später Zeit große Religionsstifter halb instinctiv ihre Zuflucht zum Wunder- und Zauberthum nehmen sehen. Es galt eben die Menge zu gewinnen und zu begeistern sowie gläubige Anhänger zu sammeln. Die ursprünglichen Traditionen des religiösen Entwickelungsprocesses brachten es zugleich mit sich, die Zuflucht zum Wunderthum nahe zu legen, ja fast in noch frühester Zeit verzeihlich und nothwendig zu machen. So erklären sich die Wunder und alle hierher gehörigen vielfältigen ähnlichen Erscheinungen allein aus der ganzen Geschichte der Religion und des Menschengeistes. Während in hochcultivirten Ländern alle derartigen Erscheinungen sich als Anachronismen darstellen, hat es eine Zeit gegeben und gibt es noch heute unter den Naturvölkern eine Zeit, in welcher der Geist instinctiv und nothwendig sich getrieben fühlt, das Wunderthum mit der lebendigen Religion zu ihrer bessern Wirksamkeit zu verschmelzen. Heute, wo die civilisirten Völker die geheimnißvollen Wirkungen der verborgenen Naturkräfte besser kennen gelernt haben wie ehedem, haben auch die Wunder an Macht verloren, und obwol wir den feinern, tiefern und geheimnißvollen Zusammenhang der mannichfachsten Kräfte noch immer nicht ganz und vollkommen klar durchschauen, steht das Wesen der Religion dennoch zu hoch, als daß das Priesterthum nöthig hätte, der Wissenschaft die Kraft und das Streben zu entziehen, alles Geheimnißvolle in den Naturkräften völlig klar zu legen.

Bevor wir in den Anmerkungen noch einiges über die Verbreitung und geschichtliche Entwickelung des Zaubers überhaupt und besonders in den Culturländern hinzufügen, sei es uns noch gestattet, die Frage über die „Angeborenheit des Aberglaubens“ und die sich an den Aberglauben knüpfenden Vorstellungen des Uebernatürlichen und Wunderbaren vom psychologischen Gesichtspunkte zu betrachten. — Der eigentliche Aberglaube oder wenn wir wollen Zauberglaube wurzelt, wie wir wissen, psychologisch in einer unklaren mystischen Betrachtungsweise des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung und den ineinandergreifenden Bedingungen, auf denen sich die Erscheinungsweise der Naturkräfte gründet. Weil aber dieser Zusammenhang nicht klar übersehen und erkannt wird, geräth Vorstellung und Gefühl hier in jene ängstliche Unsicherheit, in welcher alle weitern

Fragen zur Untersuchung in kindlicher Einfalt dadurch abgeschnitten werden, daß man den Zusammenhang ins Geheimnißvolle und sogenannte Uebernatürliche hinausrückt, unter dessen absolutem Dunkel der natürliche Zusammenhang der Naturkräfte geleugnet und voreilig zur Seite geschoben wird. Es tritt eben gleichsam für die Vorstellung hier eine geheimnißvolle Hand dazwischen, die den sonst beobachteten Hergang und Zusammenhang der Wirkungen unterbricht, um einen völlig unbekannten übernatürlichen, durch unbekannte Fernwirkung vermittelten Causalnexus einzuführen, der neben dem bisher beobachteten nun gänzlich eigenartig in der Luft schwebt und mit ihm nicht mehr zu vergleichen ist. Möge diese Art von Causalnexus als ein geheimnißvoller Rapport, oder als Sympathie, oder auch kurzweg in seiner Abänderung als Wunder bezeichnet werden, immerhin ist es psychologisch von Wichtigkeit, zu beachten, daß der natürliche und der übernatürliche Causalnexus sich so fern voneinander, oder geradezu so gegenüberstehen, daß beide sich wie Bekanntes und völlig Unbekanntes gegenseitig völlig verdunkeln und aufheben, und solange das Unbekannte seines sogenannten übernatürlichen Charakters nicht entkleidet wird, sich auch nicht vergleichen lassen. Wir ersehen, daß um zwei Gegensätze zum Bewußtsein zu führen, die sich miteinander contradictorisch aufheben, der kindliche Menschengeist in seiner Betrachtungsweise schon ziemlich weit vorgeschritten sein mußte; denn im tiefstehenden Bewußtseinshorizonte des Thieres und des noch thierischen Urmenschen haben die künstlichen Vorstellungen eines contradictorischen Gegensatzes von Natürlich und absolut Uebernatürlich oder von Etwas und Nichts u. s. w. in dieser Weise noch keinen Boden, um entstehen zu können. Zwar bezieht das kurzsichtige Thier ähnlich wie das Kind Ursache und Wirkung häufig sehr unrichtig und falsch aufeinander, und die angeborene Betrachtungsweise der Dinge durch das Glas von Ursache und Wirkung betrachtet, unterliegt daher auf der thierischen und kindlichen Stufe oft den gröblichsten Täuschungen nach vielen Seiten, aber diese kindliche Täuschung im Fehlgreifen der richtigen Beziehungsweise involvirt noch nicht statt dessen die Substituirung eines übernatürlichen und übersinnlichen Causalzusammenhangs, und noch nicht die Herbeiziehung der Vorstellung des Uebernatürlichen und Wunderbaren, die jetzt eine Rolle zu spielen beginnt, und dem Wesen des Zauberzusammenhangs und Wunderzusammenhangs zur Voraussetzung dient. Denn nur hiermit erst wird recht eigentlich die Vorstellung der völligen Kenntnißlosigkeit des Zusammenhangs ins Bewußtsein gehoben. Die Macht und Gewohnheit, alle Wirkungen im betrachteten Zusammenhang auf irgendwelche nahe liegenden (wenn auch falsche) Ursachen

zu beziehen, ist den Thieren und allen Geschöpfen so innewohnend, daß sie den Begriff der sich dazwischenschiebenden geheimnißvollen übernatürlichen und durch Fernwirkung herbeigeführten völlig unbekannten Ursache als Wunder und Zauber im eigentlichen Sinne noch nicht zu bilden vermögen. Dieser letztere Begriff mußte daher erst, wie wir sahen, psychologisch, geschichtlich entstehen, um im Bewußtsein zur Geltung zu kommen, er mußte mit Einem Worte dem Menschen erst wirklich bewußt werden. Und sonderbar, nur erst durch die Kenntnißnahme und Bildung des scharfen Gegensatzes und durch Aufnahme des Begriffs des erkennbar Natürlichen und des unerkennbar Uebernatürlichen wurde dem Menschen auch das Wesen des eigentlichen Causalnexus erst in einem höhern Sinne völlig bewußt, und erst jetzt begann dieses ihm angeborene Gesetz ihm klarer vor die Seele zu treten, erst jetzt begann der Mensch ein Nachdenken an das Verhältniß von Ursache und Wirkung zu knüpfen, ein Nachdenken, das die kindlich und unbewußt handelnden Thiere und die frühesten Urmenschen hierüber nicht entwickeln und wozu der Urmensch daher erst von neuem durch Erfahrungen angeleitet werden mußte. Läßt es sich psychologisch durch Experimente leicht zeigen, daß das Thier unbewußt und instinctiv stets Wirkungen auf nahe liegende Ursachen thatsächlich zurückbezieht, sodaß wir deutlich erkennen, wie angeboren diese Betrachtungsweise ihm ist, so läßt es sich andererseits leicht zeigen, daß der Geist nur erst später, sobald das Gesetz ins wirkliche Bewußtsein getreten ist, von neuem daran anknüpft, um nunmehr Ursache und Wirkung nicht nur aufeinander einfach nahe liegend zu beziehen, sondern den Zusammenhang erst reflectirt zu suchen, und zwar angeregt durch die Erfahrung, daß es nicht immer die nahe liegenden Beziehungen sind, durch welche sich Ursache und Wirkung vermitteln, sodaß es oft schwierig ist, diese Vermittelung zu finden. Die Naturvölker und die niedern Stämme, sowie anfänglich die Urmenschen der hier behandelten Feuerperiode, verließen sich auf die erkannten Schwierigkeiten der neuerkannten oft fern wirkenden Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung, und da sie noch nicht im Stande waren, die Mittel herbeizuziehen diese Beziehungen exact zu erforschen, so verfielen sie nun in Combinationen, die sie zwar der thierischen Auffassung überhoben, aber sie zugleich auch im Gefühle viel ängstlicher und abergläubischer machten. So, sehen wir, wurde die sinnlich naheliegende und naive Causalauffassung auf Grund neuer Entdeckungen und Erfahrungen, welche das Thier nicht mehr zu machen im Stande war, durchbrochen und ersetzt durch den empirischen Hinweis auf fern wirkende Mächte und Heilkräfte. Erst als die Zauberer durch geschichtliche Ereignisse und Entdeckungen auf den tiefern und versteckteren Zusammenhang von Ursache

und Wirkung aufmerksam zu machen im Stande waren, begann der Mensch empirisch auch sein Nachdenken auf dieses geheime Verhältniß zu richten, und nur jetzt erst begann er, ängstlich und zweifelhaft gemacht, überall noch tiefer liegende Geheimkräfte zu wittern und vorauszusetzen, die das Thier und der Urmensch früher gar nicht in ihrer sinnlichen unmittelbaren (naiven) Betrachtungsweise ahnen, und da sie von der Gewohnheit abhängig sind, sich auch hierüber keine Schmerzen bereiten. War das Thier erkrankt, so war es gezwungen, sich der zunächstliegenden Ursachen zu bemächtigen, um sich diesen Zustand zum Verständniß zu führen. Es bezog daher psychologisch folgerichtig die Krankheit auf feindliche Wesen, die in seinem Leibe Schmerzen verursachten; der früheste Urmensch konnte unter dem Lichte der thierisch-naiven Weltanschauung nicht anders denken. Anders der jetzt in die fetischistische Anschauung übergetretene Urmensch und der heutige Naturmensch. Ein Kaffer schlug von einem Schiffsanker eines gestrandeten Schiffes ein Stück ab und starb bald darauf, und siehe da, man bezog jetzt die Ursache seiner Erkrankung und seines Todes auf den entfernt liegenden Anker. In andern Fällen ist es ein entfernter Feind, ein entfernter Dämon, Zauberer oder dergleichen. Kurz, der in die fetischistische Betrachtung übergetretene Mensch fühlt sich, unähnlich seiner frühern naiven Beziehungsweise gegenüber, die ihn zum Nächstliegenden zu greifen zwang, dahin getrieben, nach einem fern wirkenden ursächlichen Object zu suchen, dessen Macht übersinnlich verborgen ist. Aus seiner bisherigen Gewohnheit jetzt hiermit aufgeschreckt, beginnt für den Menschen und seine empirische Betrachtungsweise der Dinge nunmehr eine neue, anfänglich offenbar ängstlichere, zweifelhaftere Anschauung der Objecte. Eine ganze Reihe von bestimmten Objecten werden durch die Ideenassociation jetzt abergläubisch mit Geheimkräften ausgestattet und beginnen sich so vor dem Bewußtsein zu verzaubern. Aufgeschreckt aus der rein unmittelbaren bisherigen gewohnheitsmäßigen sinnlich-naiven Betrachtung, und andererseits kritisch noch unfähig, den richtigen und correcten Zusammenhang der Bedingungen vollständig zu überblicken, geräth das Bewußtsein in das Dämmergebiet furchtvoller Ahnungen, die es beklemmen und die den Menschen mit einer Scheu gewisse Gegenstände betrachten lassen, die er früher gleichgültig ansah. Diese Art von kritisch zweifelhafter und bewußt abergläubischer Betrachtungsweise der Dinge, sagten wir, lernt das Thier in der Entwickelung nicht mehr kennen. Die Fragen, welche das Thier an die Objecte stellt, beantwortet es sich ebenso wie der früheste Urmensch rasch, es untersucht und prüft die Dinge zuerst dahin, ob sie ihm Zutrauen einflößen, ist das

der Fall, so gewöhnt es sich merkwürdig rasch an dieselben, oder aber es wittert an ihnen etwas Gefährliches, dann aber flieht es unfehlbar, ohne einen Augenblick zu zweifeln. Niemals kommt das Thier zu dem schon reflectirten Gedanken, daß ihm die im Objecte steckenden gefährlichen übernatürlichen Geheimkräfte auch nützen könnten, sobald es sich bemüht, sie geneigt zu machen durch Anbetung und Ehrfurcht. Dieser Gedanke des Ausnützens der heiligen (d. h. heilenden) Geheimkräfte durch eine Art von religiöser Weihe und Anbetung, mußte daher erst geschichtlich am Experiment erfahren werden. Denn nur mit der ersten hierauf bezüglichen Erfahrung konnte der Schluß heranreifen, daß unsichtbare Geheimkräfte der Macht des Menschen zugänglich sind, sobald er es nur versteht, sie durch Zauber und heilige Handlungen zu gewinnen. In diesem Sinne waren daher die ersten Magier und Flamines, als die frühesten Entdecker übersinnlicher Heilkräfte, die Urheber des Zauber- und Fetischdienstes und derjenigen zauberischen Naturanschauung der Dinge, von der der primitivste Urmensch und das Thier noch nichts wußten, da sie über die naive oberflächliche Erfahrung des Augenscheins nicht hinausgingen. Es sind also die Flamines und Zauberer der Urzeit die ersten kritischen Zweifler am augenscheinlichen Zusammenhange der Dinge überhaupt. Sie zerreißen zum ersten male die kindliche Betrachtungsweise der Dinge und finden sich kraft ihres Zweifels in die ersten mit einer primitiven Naturforschung beginnenden reflectirten Betrachtungen hinein. Die primitiven Flamines der Urzeit repräsentiren zugleich die ursprüngliche Wurzel aller spätern durch Arbeitstheilung und durch Differentiirung entstandenen Gebiete der intellectuellen Anlagen. Sie schließen den wahrsagenden Priester und, wenn wir wollen, Theologen ebenso in sich, wie den begeisterten Künstler und den kritischen Naturforscher und Philosophen. Erst mit dieser Einsicht in die Wurzel und den primitiven Sachverhalt begreifen wir die Verwandtschaft sowie auch den Streit und die Feindschaft der Anschauungen aller durch Differentiirung hervorgegangenen Vertreter dieser zusammenhängenden geistigen Gebietszweige. Nicht über alle Gegenstände zugleich gerieth das kindliche Bewußtsein aus der Gewohnheit seiner beruhigten angewöhnten Betrachtungsweise heraus, sondern zuerst und zunächst waren es diejenigen Objecte, welche mit dem frühesten Naturzauber in Verbindung und in einer gewissen Ideenassociation standen, welche sich im mystischen Lichte des Zaubers verklärten und sich mit einem geheimnißvollen Gewande umkleideten. Zunächst waren es Feuer und Wasser, deren Wirkungen die primitivsten zauberischen Naturforscher sehr bald in ihrer merkwürdigen Wirkungsweise aufeinander schätzen, anwenden und abergläubisch heilig

(heilfähig) und nutzbar zu machen suchten. Durch diese furchteinflößende Heilfähigkeit wußten sich die Magier und Flamines der Urzeit in eine außerordentlich ehrfurchtsvolle Achtung zu setzen, und da ihnen vorzugsweise die gedrückte Menge und die Heimgesuchten entgegenkamen, so brachte ihnen die Menge nach dem Brauche der Urzeit Weihgeschenke und Opfer, indem sie Trost, Rath, Heilung und Hülfe beanspruchten. So wurden ihnen Trank und Feldfrüchte dargebracht als die frühesten allgemeinen Opfergaben, die man auch den Leichen mit ins Grab gab, doch brachte man ihnen auch Fleisch, vielleicht, wie zu vermuthen steht, selbst Menschenfleisch, dessen Verspeisung, wie wir gesehen haben, sich mit religiösen Gebräuchen verschmolzen hatte. Später, als der Cultus des Feuers der Magier und Flamines sich ausbreitete, warf man das Fleisch der Thiere als Opfer ins Feuer, das bisher roh genossene Fleisch wurde gebraten und nun als heilende, heilige Speise verzehrt und in abergläubischer Verehrung genossen. Erst später, vielleicht nach Jahrhunderten, als das Feuer und sein Cultus ganz allgemein geworden waren, entwickelte sich aus einem derartigen lange Zeit instinctiv betriebenen religiösen Gebrauch die schöne Cultursitte der Kochkunst, die wir so hoch schätzen, ohne zu ahnen, wie lange es gedauert haben mag, bevor sich der Mensch diese Sitte auf natürliche Weise aneignete und den gewohnten Rohgenuß der Speisen hiergegen zurückstellte. Eine Reihe von andern religiösen Sitten und Gebräuchen, die sich an die Heilighaltung des Feuers knüpfen, wie die der Leichenverbrennung u. a. (die sich zugleich an den nunmehr entstehenden Seelenbegriff knüpfen), werden wir im folgenden Kapitel genauer kennen lernen. Neben den Geheimkräften von Feuer und löschendem Wasser, die ursprünglich wol sehr früh dem Zauber verfielen, war es nun gleichzeitig die Zauberkraft von Holz und Stein, oder richtiger gewisser Holz- und Steinarten, die sehr rasch ein geheimnißvolles Ansehen erzwingen mußten. Was den Begriff der elementaren Luft anlangt, so sind einige Völker (wie z. B. die Brasilianer, vgl. Martius) noch heute nicht im Stande, ihn zu bilden, sie kennen gar kein Wort für Luft, und die sogenannte Atmosphäre existirt für sie nicht. Was sie bilden und ausdrücken, ist nur der Begriff der stark bewegten Luft, also der Wind, der Sturm und Orkan, die sich durch Empfindung geltend machen. So erklärt es sich, daß, als sich eine Reihe von Objecten verzauberte, daher auch sehr bald Wind und Sturm, welche die lodernden Flammen und Rauchsäulen so deutlich bewegten und den Weihrauch gen Himmel zu führen schienen, in das Gebiet der erhabenen geheimnißvollen Wesen übergingen, welche Anbetung auf sich zogen, wie denn in der That vorzugsweise Perser und Inder,

sowie Celten u. s. w. Wind und Sturm (wie sich zeigen wird), besonders aber den mit dem flammenden Blitze in Beziehung stehenden Gewittersturm verehrten. Neben den Elementen von Feuer, Wasser und Luft, oder besser Sturm, gerieth die Erde, als Allgemeingut, nur erst sehr spät in das Bereich der Betrachtung. — Ueber die magische Kraft des Feuers ließe sich ein Buch schreiben (vgl. zunächst hierüber Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 1, Heft 5), nicht minder über die magischen Steine und Holzarten, Sträucher, Quellen, Flüsse, Bäume und Zauber- und Wunderkräuter. Was die Steine anlangt, so haben wir nur an die vielen großen Wundersteine des Orients zu denken, man erinnere sich des Zaubersteins Mnizurim, der in der chaldäisch-ägyptischen Theurgie eine so große Rolle spielt. Man lese das letzte Buch der Naturgeschichte des Plinius, um über den Steinzauber unter den alten Culturvölkern einen Begriff zu erlangen. Von den Naturvölkern will ich gar nicht reden, da sich Bände hierüber anfüllen ließen. Daß endlich auch durch die ursprünglich mit der Magie verschmolzene Heilkünstelei mancherlei eigenthümliche Pflanzen und Kräuter dem Zauberkreise anheimfielen, leuchtet ein. Man benutzte ihre Säfte zugleich zur Bereitung berauschender Getränke, durch welche die natürliche Begeisterung zur nervösen Ekstase überging, die bekanntlich ein uralter Brauch der Magie und der wahrsagenden Geheimkünste ist. Die Reihe solcher Kräuter, wie sie bei Naturvölkern vorkommen, anzuführen, würde hier zu weit führen. In den alten Culturländern war zu diesem Zwecke sehr früh der Aglaophtis (wahrscheinlich Hagebutte oder auch die Päonie) in Gebrauch; man denke an das Osyriskraut, an das Johanniskraut, an die Somapflanze u. s. w., und würden wir geschichtlich fortfahren, so würde sich zeigen, daß wir in diesen fetischistischen Geheimkräutern die Urahnen unserer heutigen Heilkräuter zu suchen haben, ohne welche die Pharmacie nicht bestände, wol auch die Medicin nicht in der Art zur Entwickelung gekommen wäre. — Bestimmte Strauch- und Baumgewächse, die sich ihrer Härte oder Trockenheit wegen zum Feuerreiben ganz besonders eigneten, geriethen vor der kindlichen Phantasie und Ideenassociation gleichfalls in das Reich des Zaubers und der übernatürlichen Wirkungen. Sehr bald schlossen sich hieran noch andere Dinge an, und der Zauber begann sich nun mehr und mehr auszubreiten und Tausende von fast indifferenten Objecten tauchten jetzt mit zauberthätigen Geheimwirkungen auf. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die große Reihe von merkwürdigen Gebräuchen auch unter den Naturvölkern zu erwähnen, die uns in dieser Hinsicht interessiren könnten und die noch heute häufig die innigste Beziehung des Zaubers zum Feuercultus darthun, sodaß wir ganz allgemein erkennen, wie alles Schamanen-

und selbst das cultivirtere Priesterwesen des Alterthums mit Feuer, Licht und Rauch in die innigste Verbindung treten, was uns besser noch einleuchten wird, sobald wir im Folgenden die neue Weltanschauung betrachten lernen, die während der Licht- und Feuerperiode am Horizonte des menschlichen Bewußtseins emporstieg und welche nicht sowol neue Begriffe ins Leben rief, als sie den Sinn des Menschen zugleich zu dem flammenden Blitze und zu den feurigen Gestirnen hinüberleitete, um so aus dem engern bisher betrachteten Kreise den Blick des Urmenschen auch auf den Makrokosmus richten zu machen.

Legen wir uns nun bei dieser Gelegenheit nochmals die Frage über Ursprung und Verbreitung des Feuercultus und des Zaubers vor, so müssen wir fürs erste das nicht unwichtige Factum verzeichnen, daß unter allen Völkern der Erde nicht sowol das Feuer selbst als vielmehr auch eine bestimmte Weise der Heilighaltung und des Cultus desselben aufgefunden wird. Und ganz ebenso verhält es sich mit dem Zauberthum. Bei den Californiern ist wie bei den Namaquas, Buschmännern, Wilden von Guiana, Grönländern, Ostjaken, Samojeden u. s. w. Götter- und Zauberdienst ebenso wie Priester und Zauberer synonym (vgl. „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit", Jahrg. 1812, S. 7). Mögen wir gehen wohin wir wollen, überall finden wir die Völker der Erde bis zum Zauberthum und dem sich hieran anschließenden Fetischismus vorgedrungen und entwickelt. Sei es der die australischen Völkerschaften durchziehende Koradschi, der sich des Nachts auf die Gräber der Verstorbenen legt, um an sie (und an den Seelen- und Gespenstercultus, der uns im folgenden Kapitel entgegentreten wird) seine Zauberei anzuknüpfen, oder der südamerikanische Pajé, dem die Geierarten die Boten der Verstorbenen sind, oder endlich der sogenannte Medicinmann der nordamerikanischen Rothhäute und der Schamane der Polarländer, der noch heute mit Steinen, Holzstückchen und Schlangen zaubert, — in allen Weltgegenden hat der Zauber Wurzel geschlagen und Nachahmung, Verbreitung und Verständniß gefunden. Mythen, Sagen und Traditionen feiern große Zauberer und mit Drachen kämpfende Helden, und sonderbar, die Mythen aller Völker feiern den ersten Erfinder des Feuers oder noch gewöhnlicher denjenigen, der es ihnen nach vorhergegangenem Verlust aufs neue zurückbrachte*) und es ihnen anzündete. Allein nur in Culturländern der Erde ist der Feuer- und Zaubercultus zu einer Höhe von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung und Entwickelung emporgewachsen. Und das erklärt sich uns, sobald wir

* Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 1, Heft 5.

die niedere Begabung aller peripherisch stehenden Völker (vgl. Bd. 1, Kap. 5) in Betracht ziehen und beachten, daß sie den Zauber nur durch Nachahmung in sich aufnahmen und von Stamm zu Stamm verbreiteten. Dazu kam, daß die Zauberpriester unter den meisten niedern Völkern nur wild umherzogen, ohne sich zum Staate ein für allemal eine feste Stellung zu geben. Ohne Anlehuung an die weltliche Macht aber bedurfte es oft der furchtbarsten Einwirkungen auf das Volk, um dem Zauberthume dauernd Achtung zu verschaffen; die wild umherziehenden Zauberer niederer Völker bleiben aus diesen Gründen daher vorzugsweise auf den Aberglauben angewiesen, den sie durch Hinweis auf die Seltsamkeit ihrer Künste zu erregen wissen. Und da sich die Menge so leicht an das Seltsame gewöhnte, so mußten folgerichtig hier die größten Ausschweifungen als Erregungsmittel in Anwendung gezogen werden. In den Culturländern kam hingegen den Zauberern die Menge mit größerm Verständniß entgegen, aber auch hier hätten sie sich in ihrem Einflusse nicht dauernd behauptet, wenn sie ihre Kunst nicht beschränkt und das Heilwesen und sich selbst nicht in den Dienst der überirdischen, übernatürlichen Götter gestellt hätten (vgl. die folgenden Kapitel). Wir haben im vorigen Abschnitt nachzuweisen versucht, daß wir Grund haben, unter den Culturvölkern in den kaukasischen Stämmen diejenigen zu suchen, von denen die Erfindung des Feuers vorzugsweise ausging. Hiernach wäre der Orient also die ursprüngliche Wiege des Feuercultus, und hier wären also auch die Stätten zu suchen, an denen die frühesten Magier auftauchten, um hervorragende Epoche in der Urgeschichte zu machen. Ich unterlasse es vorerst, im einzelnen die große Reihe der Gründe aufzuführen, die uns mit tausend Fäden von Mythen, Traditionen und Thatsachen in Bezug auf die Feuerentdeckung zu den Urstätten der Indogermanen leiten. Seitdem es dem trefflichen Kuhn gelungen ist, uns den Feuermythus dadurch verständlicher zu machen, daß er die berühmte Prometheussage mit den Sagen der Inder als den ältesten der indogermanischen Urstämme verglich*, ist es uns bezüglich der Feueranbetung immer klarer geworden, daß bei den Indogermanen überhaupt diese Fäden sich zu einem Knoten schürzen, den wir nur im Hinblick auf die früheste Urgeschichte des Indogermanenthums selbst vollständig zu lösen im Stande sind. Eins steht fest, kein Volksstamm der Erde besitzt so tief eingegrabene Traditionen in Bezug auf den Feuercultus wie der der Indogermanen, und Semiten, namentlich Inder, Germanen, Pelasger, Perser, Hebräer und

* Vgl. Adalbert Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen“.

Römer besitzen nach dieser Seite hin die hervorragendsten Traditionen. Kein Volk vermag in dieser Hinsicht an solche Wurzeln anzuknüpfen wie diejenigen, an welche sich der Prometheuscultus anlehnt, wie er auf Kolonos noch in später Zeit geübt wurde, und wie ihn in noch deutlichern Zügen, wenn auch in anderer Art, die übrigen indogermanischen Stämme gleichfalls wiederfinden lassen. Licht und Feuer, sowie Zauber- und Magierthum, das sind die merkwürdigen Grundbuchstaben, die uns aus dem Buche der frühen Vorzeit jener Stämme immer und immer wieder zusammen entgegenleuchten. Dabei wollen wir nicht so vorurtheilsvoll sein, der übrigen der begabtesten Völkerstämme, namentlich der Semiten und Hamiten, hierbei gar keiner Erwähnung zu thun. Wie wäre es dem Dichter der Genesis möglich gewesen, sein tiefsinniges „Es werde Licht" mit einer solchen Begeisterung niederzuschreiben, hätten ihn nicht die Ueberlieferungen seines Volkes im Hinblick auf die herrschende Religion und die uralte Zoroastrische Lichtlehre (von der wir später handeln werden) hierzu angeleitet? Auch die semitischen Völker standen der Sache daher nicht so fern wie viele andere, wenngleich es den Anschein hat, als treten sie gegen die Indogermanen in dieser Hinsicht dennoch zur Seite.

Schon bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen (was in dem Kapitel über die Auffassung des Mythus noch genauer geschehen wird), daß in den tiefern weitverbreiteten Sagen der Völker nicht immer nur reine Gedankengespinste einer bunten verschwommenen dichterischen Phantasie zu suchen sind, sondern im Gegentheil, die genauere Theorie des Mythus wird uns lehren, daß wir häufig genug auf bestimmte Wurzeln und Anknüpfepunkte stoßen, in welche sich traditionelle Thatsachen von geschichtlich weittragender Bedeutung mischen.* Es ist hier noch nicht der Ort, psychologisch zu untersuchen und genauer nachzuweisen, daß die ganze Entstehung und Verbreitung des Mythus gewisse Stammwurzeln besitzen mußte, um überhaupt verständnißvoll fortwuchern zu können und auf den geflügelten Wegen der Phantasie weitere Sprossen zu treiben und angedichtete Pfropfreiser mit der Stammsage zu verschmelzen.** Ohne Zweifel birgt auch die, wie Kuhn gezeigt hat, mit der Erfindung und Erzeugung des Feuers in Verbindung stehende Prometheussage eine tiefere feste Stammwurzel in sich, die weit mit ihren Ueberlieferungen in

* Der Mythus ist also nicht immer, wie M. Müller darlegen will, bloße Dichtung.

** Vgl. das letzte Kapitel dieses Abschnitts.

die Urgeschichte mit ihren Erlebnissen und Ereignissen zurückreicht. Freilich hat sich diese Ueberlieferung im Laufe der Zeit mit einem Netzwerk von phantastischen dichterischen Zusätzen und einem duftigen Gespinste halbträumerischer Gedankengebilde umkleidet, sodaß nur sehr wenig noch von den thatsächlichen Anknüpfepunkten hindurchschimmert; dennoch läßt sich mancher leise Anklang an den wirklichen Sachverhalt hier und da nicht verkennen. Offenbar ist der hier erwähnte Mythus geschichtlich erst während der Zeit der nun folgenden Licht- und Feuerperiode entstanden. Gestirn- und Gewitterdienst* verschmolzen zugleich mit all ihren mythisch-symbolischen Vorstellungen der spätern Zeit mit dem ursprünglichen halbvergessenen traditionellen Factum der Feuererfindung, dessen Andenken indessen noch in der Priesterwelt in später Zeit in gewisser Weise lebendig war. Wir haben es hier nicht mit der sprachlichen Kritik der von Kuhn erlangten Ergebnisse bezüglich des betreffenden Mythus über die Herabkunft des Feuers zu thun, und verweisen kurz auf die Kritik von Steinthal in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie", II, 1—23, und auf den Artikel „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele", psychologisch entwickelt von H. Cohen, ebend., V, 396; vgl. ferner „Ausland" Jahrg. 1869, S. 1039 fg., Professor Spiegel, „Briefe über vergleichende Mythologie". Das aber geht im allgemeinen aus allen Untersuchungen und Beurtheilungen hervor, daß das ursprünglich gezündete Urfeuer in deutliche Verbindung mit den ersten Priestergeschlechtern gebracht wird. „Mâtariçvan", so erzählt die Sage, „holt den Agni (das Feuer), da es von der Erde verschwunden war, und sich in einer Höhle verborgen hatte, von den Göttern zurück und verleiht ihn den Bhrgus, einem der ältesten Priestergeschlechter, oder dem Manu (dem Stammältesten, zugleich als ersten und höchsten Menschen)." Agni selber aber wird auch Mâtariçvan genannt, und zwar ist (nach Roth) diese Bedeutung die ursprünglichere, das Wort Mâtariçvan bedeutet „der in der Mutter Schwellende", wobei sich der Begriff der Mutter auf die aranî (das sind die beiden reibenden Hölzer, mit denen das heilige Feuer gezündet wurde) bezieht. Der Agni selber hat eine Reihe von Beinamen, die sich bald auf Mâtariçvan, das sind die zündenden Hölzer, bald auf die Bhrgus, das sind die ursprünglichen Feuerpriester und Feuerbringer, endlich auch noch auf den Atharwan, das ist der Stammvater eines noch andern Priestergeschlechts, das auch als feuerbringendes bezeichnet wird, beziehen.** Aus alledem geht zur Genüge hervor, wie innig der Mythus an die gegebenen geschichtlichen

* Vgl. das folgende Kapitel.

** Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers", S. 7 fg.

Verhältnisse anknüpft, um von dieser Wurzel aus nun die verschiedensten mythologischen Phantasien, die sich theils auf die Gestirne, theils auf Blitz und Gewitter beziehen, fortzuspinnen.

Von der Verbreitung des Zaubers haben wir bereits gesprochen, sie ist gleich der des Feuers eine ganz allgemeine, und wir finden nicht nur kein Volk ohne Feuer und ohne Zauberthum, sondern alle Völker sind auch zugleich in die sich nunmehr unter dem Einflusse der Feuerkenntniß bildenden neuern Weltanschauung übergetreten, die wir mit ihren wesentlichsten neuen Gebräuchen und Begriffen im Folgenden beleuchten werden. Bevor wir jedoch dieses Kapitel schließen, ist es von Wichtigkeit, noch einiges über die neben der spätern Entwickelungsgeschichte der Religion nebenherlaufende Entwickelung der Zauberei in den Culturländern hinzuzufügen.*

Das Wort Magie deutet unverkennbar bezüglich seines Ursprungs nicht nur auf etwas Erlaubtes und Gutes hin, sondern es bedeutet auch sogar etwas Ehrenwerthes, Großartiges, Respecteinflößendes. Meh oder Megh im Persischen = groß, trefflich, geehrt. Meghestan ist die Allgemeinbezeichnung der Schüler des Zoroaster.** Wir finden die sogenannte Magie bei den ältesten orientalischen Völkern uranfänglich in der Geschichte in der That noch als etwas sehr Geachtetes. Bei den Persern, Medern, Indern und Aegyptern gilt die Magie als die treffliche und wichtige Kunst, geheime Naturkenntnisse zum Nutzen der Menschheit, d. h. im sittlichen, religiösen Sinne zu verwerthen. Allein

* Vgl. hierüber: Ennemoser, „Geschichte der Magie" (Leipzig, 1844); Georg Konrad Horst, „Zauberbibliothek" (5 Bde., Mainz 1821); Sodan, „Geschichte der Hexenprocesse aus den Quellen dargestellt" (Tübingen 1843); J. Görres, „Die christliche Mystik", (5 Bde.) Bezüglich der Zauberei unter den Naturvölkern vgl. Bastian, „Der Mensch in der Geschichte", Bd. 2.

** Auch mit dem Sinn und der Bedeutung der Erzeugung einer hervorragenden „außerordentlichen Wirkung" hängt das Wort Zauber in etymologischer Beziehung zusammen. Tylor sagt hierüber: „Die Weise, in welcher die magischen Künste sich das Wort thuen angeeignet haben, als beanspruchten sie die Fähigkeit des Thuns par excellence, gibt uns bisweilen eine Gelegenheit, ihre Bedeutung im Geiste des Volks zu erproben. Wie in Madagascar die Zauberer und Wahrsager von Mantitanana (vielleicht mit Pramantha zusammenhängend) den Namen Mpissa, d. i. Wirker (Erzeuger) erhalten haben. Im Sanskrit hat die Magie sich einer ganzen Familie von Wörtern bemächtigt, die von Kr, thun abgeleitet sind. Krtya, Zauberei, Krtvan, bezaubernd (wirkend, erzeugend), Kârmana, Bezauberung (hervorragendes Werk, That)".

schon verhältnißmäßig früh ging die Idee der Magie in andere Zweige über und es erhielt sich ein dürrer Sproß mit dem sehr rasch die gute und heilige Bedeutung des Wortes erlosch. Das ursprüngliche Zauberthum mußte sich in der That rasch im Laufe der Entwickelung zersetzen und differentiiren. Der Keim, die Naturkenntnisse zu verwerthen, bildete sich unter den Priestern später zur eigentlichen Heilkunst aus. Aus dem instinctiv begeisterten Tröster und durch Nächstenliebe geleiteten Priester wurde später alsbald zugleich ein nach den Sternen wahrsagender Seher, Prophet und Orakelspender, und der Sinn, die Kräfte der Natur zu ergründen und den Weltzusammenhang zu begreifen, führte schließlich bekanntlich zur Philosophie und zur kosmologischen Wissenschaft. Auch der im primitivsten Zauberthume ursprünglich vertretene geschickte Handwerker und Künstler wandte sich später nach der Steinzeit den verschiedensten Künsten und Kunstarbeiten zu. Hauptsächlich war es die Metallarbeit, die sich in dem später beginnenden Metallzeitalter diese Feuerschamanen kunstgerecht zuerst aneigneten. Die Ueberlieferungen hiervon und die Anklänge an das uralte Feuerzauberthum haben sich denn auch am meisten bei den Feuerschmieden der alten Völker erhalten.* In späterer Zeit, als sich in den Culturländern aus dem Priester als Opferer der Orakelspender, der Wahrsager und Prophet, der Arzt und der musiktreibende Künstler hervorgebildet hatten und alle diese durch Arbeitstheilung entstandenen Priesterfunctionen zunftmäßig gemeinsam fortgebildet und geleitetet wurden, da bildete sich dem gegenüber in sehr vielen Culturländern nebenher noch ein unzünftiges wildes Priester- und Wahrsagerthum aus, das an die Zauberei anknüpfte und den zunftmäßigen Priestern ins Handwerk pfuschte. Als später alsdann die Lehre des Zoroaster Boden gewann, welche, wie wir sehen werden, an den Gegensatz des Lichts und der Finsterniß anknüpfte, da entwickelte sich sehr rasch zugleich eine sogenannte schwarze und weiße Magie. Die weiße Zauberkunst trat mit dem Lichte in Beziehung, es war zugleich die von den Priestern zunftmäßig heilig gehaltene, denn sie konnte nur von guten Seelen ausgeübt werden. Dieser Lichtzauber hat sich noch heute in Nachklängen in der Kirche erhalten, man denke an die brennenden Lampen in den Kapellen, an die Lichter des Altars, an den Weihrauch und die Räucherung 2c. Der unzünftige, von den Priestern gehaßte Zauber knüpfte an die Macht der Finsterniß an, er konnte nach dem Ausspruche der

---

* Die Schmiede der südafrikanischen Negervölker lassen sogar noch heute mancherlei Gebräuche erkennen, die an das eigentliche Zauberthum, das jetzt der Schamane übt, erinnern.

Zunftpriester nur von bösen Seelen betrieben werden, und es prägte sich dieser Zauber in allerlei lockern und losen Künsten und Wahrsagereien aus, die als sogenannte Schwarzkünste noch im Mittelalter im Schwunge waren und heute theilweise, namentlich in katholischen Ländern, die dem Zauber überhaupt noch näher stehen, gleichfalls vorkommen. Hatte sich der Lichtzauber später mit dem Gestirndienste, wie wir sehen werden, verschmolzen, und wandelte sich unter den höchsten religiösen Culturvölkern die Religion des Lichts und der Finsterniß in die Anschauung Gottes und des Teufels um, so konnte es nach dieser Verwandlung nicht ausbleiben, daß die unzünftige Zauberei als schwarze Zaubelei oder Zabelei* zur Macht des Zabolus, d. h. zur Macht des schwarzen Diabolus und Teufels in Beziehung trat.** So konnte es selbst noch zu Ende des 15. Jahrhunderts geschehen, daß im sogenannten „Hexenhammer" eine Art von teuflischem Zaubersystem von der furchtbarsten Consequenz aufgestellt werden konnte. Feuer, Wasser, rothe Haare und alle Merkmale, die an die fernsten und finstersten Zeiten erinnern, begannen in diesem Teufelszauber eine neue Rolle bezüglich der berühmten Hexenproceduren zu spielen. Heute, wo die Traumbücher und Wahrsagereien aus Kaffeesatz und Karten sich mehr und mehr zu verlieren beginnen und auch die christliche Religion überhaupt einem großen Reinigungsproceß in dieser Hinsicht entgegengeht, dürfen wir mit Recht sagen, daß durch Aufklärung, Kunst und Wissenschaft endlich die Triebreste jenes dürren abgestorbenen Zweiges, der uns dunkel an die frühesten Zeiten erinnert, ersterben werden. Werfen wir schließlich nochmals einen Gesammtrückblick auf die geschichtliche Entwickelung und Entstehung des Fetischismus, so sehen wir, daß das Ergebniß folgendes war. Die Analyse lehrte, daß vor der empirischen Einsicht in einen verborgenen und übersinnlichen Zusammenhang zwischen unsichtbaren Kräften der Fetischismus psychologisch ohne Unterlage war. Das thierische Bewußtsein bezog alle Wirkungen (wenn auch oft mit Unrecht) jedesmal auf die nächstliegenden

* Das deutsche Wort Zauber hängt gleichzeitig bekanntlich mit dem Ausdruck Ziefer und Opfer zusammen.

** Es wäre mit Hinblick auf die Entwickelungsgeschichte des Fetischismus nicht unwichtig, zu untersuchen, welche Rolle der Zauber im bösen Sinne gegenüber dem Heilzauber, d. h. dem im guten Sinne in der Bibel spielt. Obwol die Heilige Schrift uns bezüglich der Zauber- und Wunderthaten ein beachtenswerthes Material an die Hand gibt, so müssen wir im ganzen genommen doch bekennen, daß sich diese Schrift immerhin in dieser Hinsicht sehr auszeichnet gegenüber den religiösen Sammelschriften anderer Völker, wie etwa Manus' Gesetzbuch, der Zend-Avesta, das heilige Buch der Gentoos und der Koran.

sinnlichen Ursachen, jetzt aber, da man die verbreiteten Wirkungen vieler geheimnißvollen verborgenen Naturkräfte und deren Beziehung zu andern Naturkräften empirisch kennen gelernt hatte, Beziehungen, die oft äußerlich weit auseinanderlegen, entstand zum ersten mal der Glaube an verborgene übernatürliche geheime Fernwirkungen, und da der Geist zu schwach war, diese Wirkungen zu übersehen, gerieth er in das Furchtgefühl des Aberglaubens. Wir sehen, daß der erste Anstoß zu dieser sich jetzt unter den Menschen systematisch ausbildenden fetischistischen Weltansicht von der ersten Entdeckung verborgener übernatürlich fern wirkender Kräfte abhing, auf welche die Zauberer dauernd hinwiesen, indem sie auf die heilbringenden und schadenbringenden Wirkungen derselben aufmerksam machten. In diesem Sinne sind die ersten Entdecker dieser fern wirkenden übersinnlichen Beziehungen der Dinge und Naturkräfte, unter denen die fetischistische Beziehung des Feuers zum Wasser, zum Holze, zu Steinen, endlich zu Menschen und andern Objecten obenansteht, zugleich die Begründer des Fetischismus überhaupt. Daß die sogenannte Heil-igkeit, d. h. die Heilkraft des Feuers, des Lichts und der Wärme und der zu ihnen fetischistisch in Beziehung gesetzten Stoffe und Thiere gleichsam das Centrum des Fetischismus und den empirischen Krystallisationspunkt der ganzen Anschauungsweise bildeten, lehrt uns, wie wir sahen, nicht nur die ursprüngliche Entwickelungsgeschichte, sondern zugleich die Geschichte des sogenannten Zaubers unter den Völkern überhaupt. Wir sahen, im Hinblick auf die geschichtliche Verbreitung daher die beachtenswerthe Thatsache, daß allen Völkern der Erde das Feuer fetischistisch heilig ist, während weitere hieran angeknüpfte Ideenassociationen bezüglich fetischistischer Betrachtung anderer Objecte der Natur durchschnittlich vielfach unter den Stämmen wechseln. Die Entwickelungsgeschichte lehrt uns ferner, daß sich nur durch das Wesen der Religion, d. h. auf dem Wege der religiösen Zauberei die Kunst des Feuerzündens, die den Völkern kein Bedürfniß war, verbreiten konnte, und die später auftauchende Sitte des Kochens sich nur erst wiederum an die Zauberei anlehnt, und die Heiligkeit des ursprünglichen Mahls sich nur von hier aus psychologisch erklären läßt. So, sehen wir, zwingen uns nicht allein psychologische Gründe, sondern die Erklärung bestimmter Thatsachen überhaupt, die Feuererfindung als ein epochemachendes Ereigniß bezüglich des innern Ideenaufschwungs zu betrachten, während der sich an diese Erfindung anlehnende äußere Culturaufschwung der Menschheit nur erst eine Folge jener innern geistigen und religiösen Erhebung war.

4.

Die Weltanschauung der Feuerzeit und deren religiöse Gebräuche und Erscheinungen.

Der Aufschwung der Phantasie. — Die Objecte des Makrokosmus lagen ursprünglich nicht im Bereiche der dauernd interessirenden Auffassung. — Rückblick auf die ursprüngliche Entwickelung des Erhabenheitsbegriffs im Nächstenkreise. — Die Feuererfindung und die sich daran anknüpfenden religiösen Gebräuche als empirische Anstöße zur Entwickelung tiefern und dauernden Interesses an den leuchtenden Erscheinungen am Himmel. — Die sich über die leuchtenden Erscheinungen des Himmels und über bestimmte Naturobjecte, wie Stein, Holz, Feuer, Wasser, Rauch, Sturm, Wolke und Gewitter nunmehr folgerichtig ausbreitende fetischistische Anschauung. — Die Zunahme des Farbensinnes der Völker während der ersten Feuerzeit und der sich durch den Fetischismus des Lichts und der hiermit associirten Zauberfarben erweiternde Thiercultus. — Erklärung des vorzugsweis religiösen Interesses für die Vögel. — Rückwirkungen der sich jetzt auf den Makrokosmus richtenden Weltanschauung auf den Cultursinn der Völker, insbesondere auf die Entwickelung von Ackerbau und Viehzucht. — Hinweis auf die neue Begriffsbildung während der Feuerzeit.

Wir haben im letzten Kapitel das bedeutsamste Ereigniß der Urzeit und die wichtigste sich daran knüpfende Folge geschildert, und hiermit die wesentlichsten Voraussetzungen kennen gelernt, die nothwendig waren, um den Geist des Menschen in eine neue Phase der Entwickelung und zu einer höhern Weltanschauung überzuführen. Die Phantasie war es vorzugsweise, welche sich durch den Anstoß, den die neuen Erfahrungen gaben, zu einer gewissen Lebendigkeit und Höhe aufschwingen sollte. Was ehedem die blöden und noch stumpfen thierischen Augen des Urmenschen nicht aufmerksam beachteten, oder worüber

sie innerhalb der angeborenen Apperceptionsenge gleichgültig und ohne jegliches bestimmteres Interesse hinwegstreiften, das trat nun mehr und mehr, da diese Enge durchbrochen wurde, in einem ganz neuen Lichte vor die Seele. Ganz neue Worte und Begriffe für neu hervorspringende sinnliche Unterscheidungsmerkmale entstanden, und mit dem bereicherten Erfahrungskreise bereicherte sich zugleich die Unterscheidung der Sinne eigenthümlich, ebenso wie das Begriffsvermögen und der Sprachschatz.

Es war, wie wir gesehen haben, der Gesichtspunkt der natürlichen psychologischen Entwickelungslehre, der uns zwang, davon auszugehen, daß der Urmensch sich mit den ihm zunächststehenden am höchsten entwickelten Thieren ursprünglich auf gleicher Stufe der Interessen und der hiermit verknüpften angeborenen engern Beobachtungsbasis (Apperceptionsenge) der Außenwelt befunden habe. Aus diesem Grunde, sehen wir, konnte der Mensch keine angeborenen religiösen erhabenen Ehrfurchtsgefühle und Gefühle des Aberglaubens ursprünglich allen denjenigen Naturobjecten und Naturereignissen gegenüber besitzen oder entwickeln, welche zu diesem frühesten Interessenkreise in keiner directen Beziehung standen, die ihm also niemals dauernd schadeten und angriffen, und die er mit den Thieren daher gemeinsam als indifferente Ereignisse und Thätigkeiten betrachtete, an welche er sich ursprünglicherweise durch ihre häufige ähnliche und einförmige Wiederkehr gewöhnt hatte. Standen also die äußern kosmischen Ereignisse, wie im vorigen Bande dargethan, zum Ursprunge und Ausgangspunkte der Religion in keiner unmittelbaren Beziehung, so zeigte sich uns dem gegenüber, daß der sogenannten „Nächstenkreis“ die alleinige erste Heimstätte und Geburtsstätte der Religion gewesen ist, sodaß dieselbe sich nur erst von diesem Entwickelungscentrum aus über andere entferntere Naturgegenstände verbreiten konnte. Allein zu dieser Erweiterung des sittlichen Erhabenheitsbegriffs bedurfte die noch stumpfe Erkenntniß der Hülfe und der anregenden Mitwirkung bestimmter Ideen=

associationen, durch welche allen entferntern, ungefährlichen Objecten ein interessirendes Merkmal zuwachsen konnte, vermöge dessen sie sich allein dauernd psychologisch in der Apperception des Urmenschen zu behaupten im Stande waren. So geschah es, daß nur erst allmählich und nach und nach der Schwung der Phantasie die nöthigen Stützen empfing, die zu ihrer Beflügelung nothwendig waren, und nur erst im Laufe einer ganz bestimmten Entwickelungsgeschichte auch eine anthropopathische Anschauung der entlegenen und entferntern Naturobjecte hervortreten konnte. — Wir irren, wenn wir psychologisch ohne weiteres voraussetzen, daß der noch thierisch geartete Urmensch hinter den Wirkungen von Sturm, Orkan und Gewitter, sowie hinter der heiß strahlenden Sonnenscheibe und dem matt leuchtenden Monde sich Wesen vorgestellt hätte, die ihm direct zu nützen oder zu schaden, ihn zu lieben oder zu vernichten suchten. Wir irren ferner, wenn wir meinen, daß der Urmensch als Viehzüchter und Ackerbauer auf die Welt gekommen sei, um hiermit ursprüngliche Interessen für Wind und Wetter, für Regen und Sonnenschein geltend zu machen. Der Kampf ums Dasein zwang den frühesten Menschen ursprünglich zu näher liegenden Beschäftigungen, und Ackerbau und Viehzucht sind nur erst Producte einer verhältnißmäßig späten Cultur, zu welcher sich der primitive Mensch erst emporschwingen mußte. Der früheste Mensch war um seiner Selbsterhaltung willen auf die Jagd angewiesen; und in diesem Sinne glich er den Raubthieren, deren Handwerk er theilte. Und wie sich das gehetzte Wild ebenso wenig wie der jagende Panther um Regen und Sonnenschein, oder den Sonnenschein der Nacht, den Mond kümmert, wenn ihn der nagende Hunger treibt, so auch der Urmensch, seine directen Interessen lagen anfänglich in andern Kreisen. Noch unterlag der Mensch in jener Zeit, auf welche wir mit Rücksicht auf die Einleitung des vorigen Buches zurückweisen, der Macht des Instinctes, dessen Apperceptionskreis umschrieben ist wie das Bild des gemeinschaftlichen Gesichtsfeldes beider Augen, das was nach beiden

Seiten noch gesehen wird, bleibt undeutlich, wird übersehen und gewinnt im Interesse psychologisch keine Dauer; das aber, was sich indirect der Betrachtung darbietet (wie die Betrachtung von Mond und Sonne), darf durch häufigere Wiederkehr, für welche der Instinct ein höchst merkwürdiges rasches Anpassungsvermögen besitzt, sich nicht durch Gewohnheit abstumpfen. Und hier zeigt die Erfahrung bei allen hochentwickelten Thieren, daß ihnen der durchschnittlich sich gleichbleibende Wechsel der Witterung, sowie der des Mondes und der Sonnenschein und alle Ereignisse des Himmels nur eine wirre, gleichsam dumpfe Anschauung sind, deren einzelne hervorspringende Züge ihnen durch Erfahrung und angeerbte Gewohnheiten zu rasch bekannt werden, als daß sie thatsächliche und directe Gefahren oder irgendwelche andere Interessen bei ihrem ursprünglichen Thun und Treiben darin auffinden können. Ja wäre der früheste Mensch bereits ein sinnlich contemplativer Träumer und Beobachter oder ein Ackerbauer gewesen, hätte er Buch führen können über den Nutzen und Schaden der Witterung bezüglich seiner Saaten, hätte er Statistik zu treiben verstanden über die Opfer, welche hier und da binnen Jahren einem Blitzschlage oder andern Naturereignissen erlagen, so wäre ein directes Interesse erklärlich gewesen. Was aber (wie die Tödtung eines Individuums durch Blitzschlag) nur verhältnißmäßig sehr selten und zufällig auftrat, das reichte eben noch nicht aus, die kindlichen Erfahrungen des Urmenschen zu berühren, und nur die drückende und übergroße Anzahl der Fälle hätte hinreichendes Gewicht zur dauernden Beachtung finden können. Auch andere Forscher haben sich dieser Einsicht nicht verschlossen, und auch Schultze zieht in seinem Werke über Fetischismus in Erwägung, inwieweit wir berechtigt sind, in der Auffassungsenge des Urmenschen ein ursprüngliches Interesse desselben für die Himmelskörper anzunehmen, und er sagt richtig: „Es gab eine Zeit, wo die Himmelskörper noch nicht zum Objecte des Menschen geworden waren.“

Aber indem er nachweist, weshalb sie dem Thiere und dem Urmenschen noch kein Interesse boten, sucht er dennoch ein solches hinterher abzuleiten aus der angeborenen Hingabe des Auges an den bloßen Gestaltenwechsel, wie ihn der Mond, die nächtliche Sonne, dem Menschen darbot. Allein auch Zu- und Abnahme des Mondes erfolgen verhältnißmäßig so allmählich, daß es schon eines sehr hohen Interesses bedurfte, um die Gefühle der Gewohnheit hiergegen aus andern Gründen zu vernichten. Aber selbst angenommen, der Mond wäre von allen übrigen Himmelskörpern vom Auge einer Betrachtung unterworfen worden, mehr noch, der Mond wäre mit einer anthropopathischen Beziehung ausgestattet worden, würde uns dieses alles eine religiöse Erklärung gerade für dieses Object als das am frühesten verehrte (das nicht einmal wie die Sonne wohlthuende Wärme spendet) erklärlich machen? Was that denn der Mond dem Urmenschen, er schadete ihm, wie die Gewohnheit lehrte, niemals, und in keiner Weise flößte er daher solche Furcht ein, wie sie eng zur Religion gehörte. Im Gegentheil, sein Licht verscheuchte jedes natürliche Furchtgefühl der Nacht. Aber man irrt, wenn man umgekehrt nun aus dieser Annehmlichkeit, die der Mond hiermit dem Menschen gewährte, ein Religionsgefühl für ihn herleiten wollte. Hier liegt wieder das Bleigewicht der natürlichen, instinctiven Gewohnheit, die den Dieb, wenn ihm der Mond auf seinem Raubzuge ein nützlicher Begleiter war, vergessen läßt, was er ihm zu danken hatte, und die daher dahin wirkte, daß nicht das geringste Dankbarkeitsgefühl für diese so häufig wiederkehrende Wohlthat in Bezug auf den oft am entlegensten Horizont stehenden Mond dem frühesten Urmenschen abgenöthigt wurde. Denn nicht genug ist psychologisch zu beachten, daß alles häufig wiederkehrende Nützliche und Freundliche viel schwieriger gegen die alles vergessen machende Gewohnheit ankämpft, als das, was sich durch furchtvolle Achtung zu erhöhen weiß. Kein Wunder daher, daß die Sonne von so vielen Völkern gar nicht beachtet wird, und auch der Mond selbst von

Völkern, die sonst im Grunde dankbarer und nicht unentwickelter Natur sind (wie beispielsweise von den Kamtschadalen), gar nicht in den Bereich ihrer Betrachtung gezogen wurde. Viel eher dürfte es auffallen, daß Sturm, Blitz und Gewitter dem Thiere und vielen australischen Völkern keine Beachtung abnöthigen. Aber auch hier ist es die furchtbare Macht der Gewohnheit, welche den noch thierisch gearteten Sinn so völlig gegen das sich Wiederholende abstumpft und indifferent macht. Aber nähmen wir selbst an, der thierische Urmensch habe alle derartigen Himmelsereignisse, die ihn direct nicht berührten, gegen die Gewohnheit mit Furcht und Angst betrachtet (was psychologisch nicht zu begründen ist), so hätte wiederum, wie schon im vorigen Bande gezeigt, eine solche, diesen Ereignissen anhaftende einseitige Angst- und Furchterregung dennoch nicht die zarten Saiten der Religion selbst im rohesten, niedrigsten Menschenherzen anklingen gemacht. Denn diese religiösen Saiten waren gespannt auf dem Boden der Erfahrung, der sich früh gebildet hatte aus den Eindrücken, die, unvergleichlich mit allen andern, diejenigen Einflüsse hervorriefen, welche allein der Nächste dem Nächsten gegenüber geltend zu machen weiß. Diesen Eindrücken hatte der Mensch unmittelbar angemerkt, daß sie mit dem tiefsten Verständniß seinem Innern sympathisch folgen, während er ebenso unmittelbar durchfühlte, daß ihn mit allen andern Dingen und Wesen im Weltall nicht die gleiche Sympathie des Verständnisses verkettete. — Aus der Summe von Erfahrungen, wie sie selbst in den rohesten Formen Menschen unter Menschen machen, baute sich der reiche Schatz religiöser Gefühle auf, die wie durch eine geheimnißvolle, unmittelbar verständliche Sympathie dem rohesten Menschen zuflüsterten, daß alle jene eintönig auftretenden Naturerscheinungen viel zu blind und einseitig wirken, als daß sie in bestimmten Augenblicken frei, d. h. je nach Ermessen der sittlichen Umstände hätten eine edle und respectvolle, von Nächstenliebe durchdrungene Gerechtigkeit üben können, eine liebevolle, erhabene Gerechtigkeit,

deren Einflüsse und Folgen allein die Gefühle der Religion erzeugen. Fürwahr, von den einförmigen und blindwirkenden Erscheinungsweisen der Naturobjecte überhaupt kam kein ursprünglicher Gedanke der Religion, der Nächstenliebe und der erhaben wirkenden Gerechtigtigkeit in des Menschen Herz, und nur auf Umwegen konnte eben dieses Herz daher dazu gelangen, allen diesen im Verhalten gleichförmigen Gegenständen derlei sittliche Wirkungen anzudichten. Diese Umwege wollten wir untersuchen, und die Voraussetzungen wollten wir prüfen und die Wegweiser auffinden, die zur Entwickelung dieses sonderbaren Gedankenganges hinführten.

Es lehrte uns also die psychologische Analyse die religiöse Entwickelungsweise des Menschen vom Nächstenkreise aus zu beginnen, von allen Seiten wurden wir darauf hingewiesen, daß anfänglich und ursprünglich nur hier im engern und engsten Lebenskreise, ähnlich wie bei den Thieren, ein tieferes religiöses Walten und Sinnen auch des Menschen stattfand, nur hier alle ursprünglichen Interessen sich kreuzten und ihre sprachliche Bezeichnungsweise fanden, während wir noch heute von so vielen entlegenen Objecten deutlich nachweisen können, daß sich ihre Bezeichnungsweise aus tiefern Wurzeln abgezweigt hat, die dem engern Gemeinleben entsproßten. Jahrtausende waren vielleicht darüber hingegangen, bevor sich aufmerksame Anschauungsweise, Bezeichnungsweise und Ideenassociation des Urmenschen auf die ihm entfernt liegenden kosmischen Objecte des Himmels und der Natur hinwandte; denn die Entwickelungsgeschichte lehrt uns, daß es erst eines Anstoßes, eines Vehikels, ja mehr noch eines großartigen Ereignisses und Erlebnisses innerhalb des frühesten Erfahrungskreises bedurfte, bevor sich psychologisch die empirische Stütze und natürliche „Hülfe“ bildete, um den engern und zunächstliegenden Erfahrungskreis des Urmenschen empirisch zu durchbrechen. Erst jetzt, nachdem mit der Feuererfindung dieser empirische Anstoß

geschehen, konnte sich die Phantasie so erheben und beleben, daß sie ein seltsames religiöses Interesse auch jenen Gegenständen abgewann, die der frühern Betrachtungsweise gemäß im Strome der Alltäglichkeit untergingen.

Wir haben diese tief eingreifenden Ereignisse, die als Anstöße wirkten, geschichtlich und psychologisch betrachtet und dürfen mit Recht im Hinblick auf die Erfindung des Feuers und die sich im großartigen Maßstabe hieran anknüpfende Magie sagen, daß es nunmehr erst im Geiste des Menschen zu tagen begann. Es fühlte der Geist erst jetzt nach diesen empirischen Anstößen unmittelbar die Wahrheit des Wortes: es werde Licht, denn es ward vor seinen Augen nunmehr heller und heller. „Frage man, warum Licht und Farbe keine benennbaren Objecte für die erste Sprachstufe gewesen seien, wohl aber das «Aufstreichen» der Farbe, so liegt die Antwort darin, daß der Mensch zuerst nur *seine* Handlungen oder die von seinesgleichen benannte, daß er *beachtete, was von ihm selbst und in seiner unmittelbaren ihn interessirenden Nähe vorging, als er noch für so hohe Dinge wie Licht und Dunkel, Glanz und Blitz keine Sinne, kein Auffassungsvermögen hatte*."* Und weiter sagt der geistvolle Sprachforscher, der diese Worte schrieb: „Die Anschauung der Farbe ist aus mehr als Einem Grunde besonders geeignet, uns die ganze Armuth des menschlichen Denkens in einer Zeit ermessen zu lassen, wo diese Anschauung ihm noch nicht aufgegangen war."** Diese Zeit, auf welche der scharfsinnige Sprachforscher durch die etymologische Analyse in gleicher Weise zurückgeführt wird, wie der Psychologe durch die folgerichtige Entwickelung, gehört jener Periode an, in welcher die thierisch wirre Auffassung und der enge thierische Gesichtskreis noch die Anschauung des Menschen beherrschten.

---

* Vgl. Geiger, „Der Ursprung der Sprache" (1869), S. 152 fg.

** Ebend., S. 154 fg.

Wir hatten gesehen, daß in jener Vorperiode der Feuerzeit, in welcher der menschliche Geist noch ähnlich dem der Thiere dunkel beschattet war, derselbe doch schon eine gewisse Anschauung besaß, so armselig und tief kindlich dieselbe auch noch gewesen war. Sitten, Gebräuche und Vorstellungen seltsamer Art hatte diese Zeit mit sich gebracht und in wunderlichen Formen hatte sich die Religion während dieser Periode einen bestimmtern Ausdruck verschafft. Eine tief kindliche, noch halb instinctive und sich sklavisch ausnehmende, abgöttische Ehrfurcht hatte sich gegenüber den erhabenen Stammältesten und Herrschern, als den in Traditionen und Sagen früherer Zeit so vielfach figurirenden sogenannten „ersten Menschen", erzeugt.

Doch mit dieser sklavischen Ehrfurcht und sittlichen Achtung vor dem Oberhaupte war zugleich eine gewisse sittliche Zucht entstanden, unter deren Einflüssen allein religiöse Gerechtigkeit und Nächstenliebe gedeihen konnten. Und daß jene noch sehr frühe Zeit schon einen warmen Ausdruck liebevoller Nächstenliebe unter den Menschen kannte, das beweist uns die hohe Pietät und die große Sorglichkeit und Anhänglichkeit, mit der man die Verstorbenen behandelte. Man wird nach unserer Darstellung diesen Thatsachen nicht mehr, was bisher geschah, das so verabscheuungswürdige, vielverbreitete Anthropophagenthum der Urzeit entgegenzustellen versuchen. Denn wir sahen ja, daß der Menschenfraß in Verbindung mit Thier- und Leichencultus eine von naiven Anschauungen getragene Erscheinung war.* Boten sich doch vielfach (wie das noch heute bei einzelnen Brasilianerstämmen der Fall ist) die alten Leute freiwillig den jüngern zur Speise an, da sie hiermit meinten, sich mit ihren Kräften dem Menschenthum erhalten zu können und dem „ewigen Schlafe" zu entgehen. Es wird unserer heutigen Anschauung schwierig, sich zurückzuversetzen in jene früheste Zeit tiefster träumerischer naiver Anschauung, aber wir müssen es wenigstens versuchen,

* Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 3.

um in der Beurtheilung vom religiösen und sittlichen Gesichtspunkte aus dieser fernen Zeit mit ihrer tiefen geistigen Beschränktheit und Naivetät gerecht zu werden.

Als die Feuererfindung während der Steinzeit auftauchte, um eine neue Epoche herbeizuführen, und die frühesten Erfinder und Künstler als Zauberer und Propheten auftraten, welche die beschränkte kindliche Menge wie wunderbare Phänomene anstaunte, da konnte es nicht ausbleiben, daß auch Nächstenliebe und Religion nunmehr einem neuen Stadium der Entwickelung entgegengingen. Wir würden nach unserm heutigen Maßstabe gemessen freilich in vieler Beziehung Grund haben, die nun entstehenden Religionserscheinungen sittlich zu verachten und sie als Verirrungen zu bezeichnen; aber sobald wir uns unbefangen in die kindlichen Anschauungsweisen jener Zeiten zurückzubegeben verstehen, werden wir zu einem andern Urtheile gelangen.

Die wichtigste Erscheinung, die uns in dieser merkwürdigen Zeitepoche entgegentritt, ist der Nimbus des sittlich und ästhetisch Erhabenen, mit dem sich jetzt die frühesten prophetisch auftretenden Erfinder als Zauberer umkleideten.

Zu dem sittlich Erhabenen und Mächtigen wußten die frühesten Zauberer zugleich das Naturerhabene zu gesellen. Umgaben sich doch diese Zauberer mit neuen bisher in dieser Weise nicht geahnten Naturkräften und Eindruck machenden Erscheinungen, und besaßen sie neben diesen natürlichen Mitteln, die religiöse Furcht auf ästhetischem Wege rege zu machen, doch gleichzeitig auch das, was ursprünglich den einförmigen Naturerscheinungen an und für sich gänzlich, wie wir zeigten, abging, nämlich ein menschlich fühlbares, zugängliches Herz, das sich je nach Umständen in sittlich freier Beurtheilung durch gerechte Gesinnung und barmherzige, liebevolle Handlungen auszuzeichnen vermochte. Blieben vor den Augen des Instincts, wie wir sahen, die Himmelserscheinungen in ihrer Art einförmig, um so durch die Macht der Gewohnheit zur Indifferenz

herabzusinken, so wurden die Naturerscheinungen jetzt in den Händen und in der Herrschaft der Menschen nicht nur im sinnlichen Sinne ästhetisch interessant, sondern auch sittlich effectvoll; denn eben diese menschlichen Hände konnten diese Erscheinungen, wie alle Thätigkeiten, jetzt zum Nutzen oder zum Schaden der Nebenmenschen und Nächsten je nach Umständen anwenden. Jetzt, da die Menschenhände selbst die Naturkräfte geheimnißvoll beherrschen und nutzen lernten, mußten nun vor der naiven Anschauung alle Naturkräfte aus ihrer unmittelbaren Indifferenz heraustreten, und jetzt erst war die Bahn für die beginnende Ideenassociation geebnet, um den gleichgültigen und den Menschen nicht direct berührenden Naturwesen auch geheime, wahrhaft anthropopathische Beziehungen anzuhängen. Was wir früher völlig unerklärt voraussetzten oder erschlichen, das beginnt sich jetzt psychologisch zu begründen und zu erklären, nämlich die Thatsache, daß der kindliche Mensch die oft nichtigsten, scheinbar gleichgültigsten Objecte in ein magisches, erhabenes, zauberhaft-religiöses Licht rückt und hiermit die Religion des Fetischismus erzeugt. Die kindliche Betrachtungsweise beginnt jetzt zu ahnen, daß es in bestimmten Objecten, auf welche die Ideenassociation hinleitete, fernwirkende, verborgene Naturkräfte gäbe, mit denen der Mensch geheimnißvoll in Verbindung treten könne, um ihre heilenden Einwirkungen zu erfahren und anwendbar zu machen. — So, sehen wir, konnte die kindliche Phantasie rege werden und eine neue Weltanschauung ins Leben rufen, durch welche sich, gestützt auf Zauberei und Fetischismus, ein auch ästhetisch erhabenes zauberhaftes Licht über das Bereich ursprünglich entfernter und ganz indifferenter Objecte verbreiten konnte. Zauberei, Schamanenthum und Fetischismus, psychologisch gemeinsam entstanden, treten jetzt mehr und mehr in den Vordergrund, um das Bild, das sich der Mensch bisher von der Natur der Dinge entwarf, zu färben und zu beleuchten. — Wir

haben bereits die hauptsächlichsten Objecte bezeichnet, welche sich zuerst in den Gesichtskreis magisch erhabener und fetischartiger Beleuchtung stellten. Die Geheimnisse des funkensprühenden Steines, die feurigen Reibhölzer zum Bohren des Feuers, und durch Ideenassociation sich hieran anschließend alle Holzgewächse und Bäume, welche sich vorzugsweise zur heiligen magischen Feuerreibung eigneten. (Man denke nur beispielsweise bei den Griechen an Eiche, Dorn, Lorbeer, Linde, Epheu u. s. w.) Hierzu treten selbstverständlich die so früh beobachteten verwandtschaftlichen Geheimwirkungen von Feuer und Wasser, sowie der aus der magischen Flamme aufsteigende Rauch, den der lebendige Sturm gen Himmel führte, um den Blick zu den wasserspendenden Wolken zu leiten. Blitz, Sturm und Regenwetter, dereinst auf niedriger Stufe völlig mit thierischer Gleichgültigkeit betrachtet, wurden jetzt im Lichte einer neu hervortauchenden Weltanschauung zu magisch erhabenen Wirkungen, welche den Menschen umspannen, um seinen Blick in den dunkeln oder lichten Zauberkreis der äußern Natur hinauszuführen. Welche Wandlung erlitt das Gemüth, welche Bereicherung erfuhren jetzt die sich nach außen wendenden Sinne! In welche nie gekannte erhabene und geheimnißvolle Stimmung gerieth das Herz jetzt im Lichte dieser neuen Weltanschauung beim Schalle des dumpfen Donners und beim Leuchten des magischen Blitzes! Und die flammenden, feurigen Gestirne, konnten sie, die bisher dem naiven Auge als bunte glanzvolle Punkte und Flächen erschienen, jetzt noch betrachtet werden, ohne an die glühende Flamme des Feuers zu erinnern? Fürwahr, die Phantasie beflügelte sich, eine neue Anschauung, sagen wir es kurz, die früheste und primitivste makrokosmische, aber freilich noch zugleich tief mystische Anschauung der Dinge tauchte im Geiste empor. Es waren die ersten kindlichen Erfahrungen über die fernwirkenden Geheimkräfte der Natur, welche diese seltsame Weltanschauung ins Leben riefen.

Der Wechsel von Tag und Nacht, der in eintöniger Wiederkehr

den Instinct und die thierisch naive Auffassung gleichgültig stimmte, trat jetzt wie neu hervortauchend und verklärt, durch ein bestimmtes Interesse umkleidet in seinem Gegensatze völlig neu ins Bewußtsein. Hell und dunkel, welch längstgekannter und doch jetzt im neuen bewußten Lichte so neu und tief erscheinender Contrast. Fast war es, als sollte das Auge unter dem Lichte dieses neuen Bewußtseins auch neu zu sehen anfangen. Neue Unterschiede, bisher vom Auge unbeachtet gebliebene Farbengegensätze, schienen plötzlich hervorzuspringen. Der Farbensinn des Auges nicht minder wie das vom magischen Donner berührte Ohr erweiterte sich jetzt eigenthümlich im Lichte einer neuen, gleichsam magischen, ästhetisch-erhabenen Beleuchtung. Mit psychologischer Trefflichkeit sagt Geiger: „Die Unterschiede der Farben stellten sich erst später ein. Noch mehr, das Licht, das Feuer ist in der Sprache nicht ursprünglich. Die Sprache ist älter, weit älter als jeder Gebrauch des Feuers: aber von dem Lichte der Sonne hätte man glauben sollen, daß es einem unmittelbaren Ausdrucke der Gesichtswahrnehmung erreichbar sei. Es ist nicht so; seltsam genug, das Licht entlehnt vom Dunkel den Namen." (Vgl. L. Geiger, „Der Ursprung der Sprache", S. 148.) Auch eine neue Reihe von Thieren sollte von dieser magischen Beleuchtung gleichsam jetzt erhaben bestrahlt werden, und zwar solche Thiere, welche durch ihre auffälligen äußern Farben, oder durch andere charakteristische Eigenschaften in Beziehung zur hellen lichten Farbe der heiligen Feuerflamme, zum Lichtglanz der Gestirne, oder aber zur dunkeln geheimnißvollen schwarzen Nacht traten. Alle solche Thiere mußten jetzt dem Zauber und dem beginnenden blutigen Opfercultus, sowie dem heilkünstlerischen Schamanenthum verfallen.* So begann man jetzt der

* „Unter den Benennungen, die von der Farbe ausgehen, sind die jüngsten die der Metalle, sie entwickeln sich mit dem Gefühle des Farbenunterschiedes und schließen sich schon verschiedenen Farbenstufen an: Gold der gelben, Silber der weißen, Blei der blauen, d. i. schwarzen. Einer unvergleichlich ältern

gierigen Flamme als „Feuerschlange" unter den geweihten Händen der Zauberpriester vorzugsweise den weißen und schwarzen Stier, das weiße und schwarze Lamm und den sich in gleichen Farben auszeichnenden Widder zu opfern. Ganz besonders aber waren es die ähnlich der Rauchsäule zum lichten erhabenen Himmel und zu den flammenden Gestirnen emporsteigenden, erhaben in den Wolken schwebenden und wiederum schnell wie der zuckende Blitz dahinschießenden farbigen Vögel, welche das Auge des Zauberers auf sich zogen. Ihrem himmelwärts zu den lichten Gestirnen gehenden Fluge suchte er zu folgen, und da sie im Verkehr mit den leuchtenden erhabenen Regionen zu stehen schienen, so suchte er ihrem geheimnißvollen Fluge eine Geheimkenntniß abzugewinnen, vermöge welcher er in die dunkle Zukunft schaute und Orakel spendete.* Aber nicht

---

Zeit müssen die Namen der Thiere angehören, da Säugethiere wie Vögel, in außerordentlich großer Zahl als etwas Farbiges aufgefaßt worden sind." (Ebend., S. 154.) So erklärt es sich, daß später, da die Farben selbst unter den magisch wirkenden Gesichtspunkt von licht, feuerroth und dunkel traten, auch die mit diesen in Beziehung stehenden Thiere sehr früh zu Aberglauben, Opferdienst und Zauberei Veranlassung gaben. Man denke an die rothen Haare unserer Hexen, an die weiße Taube u. s. w.

* Daß es unter den Vögeln ursprünglich die fleischfressenden Geierarten, Raubvögel und Raben waren, auf welche die religiöse Anschauung sich richtete, haben wir in Hinsicht auf die frühern Ideenassociationen bereits einsehen lernen. Diesen bestimmten Vogelarten reihen sich hier nun in erster Linie die Schlangenvertilger deshalb an, weil das Bild der Schlange während der Feuerperiode überhaupt eine sehr hervorragende Rolle zu spielen begann und diese Vogelarten zugleich von weißen Farben ausgezeichnet sind. In dieser Beziehung also ist der weiße Ibis (mit schwarzen Füßen) und der weiße Storch (mit feuerrothen Füßen) zu nennen. Der lichten Himmelsfarbe halber schließen sich ferner hieran an die weiße Taube, der weiße Schwan und die weiße Gans. Hat sich nun auch das emporblühende Zauber- und Priesterthum bei weitem nicht aller Thiere bemächtigt, so traten später bei immer mehr zunehmender Phantasie noch eine große Anzahl verschiedener Thiere neben allen bereits genannten (vgl. den Text und auch die Stellen der frühern Kapitel über Thiercultus) hinzu. Obwol indessen dieser Eintritt der Thiere in den magisch-religiösen Ideenkreis niemals ganz willkürlich geschah, sondern ein bestimmter Ideenzusammenhang bezüglich jeder einzelnen Art in jedem Falle stattfand, so

nur himmelwärts wurde das jetzt mehr und mehr nachdenkliche Auge geleitet, nicht nur dem Himmelsfluge der Vögel, dem geheimnißvollen Rauschen des Windes und der sprudelnden Wasserquelle, sowie den dahineilenden, wunderlich gestalteten Wolken, dem tosenden Donner, dem wie ein flinker Vogel herniederfahrenden Blitze und den glühenden Gestirnen suchte der zum Erhabenen in der Natur geleitete Blick zu folgen, sondern auch den heiligen und fruchtbaren Mutterschos der Erde lernte er jetzt mehr und mehr schätzen und würdigen. Die Ergründung der Fruchtbarkeit des Bodens, die Erforschung der Keimkraft der Pflanzen, die Einsicht in alles das, was dem Wachsthume derselben förderlich war, endlich der Nutzen der Ernte, alle diese Beobachtungen waren geistige Errungenschaften, die nur erst erworben wurden durch die jetzt auf den Makrokosmus hingeleitete Weltanschauung. So war es die Erweiterung der Religion und der Weltanschauung also, welche aus dem rohen Jäger der Urzeit allmählich einen fleißigen Ackerbauer und beobachtenden Viehzüchter machte. Wir sehen, der erweiterte Kreis der kosmischen Anschauung leitete den Menschen zugleich an zur Cultur, und mit ihr wuchsen die Erfahrungen, welche den Geist zur größern Entfaltung drängten.

Nicht alle Völkerschaften der Erde sind, wie wir wissen, gleichmäßig und mit gleichartig reichem Ideenkreise begabt in die neue Weltanschauung und dem entsprechend in das große lichte Reich der Cultur im engsten Sinne des Wortes getreten. Viele, sehr viele

---

erlangte doch in spätern Zeiten die Willkür und Phantasie bezüglich der heiligen Symbolik einen so weiten Spielraum, daß es dem Forscher oft schwierig erscheint, diesen Zusammenhang in jedem einzelnen Falle nachzuweisen. Nicht zu vergessen ist ferner von feuerfarbenen Thieren der Salamander, der mit der Schlange so häufig zusammen und mit dem Feuer vereinigt sich abgebildet findet, nicht nur seines Aussehens halber, sondern auch, weil er im Feuer nicht so leicht verbrennt wie andere Thiere und Dinge, da es bekannt ist, daß dieses Thier einen Saft ausschwitzt, der ihm vor rascher Verbrennung und Verletzung durch Feuer Schutz gewährt. (Vgl. Fig. S. 47.)

Völker blieben zurück und schienen nicht auserwählt, diesen erhabenen Tempel zu betreten. Doch obwol nicht alle Stämme die eigentliche Schwelle der Cultur überschritten, so gibt es doch kein Volk auf dem weiten Erdenkreise, das nicht wenigstens bis zum gewissen Grade und sozusagen bruchstückweise in den Beobachtungskreis der kosmischen Weltanschauung eingetreten wäre. Sind alle Völker in den Besitz des Feuers gelangt, so hat sie das hiermit verschmelzende Naturzauberthum, das wir bei allen Bewohnern der Erde finden, alle mit der Zeit in eine mehr kosmische und auf das Erhabene der Natur gerichtete Weltanschauung hinübergeleitet, wenngleich es häufig nur eben Theile sind, die wir hiervon bei ihnen vorfinden. Nicht alle Völker konnten dem nun beginnenden hohen Fluge der Anschauung soweit folgen wie die Indogermanen, nicht alle soweit wie die Semiten und Hamiten, und endlich bei weitem nicht alle erhoben sich innerhalb dieses Gesichtskreises soweit wie die Chinesen und die amerikanischen Culturvölker. Aber soweit auch viele, ja man darf sagen, die meisten Völker, hinter den letztern Culturvölkern zurückblieben, alle sind dennoch durch den Geist der neu emporblühenden Weltanschauung wenigstens berührt worden; denn alle haben mehr oder weniger Begriffe gebildet, von denen wir im Folgenden nachweisen werden, daß sie nur unter dem Einflusse einer kosmischen Weltanschauung und folglich nur nach der Erfindung des Feuers psychologischen Boden zu ihrer Bildung gewinnen konnten. Gehen wir im Folgenden näher auf den Complex dieser in der That wichtigen, neu hervortretenden Begriffsbildung dieser Weltanschauung ein.

5.

Die Ausbildung des Seelen- und Geistesbegriffs während der Epoche der Feuerzeit und des emportauchenden Fetischismus.

Die in Rücksicht auf die Weltanschauung der frühesten Feuerzeit sich im Zusammenhange eigenthümlich aufklärenden Erscheinungen von Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod. — Die Seele als glimmendes Feuer und rauchender Athemdampf. — Die Zeugung als Feuerreibung und der sich entwickelnde und verbreitende Phallusdienst. — Die Leichenverbrennung. — Der blutige Opfercultus und die Menschenopfer. — Die Auffassung der Krankheit als Befleckung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper und der hieran sich anknüpfende medicinische Zauber der Urzeit. — Die Heilung als Reinigung.

Wir haben dargethan, daß es in der ältesten Zeit dem Urmenschen ebenso wenig wie den Thieren ursprünglich möglich war, eine klare Todesvorstellung zu bilden. Wir sahen vielmehr, wie der früheste Mensch mit kindlicher, naiver Anschauung die Leichen als in tiefen, lange anhaltenden Schlaf versunkene indifferente Körper anschaute. Sein Auge schweifte wie das des heutigen Kindes und des Thieres noch träumerisch befangen über den starren Leichnam hinweg, seine noch ungelenken Gedanken blieben haften an dem lebendigen Körper, und die Frage, wohin die frühere thätige Lebenskraft des Todten gekommen war, tauchte noch nicht auf; denn man hatte die thätige Kraft noch nicht klar und richtig von der Materie und dem Körper geschieden. Indem der naive Sinn beide miteinander

stets beobachtete, verstand er noch nicht relativ zu sondern, und so stand der kindliche Menschenverstand auf der befangenen Stufe eines sinnlich-naiven Materialismus, der sich zu klaren und genauern Vorstellungen des Uebersinnlichen noch nicht emporheben konnte. — Wohl begannen die achtsamern, entwickeltern Völker schon verhältnißmäßig früh am Leichnam das innere und von selbst hervorbrechende Zerstörungswerk der Verwesung zu beobachten; aber die mit dieser Beobachtung zugleich auftauchende Sitte, den Leichnam durch Einbalsamirung hiergegen zu schützen, beweist uns nur um so deutlicher, daß der kindliche Sinn nicht wußte, worum es sich bei der Todeserscheinung eigentlich handelte. Freilich mußten die Aegypter später einsehen, daß das Unternehmen einer Leichenconservation in Bezug auf den Todten unnütz sei; aber trotzdem behielten sie die Sitte des Einbalsamirens bei und glaubten noch in spätester Zeit, als sie bereits längst in klarster Weise den Begriff der vom Körper und Leichnam sich abscheidenden Seele zu bilden verstanden, daß eben diese Seele in einer geheimen Beziehung zum Leibe verharre, sodaß sie Grund hatten, denselben doppelt sorgfältig zu bewahren. Deutlich noch trägt der Charakter der ägyptischen Leichenbehandlung Spuren jener frühern befangenen Anschauung an sich, welche von einer wirklichen Loslösung und Abscheidung der seelischen Lebenskraft vom erstarrten Körper nichts wußte.

Es war einer spätern Zeit vorbehalten, die Vorstellungen über die Todeserscheinung völlig zu klären; denn nur erst in der in das geistige Leben tief eingreifenden Epoche der Feuererfindung und nach dem Emporkommen der mit den Naturkräften mystisch umgehenden Zauberkünstler sollte der Seelenbegriff Wurzel schlagen. Die klare Bildung des Seelenbegriffs war aber als Voraussetzung nöthig, sollte es dem kindlichen Gedankengange möglich werden, auch die Vorstellungen über die Todeserscheinung und über die Ursachen der Verwesung in ein helleres, deutlicheres Licht zu heben. Fast alle Völkerschaften haben später in größerer oder geringerer Deutlichkeit den Seelen-

begriff bilden lernen, und man darf, ohne unbehutsam zu sein, behaupten, daß alle Stämme auf Erden, wenn auch oft unklar, den Begriff des vom Körper sich unsichtbar abscheidenden Schattens und Geistes, sowie den Begriff von Gespenstern und Dämonen als bösartige und gefährliche Seelen der Verstorbenen, sich in gewisser Weise zum Bewußtsein zu führen im Stande waren. Deshalb aber eben ist es geschichtlich und psychologisch um so wichtiger, den folgerichtigen Gedankengang kennen zu lernen, der zur Annahme einer vom Körper sich unsichtbar abscheidenden, schattenhaften Seele führte. Freilich wäre es hierbei ein Irrthum, wollten wir annehmen, der während der Feuerzeit sich so rasch erweiternde Erfahrungskreis des Urmenschen habe vorzugsweise nur eben den Seelenbegriff allein ins Bewußtsein gehoben. So konnte die Apperceptionsfähigkeit unmöglich wirken; denn es liegt im Wesen der Apperception, daß sie eine Reihe von Erfahrungen gleichzeitig umfaßt, um ihnen mit Rücksicht auf eine gewonnene Einsicht eine Reihe von neuen Seiten abzugewinnen, durch welche sich diese gegenseitig erhellen und verdeutlichen und damit eben in den klaren Gesichtskreis steigen, der von den frühern Gesammterfahrungen erfüllt ist. Diese Bewegung des Steigens und Verdeutlichens kraft des Gewichts, das die Erscheinungen und Vorstellungen durch ein bestimmtes Interesse erlangen, das sie früher nicht besaßen und das sie jetzt mit dieser Erhellung plötzlich erwarben, ist eben der eigenthümliche psychologische Vorgang der Apperception. Wir werden uns daher nicht wundern, jetzt eine ganze Reihe von Vorstellungen und Erscheinungen im Zusammenhange plötzlich erhellt zu sehen, die dem Urmenschen, bevor er die Grunderfahrung des Feuers nicht kannte, aus Mangel an Einsicht und Erfahrung nothwendig dunkel bleiben mußten, nun aber gemeinschaftlich und folgerichtig in das Licht der Apperception treten. Von allen Ereignissen aus dem dem Urmenschen zunächstgelegenen Lebenskreise waren es schon sehr früh, ja man darf sagen ursprünglich, die so oft beobachteten Phänomene von Zeugung, Geburt,

Mannbarkeit, Krankheit und Tod, die ihn auf das tiefste interessirten und sein kindliches Nachdenken in Anspruch nehmen mußten. Wir haben daher schon bei einer frühern Betrachtungsweise zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sich an diese Erscheinungen in der allerfrühesten Zeit eine Reihe seltsamer Sitten und religiöser Ceremonien angelehnt hatten. Gebräuche, welche wir in deutlichen Anklängen noch heute bei derartigen Gelegenheiten bei unsern heutigen Naturvölkern wiederfinden. Kein Wunder daher, daß sich an eben diese Erscheinungen unter dem Eindruck neuer Erfahrungen auch die ersten sich vertiefenden Betrachtungen und Begriffsfortschritte anknüpfen. Brachte es doch das Zauberhandwerk und die entstehende Heilkunst der Schamanen und der Magier jetzt mit sich, das Nachdenken über die geheimnißvollen, verborgenen Kräfte, die sich hinter den Objecten und Körpern regten, mehr und mehr in Bewegung zu setzen. Den Magiern zunächst war daher die große Aufgabe gestellt, neue und treffendere Ansichten über alle diese Phänomene dem uneingeweihten Volke beizubringen. Und sie säumten daher auch nicht, ihre Beobachtung und ihren Scharfsinn anzustrengen, wenngleich die noch zu lebendig wirkende Phantasie allen wirklichen Sachverhalt mit einem Schleier verdeckte, den zu zerreißen die kindlichen Geister jener Zeit noch nicht fähig waren. Noch wurde es dem kindlichen Beobachtungssinne unmöglich, Ursache und Wirkung richtig aufeinander zu beziehen, und so verfielen die Zauberer und Magier nur zu leicht in die oberflächlichsten Betrachtungen, die vorzugsweise von der Phantasie geleitet waren. Aber alle diese immerhin noch sehr naiven Beobachtungen und Anschauungen waren dennoch, wie wohl zu beachten, durch die allerfrühesten Kenntnisse und Erfahrungen über wirkliche Naturkräfte unterstützt, und hierin lag der Unterschied von jener naiven Anschauungsweise der Dinge während der frühern Periode vor der Feuererfindung, die wir eingehend geschildert haben. Die ersten Erfahrungen mit übersinnlichen verborgenen Kräften auf dem Gebiete

der Natur bilden den Mittelpunkt, von dem die kindlichen ersten Erklärungen der hierher gehörigen interessirenden Erscheinungen gemeinsam ausgehen, sie sind gleichsam das leitende Princip, das den Beobachtungssinn instinctiv an die Hand nahm. Wir müssen es daher begreiflich finden, wenn wir in allen Begriffen und Anschauungen, die in der jetzigen Periode gebildet werden, das brennende, lodernde Feuer und die eingreifenden Wirkungen von Licht und Dunkelheit sowie von Wärme und Kälte als die gegebene gemeinsame Basis antreffen, von der die sinnliche Betrachtungsweise ausging und auf welche man in allen verschiedenen Erklärungen zurückkam. So tief griffen die ersten Erfahrungen auf dem Gebiete der gegeheimen Naturkräfte in den Verlauf des Nachdenkens ein, und so hoch hielt man die aufgefundene verborgene Kraft des Feuers, daß selbst noch in verhältnißmäßig später geschichtlicher Zeit Dichter, Denker und Philosophen die Nachklänge in ihren Schriften hiervon vielfach erkennen lassen.

Das Feuer und die in neuem bewußterm Lichte jetzt erscheinenden Gegensätze von Kälte und Wärme und hell und dunkel bildeten also den Ausgangspunkt aller dieser neuen Betrachtungen. Früher wol wie die rohe Menge nahmen die Feuerpriester der Urzeit wahr, daß es vorzugsweise die dampfende, gleichsam wie Rauch verfliegende Wärme war, welche den erstorbenen Leib des Todten verlassen hatte. Todt und erkaltet lag der Leichnam da, ohne jede Wärme, alle Thätigkeit und alles Leben war erstarrt, Wärme und empfindende Lebenskraft waren entwichen und hatten sich vom Körper abgeschieden. Was wunder, wenn man jetzt, da man aus nächster Nähe die Wirkungen von Wärme und Kälte an der Opferflamme des Zauberers hatte kennen lernen, darauf verfiel, im lebendigen Leibe ein sanft loderndes Feuer anzunehmen, das den warmen Athem als eine Feuerluft erzeugt, die, wie man thatsächlich wahrnahm, warm aus dem Munde jedes Körpers hervorströmte. So also war es, so schloß der Urmensch der Feuerzeit, die warme Feuerluft, die den

warmen lebendigen Körper durchströmte und die als eine Art von feuriger, luftartiger, geheimthätiger Kraft den Körper beseelte und belebte, wie das verborgene Feuer die dunkeln Reibhölzer und den geschliffenen Stein. Und dieser lebenspendende, im Körper verborgene „feurig rauchende Athemdampf" war es ebenso, der mit seiner beseelenden Kraft als „Seele" wie ein feiner Rauch unsichtbar und geheimnißvoll den Körper verließ, sobald er sterbend erstarrte und eisig erkaltete. So begann also der Seelenbegriff emporzutauchen, indem der Urmensch darauf achten lernte, daß ein verborgener „feuerluftartiger Athemdampf" den Körper unsichtbar verließ, um sich von ihm zu trennen und abzuscheiden und ihn damit dem Tode der Verwesung und der Zerstörung zu übergeben. „Die Vorstellung, daß das Feuer das Lebendige im Menschen sei, sehen wir in vielen Mythen unter verschiedenen Völkern mit durchsichtiger Bestimmtheit auftreten." (Vgl. „Zeitschrift für Völkerpsychologie", IV, 118.) „Die lebenskraft", sagt Grimm („Deutsche Mythologie", 2. Aufl., S. 812), „war gebunden an ein licht, eine kerze, ein scheit, mit deren verzehren der tod erfolgt." Daher sagen die alten Dichter: der Tod hat ihm das Licht ausgeblasen. (Cohen, „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele", „Zeitschrift für Völkerpsychologie",IV,119.) „In unserm deutschen volksglauben", sagt Grimm, „läßt sich der übergang der seelen in gutmüthige hausgeister oder kobolde nachweisen." Die Kobolde und Seelen der Verstorbenen stehen aber mit dem Feuer aufs engste in Beziehung, wie auch Kuhn in Bezug auf Grimm erwähnt, welcher letztere die Kobolde für Feuergottheiten hält. Aber auch die mit den Seelen zusammenhängenden Gespenster und Dämone und die altnordischen draugar werden von Feuer umgeben dargestellt und sind dann die Irrlichte und Irrwische. (Ebend., S. 120.) Mit Einem Schlage trat aber zugleich mit der Apperception des Seelenbegriffs eine neue klare Todesvorstellung vors Bewußtsein. Denn Leben und Tod treten nunmehr als neue, tiefer geschiedene Gegensätze im Bewußtsein auf, um die

Anschauung zu beherrschen. Das Leben wurde jetzt als etwas Wandelbares, Luft- und Feuerartiges aufgefaßt, das als Seele nicht immer mit jedem Körper vereinigt zu sein brauchte und dem todten erstorbenen Körper nicht anklebte. Die Seele konnte erst jetzt an ihrem wesentlichen Merkmal appercipirt werden, nämlich an dem der unsichtbaren Körperlosigkeit. Erst jetzt schied sich die Seele vom todten Körper wie der Rauch von der Flamme, um sich unsichtbar und erhaben im Himmel zu verlieren. Und der kindliche Blick, der nun die Seelen nicht etwa als Traumgestalten ansah, die ja noch ihren Körper erkennbar machten, sondern als unsichtbare körperlose Hauchgestalten und Schatten, folgte ihnen zum Himmel, um hier zunächst den Wolken zu begegnen, die sich dem Rauche in ihren Erscheinungen näherten; in ihre wunderlichen Gestalten malte sich ein phantasievoller Sinn zunächst die verklärten Seelenbilder hinein. Aber er begleitete die rauchartig zum Himmel steigenden Seelenschatten noch höher hinauf, um ihnen zu folgen ins überirdische Jenseits, — dort droben sah er sie unter den Himmelslichtern und unzähligen Sternen unsichtbar mit weißen Kleidern angethan als Engel erscheinen. Dort droben schienen sie sogar als Flammen mit verwandeltem, neuem überirdischen Körper wieder aufzutauchen. Das Wesen des Körpers sollte die Seele jetzt abstreifen in Rücksicht auf das erfahrungsmäßig gewonnene neue Substrat des sich verflüchtigenden Rauches und Dampfes, aus ihm webte die Phantasie das weiße Kleid, an das sich der so sehr an das Sinnliche gewöhnte Mensch hielt, um den Schatten, den Manen und Engeln eine jetzt überirdische Vorstellung zu verleihen. Erst jetzt bevölkerte sich die Luft mit Gespenstern, Geistern und Dämonen in der Phantasie des Urmenschen und Naturmenschen. Denn nun erblickte er in jedem Irrlicht eine Seele, und während er ehedem nur von Entschlafenen oder Traumgestalten redete, die körperlich auftraten und die ihn glauben machten, daß der Verstorbene nur ein tief Schlafender und Ruhender war, bildete er jetzt den Begriff des

gespenstischen Geistes, der unsichtbar körperlos im Dunkel durch die Lüfte rauschte. In keinem Lande hat die Seelenvorstellung und die Art ihres abgeschiedenen Lebens eine reichere und seltsamere Behandlung in der Anschauungsweise erfahren wie in Aegypten. Zwar war die hier auftretende Lehre von der Seelenwanderung schon, wie wir sahen, vorbereitet gewesen durch die frühern Anschauungen, welche den lebendigen Leib in alle diejenigen Thiere versetzten, die ihn verschlangen und verzehrten; allein erst jetzt gestaltete sich anknüpfend hieran die eigentliche Vorstellung der Metempsychose, nach welcher die abgeschiedenen Seelen und Geister zugleich ins Jenseits wanderten. Bei sehr vielen Naturvölkern finden wir bekanntlich die Seelenwanderungslehre gleichfalls deutlich ausgebildet, doch werden die hierüber herrschenden Anschauungen nicht immer klar von der vorausgegangenen Anschauung über die Körperwanderung gesondert. Konnte die Seele jetzt aber den Leib im Tode verlassen, konnte sie sich trennen und abscheiden, wie konnte sie alsdann in den Körper hineinkommen? So lenkte sich, wie wir sehen, im Zusammenhange damit die primitive Priesterweisheit sogleich auf das Nachdenken über den Zeugungsact. Auch hier war es das Feuer, oder vielmehr die Feuererzeugung und Feuerreibung, welche die kindliche Phantasie zu den wunderlichsten Vorstellungen über den Zeugungsact veranlassen sollten, Anschauungen, an welche sich später wiederum die sonderbarsten religiösen Sitten und Gebräuche anschlossen. War die Seele ein feuriger, heißer Athemdampf und sanft glimmendes Feuer, so war auch die Zeugung im Leibe folgerichtig eine Art von Feuerreibung und Feuererzeugung. „Golden waren die aranî, mit denen die göttlichen Acvinen den Funken hervorquirlten. Diesen Keim lege ich in dich, daß du ihn gebärest im zehnten Mond.“ — (Vgl. bei Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers“, S. 74.) Gleichwie das heilige Feuer durch Reibung entsteht, so zeugen auch die Menschen den prometheischen Funken der Seele, um ihn als ein neu loderndes Feuer dem Weibe einzuimpfen, auf daß es diesen Funken im zehnten

Monde gebäre. So erklärt es sich, daß man den Zeugungsact als eine Feuerzündung auffaßte, wie dies im letzten brâhmana des „Bradh-Aranyaka" ausgeführt wird (in Weber's Ausgabe des „Çatapatha-brâhmana", XIV, 9, 4, 20; vgl. ferner bei Kuhn S. 74). Spuren einer solchen Vergleichung der Feuerentzündung mit dem Zeugungsact haben sich auch bei den Griechen erhalten; Aristophanes nennt das Pudendum muliebre ἐσχάρα. (Ebend., S. 77, Anmerkung.) Das zeugende männliche Glied trat als ein heiliger Feuerbohrer vor das kindlich vergleichende Bewußtsein, es war ein göttlicher, erhabener „Pramantha", dem Verehrung gezollt werden mußte, da eine magische, geheimnißvoll zeugende und wirkende Kraft in ihm lag. Mit diesen noch tief kindlichen Vorstellungen war der Keim gelegt zu jenem in frühester Zeit sich weit verbreitenden Phallusdienst, von dem Meiners schreibt: „Nicht leicht ist die Natur einer andern Gottheit und die Entstehung sowol als weite Verbreitung eines Götzendienstes so schwer zu erklären als die des Phallus oder Lingam und seiner Verehrung. Einige beteten das männliche Glied an *, andere das weibliche Zeugungsglied, und noch andere die vereinigten Zeugungsglieder beider Geschlechter. Man trug das Bild der Gottheit nicht nur an den ihr geheiligten Festen umher **, sondern Weiber bekränzten es auch, oder küßten es gar in der Natur mit unbegrenzter Schamlosigkeit oder Einfalt, und Bräute opferten ihm ihre Jungfrauschaft. *** Dies Geschenk empfingen hin und wieder die Priester im Namen der Gottheit, aber nicht von allen jungen Weibern, sondern nur von den Bräuten der Könige und Vornehmen." Sicherlich gehört der Phallusdienst, der ferner dahin führte, daß der Lingamsgestalt auch die Säulen der ägyptischen Tempel, ja vielleicht die Säulenform der heiligen Bauten überhaupt

* Die ältesten Griechen (Herodot., II, 44), auch die Aegypter, die Assyrer, Syrer und Phönizier, die Hindus und andere.

** In Hindostan.

*** Bei den Phöniziern, Assyrern, Griechen und Römern.

in ihren Variationen ursprünglich angepaßt wurde, zu den merkwürdigsten religiösen Ausartungen jener hier geschilderten Zeit. Es lag eben im Geiste jener Epoche, allen frühesten Auslegungen der Zauberer und Priester über einen geheimnißvollen Vorgang, wie den der Zeugung, auch einen religiösen tief ehrfurchtsvollen Glauben entgegenzutragen. Und wir können uns daher über die seltsamen und sich sehr weit verbreitenden Sitten dieser Art nicht wundern. Eine Sitte, welche gleichfalls der Epoche dieser Zeit entstammt, ist die Leichenverbrennung, die sich als religiöser Brauch sehr weit verbreitet hat.* — Die Leichenverbrennung, die auf das innigste mit dem Seelen- und Ahnencultus zusammenhängt, erklärt sich leicht. Hatten viele Völker ähnlich den Aegyptern die Körper, in dem Glauben, sie der Seele zu erhalten, einbalsamirt, so begann man jetzt, da sich die Vorstellung der feurigen, zum erhabenen Himmel aufsteigenden Seele gebildet hatte, hier und da unter den Völkern den heiligen Brauch einzuführen, den Leib zu verbrennen, um ihn durch Feuer seelenhaft verwandelt der Seele mit auf den Weg zu geben. Die zu Asche verwandelten Reste sammelte man, um sie in ein geweihtes Gefäß niederzulegen, das der Seele gehörte und nicht wieder berührt werden durfte.

So hatten sich im Lichte der neuen Erfahrung die Phänomene von Zeugung, Geburt und Tod allmählich mehr aufgeklärt, und es war zugleich der tiefeingreifende Begriff der feurigen Seele, des abgeschiedenen Geistes und damit zusammenhängend der der jenseitigen Ahnen und Manen gebildet worden. Mehr und mehr begann sich im Lichte dieser Vorstellungen der bisher geübte religiöse Leichencultus und der hiermit verbundene Gebrauch des Opferns am Grabe in einen eigentlichen Seelen- und Ahnencultus umzuwandeln. — Es erzeugten sich demgemäß neue, an eigenen Stätten geübte und

* Findet sich doch die Leichenverbrennung selbst bei den Australiern noch heute vor.

am heiligen Feuer vollzogene Opfergebräuche, die nunmehr, von den Magiern, Zauberern und Priestern geleitet, sich allmählich mit dem sich gleichzeitig erzeugenden Gestirndienste verschmelzen und vereinigen sollten.

Wir haben früher bereits gesehen, daß der tiefsittliche Brauch des Opferns sich aus der ältesten Zeit herschreibt. Man brachte dem Stammältesten, um ihm in seiner Erhabenheit Dank und Verehrung zu erweisen und seine Hülfe anzurufen, Gaben dar, nicht sowol an Früchten als auch an Fleisch und Getränken. Später, als sich der Gebrauch „der Todtengabe" ausbildete, trug man Speise und Trank (wie noch heute unter einigen Naturvölkern geschieht) in gleicher Weise auch an die Grabstätten, endlich belohnte man auch die heiligen Zauberkünste der Magier durch Darbringung derartiger sittlich geweihter Gaben *, und so erscheint es geschichtlich nicht auffällig, daß man im Laufe der Zeit, da der Gestirndienst sich mit dem Feuer- und Zaubercultus rasch innig verschmolz, auch dazu überging, durch das flammende Opferfeuer der strahlenden Sonne und dem blitzenden Donnerer zu opfern. Aber nicht nur Thiere wurden dargebracht, sondern auch Menschen gaben sich den erhabenen heiligen Wesen hin, um von ihnen als lichte Seelen aufgenommen zu werden.

So bildete sich der blutige Opferdienst und das Menschenopfer, Gebräuche, die uns zugleich an das mit religiösen Vorstellungen verwebte Anthropophagenthum der Urzeit erinnern. Um nicht als Leichen von Thieren und Würmern gefressen zu werden, opferte man sich, vielleicht unter ähnlichen Vorstellungen wie noch heute die altersschwachen Greise gewisser Naturvölker, dem Munde eines Gottes. So wurden freiwillig oder gezwungen je nach der Meinung der Priester Menschen am Altare der Götter unter religiösen Ceremonien

* Bei den Koossa in Afrika werden noch heutigentags die Zauberinnen mit Stücken Vieh belohnt. (Vgl. Lichtenstein, „Reise im südlichen Afrika", S. 415.)



II. Bd. S. 106.

Ein Menschenopfer in Othaheiti.



hingeschlachtet und Mütter brachten ihre Kinder herbei, um sie zu opfern und die zürnende Gottheit zu versöhnen. Während der spätern Feuerzeit, wo sich, wie wir sogleich zu zeigen gedenken, neben dem Seelenbegriffe nunmehr auch der Gottheitsbegriff ausgebildet hatte, waren die Menschenopfer zu einer allgemeinen, heiligen Sitte geworden. Diese geschahen freiwillig, wenn der sich selbst Opfernde einen persönlichen, heiligen Zweck verfolgte, oder sie wurden von Seiten der Zauberer und Priester gezwungen angeordnet zur Versöhnung der Götter.* Um Gesundheit, Sieg oder andere Güter zu erbitten, wurden unter vielen Völkern Menschenopfer im großen Maßstabe gebracht. Leib und Seele der Geopferten und Verbrannten sollten sich mit der erzürnten oder abgeneigten Gottheit vereinen, um sie günstig zu stimmen, und den Sinn des Gottes zu erweichen. Je mehr Seelen man der Gottheit zur lichten Höhe hinaufsandte und darbrachte, um so eher glaubte sich das bittende Volk Gehör verschaffen zu können und um so mehr Menschen wurden der heiligen, verzehrenden Flamme übergeben und auf dem geweihten Altare niedergelegt.**

Allein nicht immer griffen die Völker zu gezwungenen Menschenopfern, meist begnügte man sich mit der Darbringung von Gaben an Feldfrüchten, Fleisch und Getränken. Was dem Menschen angenehm war, das konnte auch die Götter nicht entehren. War es indessen nicht gleichgültig, wie und zu welchem Zwecke man die Gaben darbrachte, so war es in jener Zeit ebenso wenig gleichgültig, welche Gegenstände zum Opfern bezüglich der verschiedenen Gottheiten verwendet werden durften. Der religiöse Zaubersinn der frühesten Schamanen und Priester jener Zeit hatte nun längst diejenigen Wesen und Objecte erforscht, oder richtiger mystisch ersonnen,

---

* Vgl. Herodot, VII, 135; Livius, VIII, 6, 9, 10; X, 28, 29; XXII, 5, 7; Plinius, XXVIII, 2 u. s. w.

** Vgl. die verschiedenen Völkerschaften, die aus diesen oder jenen Gründen zum Menschenopfer griffen, bei Meiners, „Geschichte aller Religionen", S. 76 fg.

die zur heiligen Flamme und den flammenden Gestirnen und Gottheiten in einer geheimen Beziehung stehen konnten. Und so entstanden alsbald die genauesten Vorschriften darüber, was für Objecte und Thiere, und in welcher Art dieselben den verschiedenen Gottheiten zu opfern waren. Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit beiläufig erwähnt, daß es zumeist die zum Licht (d. h. die weißen) und die zur Dunkelheit, d. h. die schwarz aussehenden Thiere waren, die zum Feuer- und Opferdienste zuerst in die engste Beziehung traten, später indessen waren es farbige Objecte aller Art, vorzugsweise aber dennoch stets die rothbraunen, rothen und gelb gefärbten, die der zauberischen Geheimkraft verfielen. Freilich die mehr und mehr sich entwickelnde Phantasie zog später durch die wunderlichsten Ideenassociationen eine kaum zu übersehende Zahl von Wesen und Objecten in das magische Bereich dieser Geheimwirkungen, sodaß es schwierig wird, diesen Gedankenwindungen im einzelnen zu folgen, zumal sich diese Art von erkundschafteten Geheimwirkungen nicht nur auf den rein religiösen Opferdienst, sondern nebenbei auch auf die mit dem frühesten Priesterthum auf das engste verbundene Kunst, durch Geheimwirkungen zu heilen, bezogen. Daher ist es erklärlich, daß nicht nur die Phänomene von Zeugung, Geburt und Tod, sondern auch das Wesen der Krankheit und Heilung zugleich dem ersten kindlichen Nachdenken schon während der frühesten Periode der Feuerzeit unterlagen.

Geschah die Zeugung nach Art der Feuerreibung, war der Körper- und Seelenkeim ein „prometheischer Funke" und die Seele im Körper eine feurige, glühende Luft, ein heißer Athemdampf, so nimmt es psychologisch nicht wunder, wenn wir bemerken, wie das Wesen der Krankheit gleichsam als eine Erstickung, Verdunkelung, Verfinsterung und Verunreinigung dieses im Körper dampfenden Lebensfeuers aufgefaßt und appercipirt werden konnte. — Das warme, reine und weiße Licht verschmolz ursprünglich rasch nicht nur mit den Begriffen des Geweihten, Heilbaren, Heiligen und Er-

habenen, sondern auch mit denen der Gesundheit, des Wohlthuns und der Güte. Finster, unrein und dunkel waren dagegen das Unangenehme, das Kranke, Häßliche, Unheilige, Schadenbringende und Böse. So früh, sehen wir, traten in der Geschichte der Religion und der hiermit Hand in Hand gehenden Entwickelung der Weltanschauung die Gegensätze der lichten Reinheit und der dunkeln, bösen, krankhaften Unreinheit ins Bewußtsein.* — Böse und unreine Seelen und Dämonen tauchten vor der Phantasie der Völker auf, und während die lichten und reinen Seelen in die lichten, himmlischen Gefilde und in das freudenreiche Jenseits wanderten, hausten jene unreinen Geister als boshafte Kobolde und Gespenster an allen finstern und dunkeln Orten des irdischen Diesseits. Diese schwarzen und bösen Dämonen, die dem Lichte feindlich waren, drangen zuweilen verborgen in den Körper ein, um die Seele zu verunreinigen und Krankheiten hervorzurufen, weshalb denn das Wesen der Krankheit auch als eine Art Besessenheit von seiten böser, dämonischer Geister aufgefaßt wurde und allerlei Heilmethoden gesucht wurden, diese Dämonen wieder herauszutreiben. So suchten die von der religiösen Phantasie geängstigten Menschen sich vor den übelwollenden Seelen und Dämonen jetzt in gleicher Weise zu schützen, wie gegen Krankheit und Lebensgefahr, und die mit den Geheimmitteln betrauten Zauberpriester und Magier befaßten sich, getrieben durch die religiöse Nächstenliebe, mit den Wundercuren, durch welche alle Unreinheiten und Entheiligungen gesühnt und ver-

* Wenn wir daher finden, daß Plinius (nach Hermippus und Demokrit) behauptet, daß die Lehre des Zoroaster von der Krankheitslehre und Arzneikunde ausgegangen sei, und gleichsam durch ihn eine höhere und heilige Medicin eingeführt wurde, so zeigt es sich, welche allgemeinen Anhaltepunkte hierzu vorlagen. Plinius sagt ferner: Hierzu sei dann die Kraft der Religion selbst gekommen, und endlich die Monddeuterei und die Lehre, die Zukunft aus dem Himmel zu erforschen, und so habe diese Lehre durch ein dreifaches Band die Sinne des Menschen in Beschlag genommen, und sei endlich zu solcher Höhe emporgewachsen, daß sie im Orient den Königen der Könige gebot. (Vgl. auch bei Bastian, „Der Mensch in der Geschichte", II, 175.)

trieben werden sollten. „Keine Art von Unreinheit scheint früher und allgemeiner anerkannt, und gegen keine so sorgfältige Gegenmittel erfunden worden zu sein, als gegen die Schwächlichkeiten und Zufälle, denen das andere Geschlecht zu gewissen Zeiten, während der Schwangerschaft und in und nach der Geburt unterworfen ist.“ Unrein waren und sind die Weiber in den angezeigten Zuständen unter den Israeliten, Griechen und Römern und untern Persern und Hindus, in Formosa, Ceylon, Siam, ferner unter den Mongolen, den Ostiaken, Samojeden, den Lappen in Nordamerika, Florida, am Orinoco und unter den Hottentotten. (Vgl. Meiners, „Geschichte aller Religionen“, S. 82.) „Fast alle Völker halten Kranke, besonders Aussätzige, Misgeburten, Sterbende, Leichname von Thieren und Menschen, Trauerhäuser, Gräber für unrein (verdunkelt) und befleckend.“* So konnten die Anschauungen sich in der Zeit und unter den Völkern, wo der Seelenbegriff in Kraft trat, wandeln. Waren während der Steinzeit die Gräber geehrt, so begannen sie während der Feuerzeit, und später, während des emporblühenden Seelencultus, unter vielen Völkern als verdunkelt und befleckend angesehen zu werden. „Ebenso dachte man von den Berührungen gewisser Thiere“ u. s. w. „Zu den schwersten Verunreinigungen aber rechnete man die Entweihung heiliger Oerter oder Geräthe.“ (Vgl. Plutarch, I, 335; II, 327; Thucydides, I, 126, 128 u. s. w.) Allein hierbei blieb die Phantasie nicht stehen, auch alle bösen, schadenbringenden Handlungen der Seele wurden als entweihend, verunreinigend, unheilbringend und befleckend angesehen, und so meinte man andererseits auch alle Sünden und Verbrechen durch heilende Reinigungen sinnlicher Art zauberisch tilgen zu können. Aehnliche Hülfsmittel brauchte das Volk gegen Bezauberungen und Beschwörungen, die man gleichfalls für etwas Befleckendes und Ansteckendes hielt. (Vgl. Meiners, Kap. 11.) Daß aus solchem Grunde die Vorschriften für

* Ebend., S. 82, s. daselbst die genauern Belegstellen unter allen Völkern.

die heiligen Gebräuche des Opferns, des Schlachtens der Opferthiere und namentlich auch die Anordnungen des heiligen Feuerzündens sehr sorgfältig waren, erhellt in diesem Zusammenhange von selbst. Genau waren daher die Maße bestimmt zu den Werkzeugen, mit denen das heilige Feuer entflammt wurde, genau das heilige und geweihte Holz angegeben, von dem gerieben und gezündet werden mußte.

„Von der uttarârani genommen sei stets der pramantha, denn wer einen andern als mantha braucht, wird mit dem Fehler des yonisamkara behaftet.

„Eine nasse, löcherige, verkrümmte, eine mit Rissen versehene arani und uttarârani ist den Opferern nicht heilsam.

„Was das guhya (pudendum) genannt wird, das heißt die yoni (Geburtsstätte) des Feuergottes, das Feuer, das hier geboren wird, heißt *segenbringend*. Die aber *an andern Stellen reiben, gerathen in Gefahr von Krankheit.*"* Wir sehen, daß das Feuer unvorschriftsmäßig, ungeweiht, gewissermaßen unrein gezündet Krankheiten zu bringen vermag. Daß das Feuer Krankheiten verursachen und heilen konnte, und Krankheit der kindlichen Phantasie jener Zeit, wie wir sehen, folgerichtig etwas gleichsam Befleckendes, Unreines, Dunkles (gegenüber dem gesunden, lichten Seelenfeuer im Körper) war, darf nicht wundernehmen, da ja die Schamanen der Urzeit, wie wir früher gesehen hatten, durch die Heilkunst selbst Feuer und Wärme als heilige, heilsame Erscheinungen verbreitet hatten. Erst als hieraus geschichtlich später die Kochkunst, wie wir sahen, hervorgegangen (vgl. die Anmerkungen zu Kap. 3) und das Feuerzünden und das Kochen der Speisen allgemeiner geworden war, sank durch Gewohnheit der Zauber von diesen Gegenständen, obwol er sich trotzdem in fast allen Religionen der Erde bis zum gewissen Grade erhalten hat. In der Urzeit aber war die

---

* Vgl. Kuhn, S. 73 u. 74.

Heilwirkung durch Wärme und heiße Dämpfe u. s. w. allgemein. Wärme und Dampf von Kräutern, Zauberobjecten und Thieren gehörten daher zu den ersten und bedeutendsten zauberischen Heilungs- und Reinigungsmitteln. (Vgl. Tibull, II, 6; Propert, II, 28, Juvenal, „Satiren“, II.) Erst später trat hierzu das natürliche Reinigungsmittel, das Wasser (bei den Griechen und Israeliten, Numer. 19, 13); allein auch mit Menschenfleisch und gekochten Thieren, mit Speichel, Honig, Opferblut und Menschenblut suchten noch in später Zeit die priesterlichen Heilkünstler zu heilen und zu reinigen.

Es würde zu weit führen, wollten wir im einzelnen dem Zusammenhange gemäß ausführen, was sich in allen Völkern noch heute über diese Anschauungen deutlich vorfindet und in den civilisirten Religionsanschauungen erhalten hat. Die Lichter am Altar, das Wasser in der Taufe, der Weihrauch der Chorknaben sind Symbole, die noch heute als Reste hiervon unsern religiösen Gebräuchen ankleben. Bezüglich der Naturvölker erscheint das Material zu umfangreich, um es an diesem Orte geben zu können, es sei mir daher gestattet, auf die von Tylor, Lubbock und Bastian hierüber gesammelten Einzelheiten zu verweisen. Nur hinsichtlich des Seelenbegriffs will ich mir hier noch einige genauere Nachträge gestatten. Wir sehen, daß das wesentlichste Merkmal des Seelenbegriffs die körperlose völlige Abscheidung vom Leibe ist. Wie der Rauch sich von der Flamme trennte, um emporzusteigen in den überirdischen Himmel, oder vom Winde fortgeführt zu werden, dorthin, wo die Sonne aufging oder unterging, mit Einem Worte ins Jenseits, so auch die körperlose Seele, sie schied sich ab vom Leibe, und wie der Rauch im Lichte der Sonne einen dunkeln Schatten warf, so war auch der Rauch und das warme Pneuma der Seele gleichsam den Urvölkern etwas in diesem Sinne körperlos Schattenhaftes. Wir müssen die hier bezüglichen, sinnlichen Erscheinungen, die auf die Bildung des Schattenbegriffs einen Einfluß übten, scharf zusammenhalten, um den Zusammenhang der Combination und die sinnliche Unterlage der eigenthümlichen Ideenassociation genau einzusehen. Nicht das Traumbild des Körpers war im Stande, den Begriff des seelenhaften Schattens entstehen zu lassen, sondern nur das sinnliche Substrat, das als dampfende und rauchende Wärme sich abschied, um sich ver-

flüchtigend unsichtbar in den Himmel zu heben. Hiermit stimmen die Ergebnisse der Sprachforschung vollständig überein. Der Ausdruck der Tasmanier für Schatten und Geist ist derselbe, desgleichen bezeichnen die indianischen Algonquins die Seele des Menschen mit Otachuk, d. h. sein Schatten. In der Quichésprache wird das Wort natub für Schatten und Seele gebraucht. (Martius.) Das ueja der Aravacer bedeutet Schatten und Seele. Wenn Dobrizofer erzählt, daß die Abiponer das Wort loakal für Schatten, Seele, Echo und Bild gebrauchen, so ist das eben nur in Bezug auf die ersten Begriffe correct, das andere aber hinzugedichtet. Die Zulus gebrauchen nicht allein das Wort tunzi für Schatten und Geist, sondern sie denken auch, daß der beim Tode eines Menschen vom Körper sich scheidende Geist zugleich der Geist eines Vorfahren zu werden im Stande ist. (Vgl. Tylor, S. 388.) Der Begriff der Seele als Athemdampf kann durch den ganzen semitisch-arischen Sprachkreis verfolgt werden. Im Hebräischen heißt nephesh Athem, zugleich aber auch Leben, Seele, Gemüth, während ruach und neshamah den Uebergang von Athem auf Geist durchmachen. Diesen Worten entsprechen im Arabischen nefs und ruh. Athem bedeutet in den Sanskritsprachen âtman und prâna, im Griechischen haben wir psyche und pneuma. Im Slawischen steht die Bedeutung von duch für Seele, Athem, Geist. Hierher gehören auch die lateinischen Bedeutungen von animus, anima und animal als lebendiges Wesen, Thier. War der Blick des Menschen durch den Rauch der Opferflamme, ferner durch die sich als Dampf und Rauch vom Körper abscheidende Seele und durch die damit im Zusammenhange stehende Leichenverbrennung gen Himmel geleitet, so kann es nicht auffallen, daß man hier in den Lüften zunächst den Vögeln wieder begegnete, welche man daher vielfach als Sendboten der Seele oder, wie die weiße Taube, als Symbol der Seele selbst faßte *, auch wurde der Vogel als Seelenbringer aufgefaßt, man denke an den Storch und ähnliche in diesen Ideenzusammenhang gehörige Erscheinungen, an welche sich auch wiederum das schon früher erwähnte Weissagen aus dem Vogelfluge anlehnt. (Vgl. zugleich die Anmerkungen Kap. 6. Vgl. ferner E. Kuhn, „Die Vorstellungen von Seele und Geist", Berlin 1872, S. 7 fg.)

* Vgl. Grimm, „Mythologie", S. 788; Rochholz, „Sagen", I, 245, 293 und II, 44, Anmerk. zu 269; vgl. zugleich Kuhn, „Herabkunft des Feuers", S. 107.

6.

Die früheste fetischistische Betrachtung der leuchtenden Himmelserscheinungen.

Die Gestirne in der ursprünglichen Anschauung als magische Feuer, entzündet von Feuerpriestern und zauberischen Lichtherren. — Die sich allmählich ausbildenden tiefen Abhängigkeitsgefühle gegenüber den zauberhaft erscheinenden Naturgewalten. — Das Auftauchen des ästhetischen Erhabenheits- und Unendlichkeitsbegriffs in Bezug auf den Makrokosmus. — Die hiermit vor sich gehende genauere Trennung von Göttern und Priestern bei den Culturvölkern. — Die Idolatrie und deren Beeinträchtigung des Erhabenheitsbegriffs. — Die Unterdrückung der Idolatrie bei den Hebräern in Rücksicht auf die höhere Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs der Gottheit. — Nicht alle Völker der Erde sind gleichmäßig und gleichweit in die Weltanschauung der Feuerzeit mit ihrer Begriffsbildung eingetreten.

In Rücksicht auf die im Zusammenhange sich ausbildenden religiösen Gebräuche, Sitten und Anschauungen jener merkwürdigen und großartigen Entwickelungsepoche der Feuerzeit müssen wir anerkennen, daß der Geist in der Beurtheilung der Erscheinungen seiner Umgebung und innerhalb seines Lebenskreises jetzt unnennbare Fortschritte gemacht hatte. Wie sonderbar wäre es bei der sich nach allen Seiten hin stärkenden Beurtheilungsgabe daher gewesen, wäre der Geist, der das Feuer zu zünden erfand, mit seinen Augen jetzt noch haften geblieben am Erdboden. Unmöglich konnte sich der nunmehr befähigtere Sinn mit dem engern Wahrnehmungskreise der

Thiere begnügen. Phantasie und auf Aehnlichkeitswahrnehmungen gestützte Betrachtungsweise trugen alsbald die Augen durch ein neues Bewußtsein gestärkt zum Himmel, und der kindliche Mensch that, trunken von Ahnungen und geheimnißvollen Empfindungen, den ersten tiefern Blick in die erhabenen Wunder des Makrokosmus. — Da strahlten sie denn hoch droben und erhaben am Himmel, die feurigen Punkte und die flammenden Kreise, aus welchen früher der stumpfe thierische Blick nichts Tieferes zu machen wußte. Jetzt freilich war es anders geworden. Die roth glimmende Sonnenscheibe, die früh des Morgens am Horizont auftauchte, um bei Tage im lichten Glanze Glut und Wärme zu strahlen und am Abend wieder in glühender Röthe wie ein verkohlendes Feuer zu verlöschen; der sich glanzvoll erhellende und wieder verdunkelnde Mond, die schimmernden Lichtpunkte der Sterne, und der zackige, feuerstrahlende Blitz: das waren nunmehr die sich mit dem neuentstehenden Interesse des religiös Erhabenen umkleidenden Objecte der entferntern Außenwelt, auf welchen das Auge verständnißvoller als bisher haften blieb. So weit war der kindliche Geist in seiner Entwickelung vorgeschritten, daß er nunmehr an die leuchtenden Objecte und Erscheinungen des Himmels mit wirklichem Interesse und dauernder Theilnahme anknüpfen konnte, sodaß der Phantasie eine bestimmtere Basis geboten wurde, von der aus sie diese Objecte in ein allgemeinverständliches Licht zu setzen im Stande war. Daß in allen jenen phantasiereichen Anschauungen der leuchtenden Himmelserscheinungen die Analogie mit der lodernden Opferflamme eine wichtige Rolle spielen mußte, ist leicht einzusehen. Alle am Horizont angeschauten dahinschwebenden Lichtflächen wurden jetzt dem Auge zu erhabenen, mächtigen Feuern. Doch wer zündete diese aufflammenden und wieder untergehenden Himmelsfeuer stets von neuem wieder an? Wer war die Ursache hinter jener Wirkung des Anzündens und Erlöschens? Lebendige, wenn auch gleichgültige Wesen waren es bereits der thierisch-naiven Anschauungsweise gewesen. Offenbar, so folgerte

jetzt die von bestimmter Seite her angeregte Phantasie, waren es mächtige Feuererzeuger und mit zeugender Kraft begabte erhabene Zauberpriester, welche die hellen Feuer am Himmel entflammen und wieder verlöschen machten. Wir sehen, es flossen der kindlichen Anschauung die Vorstellung von den feuerzeugenden erhabenen Priestern mit den erhabenen Feuerzündern am Himmel noch gewissermaßen zusammen; denn es lagen diese Vorstellungen hier noch durch bestimmte Ideenassociationen inniger miteinander verschmolzen. So war Atharvan nicht blos derjenige, der den Agni vom Himmel holte, sondern zugleich auch der Genosse der Götter, „und in gleicher Weise sehen wir die Bhrgus mit den Göttern verbunden". „Einerseits", sagt Kuhn, „traten die Bhrgus an die Stelle der Götter, andererseits übernahmen sie das Geschäft des Matariçvan (ein feuerreibendes und feuerbringendes, halbgöttlich gedachtes Wesen), während sie drittens auch als Menschen neben dem Mann (dem Stammältesten) und seinem Geschlecht erscheinen. Das sind anscheinend ganz verschiedene Kreise der Thätigkeit, und es scheint schwer, für sie eine Vermittelung zu finden. Sehen wir uns indessen anderweitig um, so wird von den Angirasen, einem andern der alten Priestergeschlechter, gleichfalls erzählt, daß sie wie die Bhrgus den in der Höhle befindlichen Agni gefunden haben, und Agni selber wird vielfach Angiras genannt. In gleicher Weise erscheint Atharvan, der Stammvater eines dritten Priestergeschlechts, gleichfalls als der, welchem die Herabholung des Agni zugeschrieben wird, wie er andererseits auch als ein Genosse der Götter, als ihr Verwandter und im Himmel wohnend erscheint." (Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers", S. 6 fg.) Wir sehen, wie die Ideenassociation von den erhabenen Feuerpriestern und Magiern zu den erhabenen Göttern hinüberführte, und wie zugleich alle hierauf bezüglichen Vorstellungen noch gewissermaßen verschmolzen und ursprünglich ineinanderflossen. Erst in einer spätern, fortgeschrittenern Zeit differentiirten sich die verschwimmenden Bilder, und die Priester mit

ihren Lehren selbst waren es, welche diese Trennung dem Volke mehr und mehr später zum Bewußtsein führten. Zwar waren die feuerzündenden und zauberthätigen erhabenen Herrscher am Himmel mit Augen nicht erkennbar, aber wie sollten auch in so weiter Ferne hoch oben und erhaben in den Wolken die Feuerzünder sichtbar sein, da ja die Menschen den auf hohen Bergen opfernden und zündenden Priester ebenfalls nicht wahrnahmen, obwol seine heilige Flamme in weiter Ferne deutlich leuchtend sichtbar war. Aber in der Phantasie des Urmenschen mochten die mächtigen Feuerzünder aus ihrer lichten Höhe bis auf die Berge herabsteigen, wenn sie in den Wolken, die sich an den Bergen lagerten, im Dröhnen des Donners nach herniedergesandtem feurigen Blitze ihre ehernen Stimmen vernahmen. Erst jetzt fanden sich die Fäden psychologisch zusammen, die es der Phantasie des Menschen möglich machten, einen directen Einfluß der Himmelserscheinungen auf das sociale, sittliche Leben zu supponiren. Einer neuen Wandlung gingen nun die bisherigen gleichgültigen Vorstellungen über die Himmelserscheinungen entgegen. Denn nach den Erfahrungen, die der Mensch mit den von den Priestern gezündeten Feuern gemacht hatte, fand die Phantasie ein reiches Feld vor, auf welchem sie nach Erklärungen über fernwirkende Beziehungen der leuchtenden Erscheinungen am Himmel zu Priestern, Opferern und Menschen suchen konnte. Daß der kindliche Ideenwandel darauf verfiel, die Himmelsfeuer mit den Opferfeuern der Feuererzeuger zu vergleichen und die zu den Himmelserscheinungen gesuchten Ursachen sich in das Gewand des Priesterthums hüllten, das kann uns hiernach nicht auffallen.

Freilich mußten es gegenüber den irdischen Feuerreibern noch mächtigere Priester und Flamines sein, die jene Himmelsfeuer zündeten, aber selbst dieser Unterschied des Grades konnte nicht sogleich in voller Stärke vor das kindliche Bewußtsein treten, da der Mensch gewohnt war, mit dem Auge das in nächster Nähe Gesehene zu vergrößern, das Entferntere dagegen mit einem geringern Maßstabe

zu messen. Daher bedurfte es denn erst der Mithülfe der priesterlichen Weisheit, der Menge diesen Unterschied des Grades bezüglich der Erhabenheit beizubringen, und es wird uns damit erst erklärlich, daß viele Völker, da sie durch ihre Priester nicht veranlaßt wurden, diesen Unterschied in der Erhabenheit in sittlich tiefer Weise zu bilden, denselben auch niemals erfaßt haben.* Anders gestalteten sich daher die Ideen hierüber unter vielen sehr niedrigen Naturvölkern, anders unter den höher begabten Culturvölkern. Je mehr die von primitivem Nachdenken geleiteten Zauberpriester und Magier der begabtern Völker die Vorstellungen über die Naturmächte von überschwenglichen Phantasien umkleidet im Geiste bewegten, um so mehr erkannten sie hiermit zugleich, daß sie diesen feuererzeugenden, schöpferisch wirkenden Machthabern gegenüber doch nur als ohnmächtige Diener und Knechte erschienen. Doch obwol ohnmächtiger und geringer, fühlten sie sich dennoch mit jenen Gewalten in einer geheimen engern Verbindung wie die übrige Menge, sie fühlten im Hinblick auf ihre Leistungen und Zauberkenntnisse, daß sie allein vor allen übrigen ein Anrecht hatten, die Begnadigten dieser gewaltigen und erhabenen Mächte zu sein. Schien es ihnen doch, als hätten sie aus ihren Händen ihre merkwürdigen Kenntnisse empfangen, ja es hatte den Anschein, als seien sie die eigentlichen Abkömmlinge, die directen Nachkommen jener Erhabenen und Mächtigen dort droben. Sie be-

* Auch Cohen in seiner Abhandlung: „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele" („Zeitschrift für Völkerpsychologie", Bd. 5), geht auf die Aehnlichkeit und die Verschmolzenheit jener Vorstellungen ein und sagt: „Die beiden Feuerreiber (nämlich der irdische priesterliche und der überirdische am Himmel) sind in der Kategorie «Ding» gleich, in Bezug auf ihre Eigenschaft verschieden: der eine wird zunächst als größerer Mensch, also blos quantitativ, dann aber als Gott, also qualitativ verschieden, objectivirt, während der andere Mensch bleibt." (S. 427.) Daß diese Trennung von Gott und Mensch oder besser von Feuerpriester und Lichtherr nur erst nach ihrer qualitativen Seite hin ganz allmählich vor sich gehen konnte, ist in Rücksicht auf alle hier in Betracht kommenden psychologischen Momente und Thatsachen offenbar leicht zu ersehen.

saßen ja zugleich wie jene die gleichen Kenntnisse in der heiligen und erhabenen Geheimkunst, die zeugende Kraft des Feuers und des Lichts hervorzurufen. Konnten oder mußten daher nicht jene sie diese Kunst in älterer Zeit einst gelehrt haben? Gewiß schien es so; denn waren nicht Jahrhunderte verflossen, waren nicht viele Generationen begraben worden, bevor nach dem wirklichen Hergange der Sache ein auf diesen Gedankenkreis gelenktes Nachdenken sich entwickeln konnte? Wie lange mochte es gewährt haben, bevor der Seelenbegriff vom Bewußtsein völlig klar appercipirt war, sodaß er zum Gemeingut der großen Menge werden konnte. Sollte es mit dem sich ausbildenden Gottheitsbegriffe anders gewesen sein? Langsam und allmählich war er im Laufe des großen Umschwungs der Anschauungen, den die Epoche der Feuererfindung mit sich brachte, erwachsen. Allmählich nur drängte sich unter den begabtesten Völkern innerhalb des neuen Erfahrungskreises das tiefe Gefühl directer sittlicher Abhängigkeit von jenen lebendig und personificirt gedachten Naturgewalten auf, und siehe da, als man sich endlich im höhern Maße dieses Abhängigkeitsgefühl zum Bewußtsein führte, da war nun mit Einem Schlage das Moment des sittlich-kosmisch Erhabenen, also des Erhabenen bezüglich der hehren Naturgewalten, vor die kindlich denkende Seele getreten. Jetzt nun wurden folgerichtig die Begriffe der Feuer- und Lichtherren am Himmel gebildet und mit den Attributen einer zeugenden (weil feuererzeugenden) schöpferischen Kraft ausgestattet. Damit war die früheste Basis gegeben, auf welcher die Begriffe der Götter, Schöpfer und Erhalter bestimmter Naturkräfte sich entwickeln konnten. Die Religion ging nun einem neuen Aufschwunge, einer neuen, tiefern Entwickelung entgegen.

Werfen wir einen Augenblick, um diese Entwickelung zu übersehen, einen Blick zurück auf die ursprüngliche Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs. Wir hatten gesehen, wie sich die bisher entwickelnde Religion mit ihrer ganzen sittlichen Fülle und Hingebung ursprünglich auf die natürlichen, sittlichen Vorgesetzten geworfen hatte.

Den Greis, die Väter und die Patriarchen hatte man achten lernen, das Volk beugte sich ehrfurchtsvoll vor den Stammältesten und brachte ihnen sittliche Huldigungen dar, während die Phantasie diese Mächtigen mit einem Nimbus des Erhabenen umkleidete, der die sittliche Hingabe bis zu einem Cultus steigerte. In der spätern Epoche der Feuerzeit, sahen wir, wurden nur zu rasch auch die mächtig werdenden Magier und Zauberer als ehrfurchteinflößende, erhabene und sittlich verehrungswürdige Wesen betrachtet, man brachte daher auch ihnen Opfer dar, bewarb sich um den Nutzen ihrer geheimnißvollen Heilkünste und bewies ihnen eine tiefe abergläubische, religiöse Dankbarkeit. In allen diesen sich entwickelnden und geschichtlich auftauchenden „sittlich leitenden Mächten" hatte die naive Hingebung nicht nur den Menschen, sondern vielmehr den sittlich erhabenen Vorgesetzten anerkannt. Der von ihnen ausgehenden sittlichen Leitung und ihren durch Nächstenliebe und Barmherzigkeit eingegebenen Handlungen galten allein alle religiösen Huldigungen. Aber je mehr die Menge selbständig wurde, je mehr die Mängel und Fehler selbst der erhabensten Herrscher in sittlicher Beziehung von allen Seiten durchgefühlt wurden, um so mehr mußte nach und nach die Religion nach dieser Seite hin erschlaffen. Aehnlich verhielt es sich mit den Zauberern und Magiern; solange ursprünglich die Menge in ihrem dumpfen, sklavischen Sinne geblendet war von der Neuheit und Seltsamkeit ihrer Künste, konnten sie eine tiefeingreifende religiöse Herrschaft entfalten. Aber diese Herrschaft sank mit der Länge der Zeit auf ein gewisses Maß herab, je mehr man erkannte, daß die Heil- und Zauberkünste nicht immer die versprochenen Wirkungen erzeugten und je mehr sich die Menge allmählich an das zauberische Gaukelspiel gewöhnte. So drohte sich die Achtung und der Nimbus des Erhabenen in Bezug auf „den sittlichen Vorgesetzten" und in Bezug auf die ersten berufenen Verbreiter der Nächstenliebe und des Gerechtigkeitssinnes allmählich, wenn auch nicht gänzlich zu verlieren, so doch sich abzustumpfen.

Aber je mehr sich geschichtlich unter den Culturvölkern diese religiösen Wirkungen in Bezug auf die Achtung und Autorität der sittlichen Vorgesetzten unter den Menschen abschwächten, um so mehr fügte es die Entwickelung, daß sich diese Achtung nun auf neue Träger übertrug. Von neuem tauchten, wie wir sehen, auf dem Wege der Ideenassociation hinter jenen am Himmel sichtbaren Objecten sittliche, jetzt erhaben erscheinende Autoritäten empor, welche mit übermenschlicher Gewalt zu herrschen schienen, denen gegenüber sich der Mensch daher jetzt mehr und mehr abhängig fühlte. Diese überirdischen Machtwesen, durch welche der sittliche Erhabenheitsbegriff in den Naturerscheinungen Wurzel fassen sollte, waren die Götter. Auf sie wurde jetzt die Religion übertragen, diese Gewalten lernte der Mensch jetzt als die wahren, unnahbaren, erhabenen Autoritäten und leitenden Herrscher schätzen, alle übrigen Vorgesetzten aber schienen hiermit nur die irdischen, niedern Stellvertreter jener zu sein.

Von nun an entwickelte sich ein ganz neues sittliches Bewußtsein. Das Wesen der Autorität, das ursprünglich, wie wir sahen, im Menschenthum seine ersten natürlichen Stützen und Träger hatte, erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch die neuentstehenden Ideen in Bezug auf die Naturkräfte. Das Volk hob jetzt die sittlich lenkenden und regierenden Autoritäten über das Niveau des irdischen Menschenthums hinaus und legte ein ganz neues, bisher nicht gekanntes Moment, nämlich neben dem ethischen zugleich das der kosmisch-ästhetischen Erhabenheit hinein. Unnahbar, überirdisch entfernt, unerreichbar, das ist eben kosmisch erhaben, thronten jetzt jene neuen, von der Menschheit losgelösten Autoritäten. Zwar lief das neue Bewußtsein vom Erhabenen nunmehr Gefahr, diese Naturerhabenheit so hoch, so übernatürlich und übertrieben, d. h. mystisch zu denken, daß alle diese vorgestellten erhabenen Autoritäten ihre natürliche Vermittelung zur irdischen Sphäre verloren*; allein eben

* Sodaß einerseits aus dieser übertriebenen Trennung sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen Gott und Welt aufthat und der falsche Schluß ge-

diese Gefahr, sofern sie sich später in der Religionsgeschichte verwirklichen sollte, wurde für jetzt durch die kindlich malende Phantasie ausgeglichen, welche noch nicht im Stande war, die Vorstellung des Irdischen und Himmlischen, und dem entsprechend die Vorstellung von Priestern und Göttern, vermittelungslos auseinanderzureißen. — War ja geschichtlich nur erst vor kurzem die Vermittelung durch die Ideenassociation vollzogen worden, wie also konnte diese Verbindung so schnell wieder zerstört werden? Alle personificirten Ursachen hinter abgegrenzten Wirkungen im kosmischen Leben erhob jetzt folgerichtig die kindliche Phantasie zu schöpferischen Wesen und zu Herrschern über bestimmte Naturkräfte. Man wies ihnen Wohnstätten an und dachte noch nicht abstract genug, um nicht jede Gottheit irgendwo genau localisiren zu müssen. So entstand im Laufe der Zeit unter den Völkern die große Reihe der kosmischen Götter, als erhaben regierende Machthaber über bestimmte Naturobjecte und Naturgewalten. Bei bloßen indifferenten Personificirungen, wie bisher, konnte jetzt die kindliche Phantasie nach den gemachten neuen Erfahrungen nicht mehr stehen bleiben. Aber freilich war es, wie angedeutet, noch ein weitläufiger Proceß, der den Menschen zu der Einsicht leitete, daß diese überirdischen Gewalten, die zu ihm und seiner Selbsterhaltung (da er noch kein Ackerbauer und Hirte war

---

zogen werden konnte, daß Gott als Schöpfer früher wie die Welt war, d. h. Gott auch ohne Welt bestehend gedacht werden könne. Andererseits aber führte das Moment der mystischen Erhabenheit auch die Philosophen dahin, die sittliche Weltautorität (d. h. Gott) so erhaben und allumfassend, d. h. so absolut und zugleich abstract zu denken, daß das göttliche Wesen gar nicht mehr als Person, sondern nur noch als ein alles umfassendes, unvorstellbares, unpersönliches Abstractum aufgefaßt wurde, das nichts mehr als ein „Unding“ war. War es daher ein großer Fortschritt in der religiösen Entwickelung des Bewußtseins, noch höhere, überirdische und erhabene Autoritäten, gegenüber den im Menschenthume sich darstellenden „sittlichen Vorgesetzten“, zu begreifen, so verlangte es doch die richtige Art dieser Trennung, die Autorität ebenso wenig zu menschenähnlich wie zu abstract zu setzen; denn beide Einseitigkeiten werden dem religiösen Gefühle nicht gerecht.

und als Jäger den jagenden Thieren noch gleichstand) keine directen, über den Erfahrungskreis der höchsten Thiere hinausgreifenden Beziehungen besaßen, mehr zu fürchten waren wie die Zauberpriester, die ihm aus nächster Nähe und gleichsam aus erster Hand nützen und schaden konnten. Erst die Priester selbst mußten, wie schon oben erwähnt, die Menschen zu dieser Einsicht anleiten, erst ihren Einwirkungen war es zuzuschreiben, daß sich der Geist in die Einflüsse der kosmischen Mächte verständnißvoller versenkte wie bisher, sodaß Blitz und Donner, Sturm und Regen, Sonnenschein, Mondwechsel und Finsterniß die Gefühle der Gewohnheit abstreiften und sich mit einem Zaubermantel umkleideten, den die intelligentesten Thiere, wie aus ihrem naiven, sich gleichbleibenden Gebaren hervorgeht, nicht mehr kennen lernten. Waren die Priester die Berufenen und Auserwählten bezüglich einer aufmerksamern Beschäftigung mit den Heil- und Naturkräften und deren Wirkungen, so gelangten sie auch früher und eindringlicher zu der Einsicht, wie sehr ihnen in ihrem Thun und Treiben die Naturgewalten in aller Beziehung überlegen waren. Indem sie aber die Menge auf diese Ueberlegenheit nachdrücklich hinwiesen und darauf hindeuteten, wie sie mit diesen überirdischen, heiligen Mächten in einer innigern Verbindung standen wie alle übrigen, stärkten sie von neuem ihr priesterliches erhabenes Ansehen und verliehen der Religion einen neuen Aufschwung. Dieser Aufschwung kam nicht allen Völkern gleichmäßig zugute; denn die Zauberer erhoben sich nicht überall zu Priestern, zu denen sie sich ja nur erst dadurch machten, daß sie sich als die Diener und Vermittler jener höhern, überirdischen Mächte hinstellten. Nicht alle Völker bildeten daher den ästhetisch-kosmischen Erhabenheitsbegriff, der als die Grundlage der eigentlichen Gottheitsvorstellung und gewissermaßen als ein Grundmerkmal derselben anzusehen ist, und finden wir auch eine große Anzahl von Volksstämmen, welche kosmische Mächte und Erscheinungen abergläubisch verehren, so achte man wohl darauf, welche Art von Er-

habenheitsvorstellungen sie hiermit verbinden. Findet es sich aber, daß sie Vorstellungen über die kosmischen Erscheinungen besitzen, die nichts wahrhaft Erhabenes in sich tragen, und zeigt es sich ferner, daß sich unter eben diesen Völkern kein eigentliches Priesterthum aus den Zauberern entwickelt hat, so dürfen wir mit Recht schließen, daß dem ganzen Volksstamme die wahre Erhabenheitsvorstellung der Gottheit nicht zum Verständniß gebracht wurde, sodaß die hierzu vor allem berufenen Zauberer sich nicht die wahre Demuth vor den überirdischen und übersinnlichen Mächten aneigneten und die rohe Menge somit unter diesen Umständen diesen Gefühlen fremd blieb. Unter diesen niedern Völkern werden daher zwar die Zauberer als Fetischbesitzer und Beschwörer verehrt und gefürchtet, und neben ihnen die geheimnißvollen Werkzeuge, die sie zum Zaubern benutzen, ja es werden hiermit im Zusammenhange sehr oft auch einzelne Gestirne verehrt, aber die Art dieser Verehrung trägt nicht den tief erhabenen Charakter an sich, wie bei den Culturvölkern. In den Augen dieser niedern Stämme sind daher die Gestirne und andere kosmische Objecte keine Götter, sondern im Grunde nichts mehr wie Fetische, aus denen sie mit den Zauberern heilige Geheimwirkungen ableiten, die, wenn sie sich wirksam erweisen, verehrt, wenn nicht, gehaßt und verabscheut werden. Freilich haben die Missionare, sobald sie nur irgendeine Gestirnverehrung (die, wie wir zeigen werden, sich aus den verschiedensten Wurzeln ableiten kann) wahrnahmen, oder sobald sie von irgendeinem großen Manne und Herrscher (der als Seele oft in den Gestirnen gesucht wurde) reden hörten, sofort auf das Dasein einer Gottheitsvorstellung geschlossen, aber wie weit das gefehlt ist, wird sich aus dem Zusammenhange unserer Entwickelungen ergeben.

Von einer Angeborenheit der übersinnlichen Gottheitsvorstellung kann nach allem Vorausgeschickten und in Rücksicht auf die Thatsachen keine Rede sein, und es kann daher nicht auffallen, wenn uns der strebsame Lubbock („Prehistoric Times", 2. Aufl.,

1869, S. 564) und F. Farrar („Anthropological Review", August 1864, S. 217) in ihren trefflichen Aufsätzen eine große Anzahl von Völkern aufführen, die keinerlei Worte für den Begriff der Gottheit in ihrer Sprache überhaupt besitzen. So, sehen wir, ist es um die Bildung des eigentlichen ästhetisch-ethischen Erhabenheitsgefühls und eines dem entsprechenden tiefern, demuthsvollen Abhängigkeitsgefühls vor den kosmischen Mächten ein eigen Ding, denn wir sehen, welcher Vermittelung es erst bedurfte, um der Menge diesen Grad von Erhabenheit zum Verständniß zu führen. Diese Vermittler aber waren anfänglich die Zauberer, und indem sie diese Vermittelung unternahmen, machten sie sich hiermit zu Dienern der Gottheiten, d. h. zu Priestern. Gleichgültig hierbei ist es in Rücksicht auf diesen Unterschied, ob sich das Priesterthum im Volke als herrschende Kaste erhalten konnte, oder ob es sich in einer freiern Weise entwickelte.

Konnte nicht allen Völkern der Erde derjenige Grad von Erhabenheit zum Bewußtsein geführt werden, der sich als nöthig erweist, den wahren und sich dauernd erhaltenden Gottheitsbegriff zu begründen, so meine man nicht, daß dieser bestimmte übersinnliche Grad von den begabtern Völkern sogleich erkannt wurde. Auch das erweist sich als irrthümlich. Es wird sich zeigen, daß nur erst nach und nach der zur Vorstellung nöthige übersinnliche Grad von Erhabenheit erworben werden konnte, was schon daraus hervorgeht, daß wir die Erhabenheitsvorstellungen über das Wesen der höchsten Gottheit und der Gottheiten untereinander selbst unter den Culturvölkern dem Grade nach sehr verschiedentlich antreffen, und zwar bei einzelnen verhältnißmäßig so sehr verschieden, daß wir über ihre auseinandergehenden Ansichten hierüber erstaunen. In der That war es im Grunde nur den Semiten, vorzugsweise aber unter ihnen nur den Israeliten beschieden, das höchste Moment des Erhabenen im Gemüth und in der Vorstellung klarer und ausdrucksvoller zur Geltung zu bringen.

Alle übrigen Culturvölker haben eben nur Anläufe im Laufe

der Zeit zu diesen tiefern Vorstellungen gemacht, und wenn auch die meisten sehr bald so weit vorschritten, die himmlischen Götter von den Priestern, Gestirnen und den Götzenbildern stärker zu unterscheiden, so blieben diese Götter im ganzen doch noch recht wenig erhabene Wesen, selbst in der Zeit, da unter den Culturvölkern der Göttercultus seine höchste Blüte und seinen strengsten Geist entfaltet hatte, von der Periode des religiösen sittlichen Verfalls gar nicht zu reden, wo auch die Götter wieder in den Staub gezogen wurden.

Haben die zur Cultur übergehenden Urvölker, wie erwähnt, nur erst mit der Zeit die tiefern Vorstellungen gewonnen, durch welche sie die Götter möglichst über den Menschen erhaben vorstellten, so liegt es auf der Hand, daß ursprünglich und anfänglich hiervon noch keine Rede sein konnte. Im Gegentheil, die sinnliche Menschenähnlichkeit drängte sich dem frühesten Sinne nach dieser Seite hin noch so mächtig auf, daß der religiöse Geist vorerst versuchte, jene nicht mehr sichtbaren, wohl aber vorausgesetzten priesterlichen Götterwesen möglichst menschenähnlich sinnlich nachzubilden. Nur in der Größe und Kolossalheit der Auffassung und Bearbeitung der Abbilder (Götzenbilder) dieser Wesen deuteten die Völker zuweilen auch das Bestreben an, dem Gefühle der übersinnlichen Erhabenheit bis zu einem gewissen Grade möglichst gerecht zu werden. Aber auch dieser Uebergang von den Göttervorstellungen (welche, wie wir sahen, die kindliche Phantasie jetzt an die kosmischen Objecte und Kräfte knüpfte) zu sinnlichen Nachbildungen und Abbildern derselben in Stein und Holz und andern Materialien, vollzog sich nur nach und nach, und unter den hohen Culturvölkern nicht in gleichem Maße und zu gleicher Zeit. Meiners schreibt: „Ursprünglich (?) verehrten alle Völker die Gestirne (?) und andere kosmische Kräfte ohne bildliche Vorstellungen. In der Folge aber errichtete man sowol der Sonne als dem Monde Statuen von allerlei Gestalt, sowol menschenähnliche als unförmliche und ungeheuere. Nachdem man diese himmlischen Körper eine Zeit lang in Statuen abgebildet hatte,

vergaß man die Entstehung der letztern und fing an, die Gottheiten, die sie vorstellten, von der Sonne und dem Monde zu unterscheiden. Nur in einzelnen Fällen wurde die Einerleiheit solcher allmählich abgesonderten Gottheiten anerkannt. (Bezüglich des letzten Punkts vgl. Herodot, II, 42; Herodian, V, 6 u. s. w.) Allein von vielen Völkern wird uns berichtet, daß sie sich gar keine Abbilder schufen, obwol sich ihre kosmisch-religiöse Weltanschauung vom Mittelpunkte des Feuers aus sehr ideenreich gestaltet hatte. Schon bei den Persern und Iraniern trat der eigentliche Götzendienst in den Hintergrund, und dies war noch mehr der Fall bei den Germanen.* Wir dürfen eben nicht außer Acht lassen, daß die künstlerische Begabung, welche die Phantasie und die gestaltende Hand zur Versinnbildlichung anspornten, nicht bei allen Culturvölkern die gleiche war. Unter den Stämmen aber, welche Trieb und Anlage hierzu besaßen, entwickelte sich die Gottheitsreligion im Verein mit Götzendienst, der sich seiner Natur nach alsdann zugleich innig mit dem Fetischismus und der Zauberei verband. Wie man durch die Zauberei bereits Steine, Bäume, Feuer und anderes hatte verehren lernen, so knüpfte demgemäß auch die Verehrung in niedrigster Weise an die Götzenbilder an. „Man diente den Bildern wie den Göttern selbst. Man behandelte die Statuen wie lebende Wesen. Man reinigte, bekleidete und schmückte sie (über die Assen auf dem Kaukasus vgl. Pallas, „Beiträge", III, 334, über Mingrelier Lamberti, S. 230), man gab ihnen Schmäuse und andere Lustspiele. (Ueber die Statuen der Römer vgl. Plinius, V, 8, 34, c. 7, bei den Griechen Pausanias, I, 26, 27, auch Plutarch, VII, 126, berichtet über hierher gehörige Punkte.) Man bedrohte und mishandelte sie aber auch, wenn man

---

* Wir reden hier selbstverständlich nur von Culturvölkern, denn viele tiefer stehenden Völker bildeten, wie wir im weitern Verlaufe des Textes sehen werden, meist deshalb keinen eigentlichen Götzendienst aus, weil sie überhaupt gar nicht belangreich genug in die religiöse makrokosmische Weltanschauung eintraten, und überhaupt keinen Gottheitsbegriff bildeten.

von ihnen vernachlässigt oder verrathen zu sein glaubte." (Vgl. Meiners, S. 62.) — That es bereits dem eigentlichen Gefühle und Gedanken der Erhabenheit und Unendlichkeit Abbruch, daß man die über die Menschen erhobenen Götterwesen sich trotz ihrer weiten Trennung und erhabenen Entfernung gar zu sinnlich-menschlich vorstellte, so wurde dieser Abbruch offenbar noch größer und verstärkter durch die Verbildlichung der Götter und den hieran geknüpften Götzendienst. Hier im bildlichen Götzendienste, wie in jeder religiösen Versinnlichung, schien der Gedanke der Erhabenheit und Unendlichkeit wieder verlöscht und verwischt zu werden, und wir dürfen uns nicht wundern, wie bedeutende Religionsstifter und Priester, wie z. B. Moses, Aaron und andere, welche tiefer von dem Gefühle einer wirklichen Erhabenheit der Gottheitsidee durchdrungen waren, hauptsächlich gegen den Götzendienst und die sinnliche Verbildlichung der Gottheit auftraten.

Offenbar mußte die Religion, da sie das Auge jetzt zum Makrokosmus und seinen Erscheinungen gezogen hatte, das Moment der ergreifenden Erhabenheit, beziehungsweise der Unendlichkeit in sich aufnehmen, und die Erhabenheit mußte (wenn auch maßvoll) die Vorstellungen der Gottheit umweben. Es war daher offenbar nur ein Stehenbleiben auf halbem Wege, wenn viele Culturvölker die Götter als Menschen in den Gestirnen und in der sinnlichen Höhe, d. h. auf Bergen u. s. w. suchten.

Wurden aber die Götter in die leblosen Statuen übertragen, um diese Bildwerke zugleich zu fetischartigen Zauberobjecten umzugestalten, so wurden offenbar die neuen Gedanken der Erhabenheit wieder großentheils abgeschwächt. Man muß daher diese Ueberleitung der religiösen Anbetung auf nachgebildete Götterdarstellungen und Idole als eine Verirrung des religiösen Gefühls im religiösen Entwickelungsgange bezeichnen, eine Verirrung, die von den sich in religiöser Beziehung am höchsten entwickelten semitischen Stämmen Israeliten) später überwunden wurde. Erst dadurch, daß die Völker

sich gewöhnten, den Versinnlichungen und Götzen möglichst zu entsagen und erhabenere und zugleich tiefere Gedanken über das Machtbereich der Gottheit anzunehmen, erst da konnte die wahre Religion vorschreiten, und der Blick durfte sich unbefangener, gefühlvoller wie bisher zu den erhabenen und unendlichen Höhen des Himmels und zu den Offenbarungen der makrokosmischen Erscheinungen erheben. Daß der erhaben durchdachte Gedanke über die höchste weltregierende Gottheit zugleich zum Monotheismus führte, während umgekehrt die polytheistischen Gottheitsanschauungen um so mehr auswucherten, je flacher und oberflächlicher und menschenähnlicher die Götter in ihrer Würde gedacht wurden, das ist unschwierig zu erkennen. Blieben die meisten heidnischen Culturvölker in der Entwickelung des Gottesbegriffs gegenüber den semitischen Hebräern zurück, so blieben bezüglich eben dieses Begriffs eine Anzahl von tiefer stehenden Völkern noch weit mehr zurück, und viele Stämme unter den Naturvölkern finden wir, wie bereits erwähnt, welche trotz eines sehr ausgebreiteten Fetischismus und einer damit eng verknüpften Zauberei über die Gottheiten im Makrokosmus gar keine Vorstellungen entwickeln, sodaß sie in den Feuern der Gestirne nur die Seelenflammen ihrer erhabenen Vorfahren, nicht aber darin getrennte, erhabene Götter suchen. Daß alle Völker auf der ganzen Erde, selbst die niedrigsten, in die fetischistische übersinnliche Weltanschauung der Feuerzeit eingetreten sind, und alle Völker bis zum gewissen Grade ferner den Seelenbegriff auffassen lernten, auch über Krankheit, zauberische Heilung, Tod und andere Erscheinungen des geselligen Lebens bestimmtere, wenn auch phantastische Vorstellungen entwickelten, das lehren den vergleichenden Psychologen die ethnologischen Thatsachen zur Genüge. Allein schon über das gesellige Leben hinaus zu den religiösen Anschauungen über die Gestirne erhoben sich bei weitem nicht alle Völker, und unter sehr niedrigen Völkern findet sich oft nichts weiteres wie Vorstellungen über bedeutende verstorbene Zauberer,

Häuptlinge und große Männer, deren umherschweifende Seelen als gefährliche Dämonen gefürchtet werden. Noch tiefer stehende Stämme finden wir, welche selbst den Seelenbegriff mindestens auf nicht ganz klare Weise ausbilden. Es ist leicht einzusehen, daß solche Stämme noch weiter wie alle jene zurückblieben, da sie über die Vorstellungen eines fetischartigen Zauberdienstes und seltsame Grabceremonien, welche an die sinnliche, thierisch-naive Weltanschauung der Vorfeuerzeit deutlich erinnern, gar nicht hinauskamen. Daß hier in sittlicher Beziehung daher nur die Begriffe von „Vater", „Herrscher", „großer Häuptling", „großer Herr" und „erhabener Zauberer" bekannt sind, und sich für den Ausdruck einer erhabenen, überirdischen, makrokosmischen Gottheit gar kein Wort in ihren Sprachen findet, darf dem Ethnologen daher nicht sonderbar erscheinen.

Wie man früher wol ohne Rücksicht auf die psychologische Forschung annahm, daß das Bedürfniß zu kochen dazu beigetragen hätte, den Menschen anzuregen, das Feuerzünden zu erfinden, ohne zu bedenken, daß das Kochen dem Urmenschen noch kein Bedürfniß war und die Frage eben die ist, nachzuweisen, aus welchen Gründen sich ein solches Bedürfniß entwickeln konnte, so verhält es sich auch mit der Ansicht über die Entstehung des Ackerbaues und der Viehzucht. Noch vielfach findet sich die Meinung verbreitet, daß der Mensch ein ursprüngliches Bedürfniß empfand, den Ursachen des Wachsthums der Kräuter und Bäume nachzuforschen, oder aber, meint man, mindestens war ihm ein ursprünglicher Hang eigen, sich der Viehzucht anzubequemen, da ihm die Beute der Thiere ja ein Bedürfniß war. Allein alle derartigen Vorstellungen sind nur oberflächlicher Natur; denn das Bedürfniß, dem Wachsthum der Pflanzen nachzuforschen, erforderte eine große Reihe von vermittelnden Vorstellungen, zu welchen der im Kampfe mit der Thierwelt lebende Urmensch so ohne weiteres, wie man annahm, nicht vorschreiten konnte. Denn von Kräutern und Blättern lebten die Menschen nicht, sondern neben der thierischen Kost, welche die Hauptnahrung bildete, von Baumfrüchten. An Bäumen und Sträuchern aber ließ sich das eigentliche Wachsthum und die Requisiten zur Fruchtbarkeit nicht in dem Grade beobachten wie an Kräutern und

Samen. Das Aussäen von Samen war daher erst wiederum eine Erfindung der spätern Zeit, die auf nicht mehr ursprünglichem Boden gedieh. Aehnlich verhält es sich mit der Viehzucht. Wohl hatte der Urmensch ein großes Bedürfniß nach fleischlicher Nahrung und thierischen Producten, aber auf den Gedanken die Thiere zu zähmen, sie an sich zu fesseln und mit ihnen gemeinsam nach Nahrung zu suchen, kam er dennoch nicht so ursprünglich, wie man meint; denn das scheue Wild der Urzeit ließ sich lebendig nicht einfangen, und wenn es eingefangen war, nicht so rasch zähmen, wie das heute den Anschein hat in Rücksicht auf unsere Hausthiere, die nach jahrtausendelanger Zähmung hierzu heute eine angeerbte Prädisposition mitbringen. Solch eine Art von Zähmung war ursprünglich eine gewisse Kunst, die verstanden sein wollte, denn ohne sie wären die Thiere nur zu rasch wieder entlaufen. Es gehörten daher schon Erfindungen der verschiedensten Art dazu, die Thiere zu gewöhnen, sie beieinanderzuhalten, sie zur Begattung zu bringen und Milch und andere Producte von ihnen zu erwerben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß nur die begabtern Völker dem urwüchsigen Hange zur Jägerei entsagten und dazu übergingen, den Beobachtungssinn auf diese Dinge zu richten. Daß die hinsichtlich der Naturbeobachtungen am meisten geschärften Priester an der Feststellung aller hierher gehörigen Erfahrungen einen großen Antheil hatten, ist nicht zu bezweifeln, und wenig auffällig ist es daher, daß die Flamines unter diesen höher begabten Völkern sich zu einer ganz andern Stellung emporschwingen konnten, und mit viel umfangreichern Naturerfahrungen ausgestattet, der mit der Entwickelung der Religion Hand in Hand gehenden äußern Cultur einen höhern Aufschwung zu ertheilen im Stande waren. Daher ist es begreiflich, daß dort, wo Ackerbau und Viehzucht angetroffen werden, Religion und Priesterthum einen ausgeprägtern, höhern Charakter an sich tragen, ja im Grunde nur hier das eigentliche Priesterthum gegenüber dem sogenannten Zauberthum platzgreifen konnte. Nur unter diesen begabtern Culturvölkern bildeten sich erhabenere Gottheitsvorstellungen aus, die sich dem Grade nach von den zauberischen Fetischen unterschieden. So, sehen wir, ging die Entwickelung der Religion aufs innigste mit den Fortschritten der Cultur Hand in Hand. Beide, Religion und Cultur, sind in ihrer Ausbildung wechselseitig voneinander abhängig, beide aber mußten selbst unter den begabtesten Völkern ursprünglich erst errungen und erworben werden. Alle Culturvölker mußten daher, bevor sie Ackerbau oder Hirtenthum trieben, schon ein Stadium durchschritten haben, innerhalb dessen sie nur dem rohen und wilden Jagdleben ergeben waren, wie die übrigen, im verwilderten Zustande ge-

bliebenen Naturvölker. Diesem Zustande aber entspricht in religiöser Beziehung das niedrige Zauberwesen, während mit dem Beginn von Viehzucht, Hirtenthum und endlich Ackerbau sich die Religion bedeutend hebt und die Schamanen zu einem größern Einfluß gelangen, der endlich zur Entwickelung des Priesterthums hinüberführt. Daß die Semiten, Indogermanen und Hamiten in jener Zeit, da die Flamines auftraten und das Feuer erfunden wurde, schon Viehzüchter oder Ackerbauer waren, dürfen wir in keinem Falle annehmen. Die Forschung lehrte uns, daß die Entdeckung des Feuers in die Periode der Steinzeit fiel, in welcher die Völker noch dem rohen Jägerleben ergeben waren. Die Entdeckung des Feuers fällt viel weiter zurück, als wir anzunehmen geneigt sind, und es ist daher wahrscheinlich, daß alle diese genannten Völkerschaften sich noch in einem sehr rohen, verwilderten Zustande befanden, als die Flamines auftraten und das erste Zauberthum in Schwung kam. Daß unter den begabtern Völkern nach dieser Epoche alsdann sehr rasch der Aufschwung zur Cultur stattfand, wird indessen nicht zu bezweifeln sein. Wie dem sei, der Satz, daß die Entwickelung der Religion stets innig mit dem Aufschwunge der Cultur verflochten war, und umgekehrt auch die Cultur durch die Entwickelungseinflüsse der Religion wesentlich gefördert wurde, wird zur Genüge durch den Verlauf der Urgeschichte bestätigt.

Ein zweiter Punkt, den wir im Texte nur andeuten konnten, bezog sich auf den Hinweis, daß der Grad von Erhabenheit, der zur wahren Gottheitsvorstellung nöthig ist, von den meisten Völkern nicht erreicht wird, während die Hebräer vorzugsweise das auserwählte Volk waren, das die Gottheitsvorstellung in ihrer wahren Tiefe zu erfassen bestrebt war. Daß in jener Zeit, da der menschliche Intellect sich noch innerhalb der ursprünglichen Apperceptionsenge bewegte, noch von keiner Gottheitsvorstellung unter den Völkern die Rede sein konnte, geht nach dem früher Gesagten bereits zur Genüge hervor. Solange die Menschen nur in naiven Anschauungen befangen innerhalb eines engern Kreises von Vorgängen lebten, die sich zu ihrem Leben in directe Beziehung setzten, gelangten sie noch nicht folgerichtig zu dem Bestreben, die sittliche Autorität in den ihnen fern gelegenen Kosmos hinauszuheben, und wir haben die Gründe beleuchtet, die sich diesem Bestreben als psychologische Hindernisse in den Weg stellten. Erst jetzt war die Zeit gekommen, da in Rücksicht auf die gemachten Erfahrungen diese Hindernisse von selbst fortfallen, denn hinter den so oft betrachteten, mit naivem Gleichmuth angeschauten Bildern der Gestirne erhoben sich nun nicht mehr wie früher gleichgültige Leiter und Lenker, sondern menschenähnliche Feuerzauberer, deren nützliche

und schädliche Wirkungen die Menschen direct kennen gelernt hatten. Die Erfahrungen indessen vermittelten anfänglich nur das Interesse an den leuchtenden kosmischen Erscheinungen, und dieses Interesse verlieh vorerst den Gestirnen gegenüber der Menge einen noch wenig erhabenen, gewissermaßen nur fetischistischen Charakter, den wir bei so vielen niedern Völkerschaften thatsächlich noch heute wiederfinden. Erst den Zauberern der begabtern Völker ist es zu danken, daß sie das Volk dauernd darauf hinwiesen, wie ohnmächtig ihre Künste bleiben gegenüber dem Wirken jener überirdischen Gewalten, die, obwol dem Menschen äußerlich sehr fern stehend, dennoch ihre unsichtbaren Einflüsse auf Baum und Strauch, und Feld und Flur in geheimnißvoller, verborgener Weise geltend zu machen wußten. Der Zauberer zwar weist gleichfalls hin auf die geheimnißvolle Verbindung, die ihn an die fetischistischen Naturobjecte, unter ihnen oft auch die Gestirne ketten, aber er fühlt sich diesen gegenüber nicht in gleichem Grade abhängig, wie die unter den höchsten Culturvölkern sich fortbildenden Priester, welche diese Abhängigkeit immer tiefer und gewaltiger ahnten und damit demuthsvoll auf das Uebergewicht und die Erhabenheit hindeuteten, die ihnen gegenüber die mächtigen Naturgottheiten einnahmen. Der Zauberer und Schamane steht daher nur im Dienste des Volks, er benutzt seine vorgebliche Verbindung mit den Naturmächten nur, um sich der abergläubischen Menge dienstbar zu erzeigen, erst der Priester tritt demuthsvoll in den Dienst der überirdischen Gottheit. Daher der Unterschied in den Erhabenheitsvorstellungen über die Gottheiten unter den Culturvölkern gegenüber den niedrigen Völkerstämmen. Dem Schamanen erscheint, in Rücksicht auf seine Zauberkunst, jede Bitte erreichbar, der Priester hingegen ermißt erst den Gedanken der Erhabenheit seiner Gottheit, die ihm in einer oft unerreichbar hohen Entfernung thront. Erst durch dieses Ermessen der Erhabenheit, erst durch den Hinblick auf die Kluft und die Entfernung, die oft groß, ja oft unerreichlich groß ist zwischen Mensch und Gottheit, tritt der eigentliche und wahre Gottheitsbegriff dem Bewußtsein näher. Hiermit stimmt meine eigene individuelle Erfahrung überein; denn ich erinnere mich, wie schon früher angedeutet, daß mir als Knabe der erhabene Begriff des unsichtbaren „lieben Gottes“ nur erst in dem Augenblicke verständlicher vor Augen trat, als man mir mit Hinweis auf die unabsehbar große Entfernung der Sterne die unsichtbare Höhe begreiflich machen wollte, in der ich den überirdischen Ort des höchsten Wesens, nach dem ich forschte, zu suchen hatte. — Wenn wir nun im Hinblick auf die bisherige Entwickelungsgeschichte der Religion gesehen haben, wie im Individuum sowol wie in der Menschheit überhaupt

der Gottheitsbegriff geschichtlich entstehen konnte, wenn wir ferner darauf hinwiesen, daß wir Gründe haben, den Grad der Erhabenheit zwischen Gott und Mensch nicht zu gering, aber auch nicht umgekehrt in der Weise abstract zu denken haben, daß dem höchsten Wesen selbst die Persönlichkeit abgesprochen wird, sodaß durch den Grad der Verallgemeinerung nur noch ein hohles, unverständliches und abstractes Etwas bestehen bleibt, in welchem Gott und Welt unterschiedslos zusammenfallen (Pantheismus), so dürfte vielleicht hier zugleich die Frage am Platze sein, ob wir denn mit Rücksicht auf die geistige Entwickelungsgeschichte wol ein Recht haben, an überirdische unsichtbare Autoritäten und demzufolge auch letzten Endes an eine höchste sittliche Macht im Weltall überhaupt zu glauben. Offenbar, so lehrt uns die geistige Ertwickelungsgeschichte der Urzeit, ist der Gottheitsbegriff eine Uebertragung der im engsten Familienkreise, im Staat und in der Gesellschaft ursprünglich anerkannten sittlichen und richterlichen Autorität auf den ganzen Kosmos. Die Annahme der Gottheit stützt sich daher allein auf einen natürlichen Schluß der Analogie. Angeboren ist dabei nur der natürliche, sittliche Einfluß, den im Familienkreise Vater und Kinder sowie Gemeindeglieder unmittelbar und ursprünglich miteinander empfinden und erfahren, um so mehr erfahren, je mehr Anhänglichkeit und Verträglichkeit unter den Familiengliedern und den socialen Gliedern ausgeprägt sind, um so weniger, je mehr das Gleichgewicht von Mitgefühl und Selbstgefühl durch die entgegengesetzten Bedingungen unter den Gliedern gestört ist. Ebenso stützt sich im Staate die Achtung vor der regierenden Gewalt (sei es in der Republick oder in der Monarchie) dem Grade nach auf die gesunden sittlichen Charaktereigenschaften des Volks. Wird niemand die Berechtigung der sittlichen Anerkennung von Autoritäten in Familie und Staat leugnen wollen, so werden sich dennoch sehr viele dagegen sträuben, die im geselligen Menschenleben und in ähnlicher Weise schon im Thierleben, ja man kann sagen im organischen Leben überhaupt in dieser Beziehung anerkannten sittlichen Gliederungen auch durch Analogie auf den Kosmos und das Weltganze zu übertragen. Wie dem sei, so viel steht fest, je geistvoller und durchdachter es auf dem Boden einer gesunden Philosophie gelingt, den Schluß der Analogie (das treffende tiefe Gleichniß) nach dieser Seite hin zu rechtfertigen, den berechtigten Analogieschluß überhaupt zu vertheidigen, um so schlagender wird sich, mit Rücksicht auf Staat, Familie und organische Gesellschaft, die Anerkennung einer höchsten regierenden, persönlichen Macht im Weltall (d. i. der Begriff der persönlichen Gottheit) vertheidigen lassen. Es liegt uns hier fern, den Beweis zu

führen, daß wir fast in allen Wissenschaften mit Hülfe eines berechtigten Schlusses durch Analogie (d. h. durch Aehnlichkeitsregeln) die höchsten Wahrheiten erzielt und unsern Erfahrungskreis aufs tiefste durch eben diese Schlußfolgerungsweise erweitert haben. Erwähnen möchte ich, daß gerade auf dem Gebiete der Kosmologie auf diese Weise verhältnißmäßig das meiste erreicht wurde, und philosophisch kann das nicht auffallen; denn ständen die Erfahrungen in unserer engern physikalischen und geselligen Umgebung nicht im continuirlichen Zusammenhange mit den geselligen Verhältnissen und Gliederungen, nicht nur zunächst der ganzen organischen Welt, sondern des Weltalls überhaupt, so befänden wir uns auf einer isolirten Insel, von der aus kein Weg zum Kosmos überhaupt gefunden werden könnte. Und doch könnte eine solche völlige Isolirung nur gedacht werden, wenn wir die schiefe Annahme machen, daß ein undurchdringliches Etwas die Continuität und den Zusammenhang des Kosmos zerrissen hätte, um uns in unserm Erscheinungskreise zu isoliren. Wäre dem so, so könnte die Weltordnung im Makrokosmus uns nicht sinnlich vor Augen stehen, wie es doch thatsächlich und nachweislich ist. (Vgl. den folgenden Abschnitt.) Wie man sich philosophisch daher wenden und drehen mag, den Zusammenhang der Erscheinungen des Weltganzen in einer Weltordnung müssen wir anerkennen, es sei denn, wir setzen an Stelle dessen das unerträgliche zerrissene Chaos, dessen Werth der erhabenen zusammenhangsvollen Weltordnung gegenüber ästhetisch, ethisch, erkenntnißtheoretisch und logisch = 0 wäre. So, sehen wir, läßt uns die Logik nur die Wahl, die Weltordnung, den Kosmos, d. h. den Zusammenhang im Weltganzen anzuerkennen, und in diesem Zusammenhange kann die irdische sociale Welt, welche die sittliche Autorität als eine richterliche Gewalt voraussetzt, um eben die Mächte, die sich zur Immoralität, zur Anarchie und zur Ordnungslosigkeit gezogen fühlen, zu unterdrücken, auch nicht ganz außer Beziehung stehen zu der organisch-staatlichen Anordnung des Weltganzen überhaupt. Lassen wir daher, anderer Gründe halber, die wir an dieser Stelle nicht zu erörtern haben, das begriffliche Moment schöpferischer welterzeugender Kraft aus dem Begriffe Gottes zunächst beiseite, lassen wir den sogenannten Weltenschöpfer fallen, um besser das Moment des richterlichen gerechten Strebens und der sittlichen Gewalt im Begriffe der Gottheit festzuhalten, so mögen wir uns den Kosmos in seiner Organisation (was im Grunde hier bezüglich der bloßen Begriffsfeststellung nicht von Belang ist) republikanisch oder monarchisch angelegt und durch richterliche Verwaltung gehandhabt denken, die Annahme einer regierenden, zur Ordnung anleitenden höchsten Macht werden wir in der sittlichen Weltordnung,

in welcher nur zu leicht durch den Misbrauch der Gesetze Aberrationen platzgreifen können (vgl. das hierauf bezügliche Kapitel), um die sittlich-ästhetischen Grundverhältnisse zu beeinträchtigen und Störungen zu veranlassen, nicht entbehren können. So trügt uns der instinctive, durch eine nicht unbegründete Analogie vollzogene Schluß in den Stimmungen des Erhabenheitsgefühls nicht in dem Grade, wie es wol oberflächlich gesehen den Anschein hat. Denn ein tieferes Nachdenken lehrt uns, daß die Erscheinungen unserer geselligen Verhältnisse des engern sittlichen Lebens im Irdischen nicht ohne Zusammenhang mit dem organisch-sittlichen Weltganzen überhaupt stehen können. Erkennen wir daher die sittlich tiefen Einflüsse eines edeln Vaters auf seine Kinder an, so kann auch niemals innerhalb eines sittlichen Kosmos, in dessen Systemen bis zum Krystall und dessen kleinsten Theilchen sich unvergängliche sittlich-ästhetische Formen spiegeln, die Vorstellung eines bestimmten richterlichen, höchsten Forums mit Rücksicht auf die persönliche Gottheit abgewiesen werden.

7.

Die Religionsanschauungen der niedrigsten Völkerstämme mit Rücksicht auf die religiösen Anschauungen der Urzeit.

Der Seelen- und Gespensterbegriff bei den Australiern. — Die Leichenverbrennung der Australier. — Die sogenannten Gottheiten der Australier sind Traditionen, die sich an die Geschichte mächtiger Zauberpriester anlehnen. — Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs bei den Australiern. — Die Religionsanschauungen der niedrigsten Brasilianer. — Die an die thierisch-naive Weltanschauung erinnernden Religionssitten der Brasilianer, insbesondere in Bezug auf Leichencultus und Menschenfresserthum. — Unklare Seelenbegriffe bei den Brasilianern und Mangel jeglichen makrokosmischen Erhabenheits- und Gottheitsbegriffs bei allen diesen Völkern. — Untersuchung des Wortes Tupan. — Die Südafrikaner und deren Religionsanschauungen. — Mangel aller makrokosmischen Erhabenheitsvorstellungen und Gottheitsvorstellungen bei diesen Völkern. — Niedrige und thierische Sitten dieser Stämme überhaupt. — Thierische Behandlung ihrer Leichname. — Hinweis auf die höhere Durchbildung des Seelenbegriffs, des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs und der dem entsprechenden Gottheitsbegriffe bei den höher entwickelten Culturvölkern.

Wir erinnern uns aus frühern Untersuchungen, daß wir mit Recht eine Reihe von südafrikanischen Stämmen, sowie einige südamerikanische Völker und endlich die Australier als die in Sitte und Anschauung am tiefsten stehen gebliebenen Menschen zu betrachten haben, und es ist daher für uns von hohem Interesse, die religiösen Verhältnisse und Vorstellungen dieser niedrigsten Naturvölker ver-

gleichsweise kennen zu lernen, um uns bei den Naturvölkern bezüglich der religiösen Erscheinungen der Feuerzeit, beziehungsweise der Ausbildung des Gottheitsbegriffs, zu orientiren.

Berichten wir zuerst über einige australische Völkerstämme. — Bei einigen der niedrigsten Stämme der Westküste Australiens finden wir zunächst in ihrem Sagenschatze Anklänge an ein paradiesisch gedachtes Jenseits, das sie sich als einen herrlich und schön gelegenen Ort am Himmel vorstellen. Diesen paradiesischen Himmelsort nennen sie Kadidscha. In dieses Kadidscha wandern die Geister und Seelen ihrer Verstorbenen.* Ihre Todten begraben sie mit vielen Ceremonien; allein nur die Kinder und jungen Leute werden begraben, die ältern dagegen verbrannt.** Alle Seelen der Leiber, die kein Begräbniß in hergebrachter und geheiligter Weise erhalten, werden „zu bösen Geistern" (Igna). Diese Igna schweifen auf der Erde umher und sinnen dem Menschen Uebles an. Die Igna werden sehr gefürchtet, man glaubt sie nach Art der Gespenster in jeder Höhle, in jedem dunkeln Dickicht und an finstern Orten überhaupt anzutreffen. Zugleich finden sich anknüpfend an diesen Glauben über böse Dämonen Anklänge an eine wirkliche Teufelslehre, da sie selbst einen Beherrscher der bösen Geister annehmen, den sie Warrugura nennen. Doch ist es hierbei auffallend, wie Oldfield bemerkt, daß vor Einführung des Rindes die Eingeborenen Australiens kein Thier mit Hörnern kannten, während Warrugura mit langen Hörnern und mit einem Schweife gedacht wird, sodaß die Teufelsvorstellung importirt erscheint. Nebendem nehmen die Schwarzen Australiens eine große Anzahl geheimer übernatürlicher Wesen und Kräfte an, mit denen sie Himmel und Erde bevölkern, ohne sie jedoch bestimmt und klar zu personificiren oder sie als göttliche Wesen abbildlich zu verehren. Diese geheimen

---

* Vgl. „Globus", Jahrg. 70, Nr. 15.

** Zimmermann, „Australien", II, 229.

Kräfte erscheinen nur als Zauberwirkungen bestimmter Fetische in der Natur, d. h. als sonderbare Gegenstände des Zaubers, nicht aber als göttlich gedachte und erhaben personificirte Wesen.

Nun aber scheint es, als haben diese Stämme dennoch den Begriff der Gottheit gebildet; denn sie unterscheiden im Kadidscha zwei wunderliche Wesen, die unbestimmt miteinander in der Vorstellung verfließen. Diese beiden Wesen nennen sie Namba-dschandie und Badscha-bandie. Namba-dschandie ist das ältere, es wird von ihm erzählt, daß er aus der Erde entsprang, ohne eine Mutter zu haben. Als er aber aus der Erde gezeugt wurde, heißt es, war der schwarze Mann in Australien schon vorhanden, und der schwarze Mann ist älter als diese Wesen. Wir erkennen hieraus leicht, daß wir es in der Sage nicht mit göttlichen Schöpfern, sondern nur mit unbestimmten Traditionen zu thun haben, welche sich anlehnen an wirkliche Personen, die als Zauberer im Gedächtniß des Volkes fortlebten und deren Seelen, wie auf der Erde, so auch im Kadidscha alle übrigen überragen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn uns weitere genaue Berichte sagen, daß von einer Verehrung dieser mächtigen Wesen keine Spur sich vorfindet. Daß aber beide Wesen nur durch den Seelencultus in Erinnerung gebliebene Zauberer waren, erhellt zugleich daraus, daß in den Sagen ausdrücklich ein Sohn Namba-dschandie's erscheint, Namens Tarlo-Tonda, von dem bestimmt berichtet wird, daß er allerlei Zauber und Wunder verübte, obwol man oft von diesem Zauber geringschätzig spricht.

Wir ersehen hinreichend, daß der Seelen-, Manen- und Ahnendienst bei den niedrigsten australischen Stämmen eine ziemlich bedeutende Höhe erreicht hat, sodaß zugleich an den gebildeten Seelenbegriff und an den Seelencultus * überhaupt der Mythus sich an-

---

* Daß sich in Australien zugleich die Leichenverbrennung an den Seelencultus angeschlossen und erhalten hat, ist ein Beweis von der großen Ausbildung desselben. Wichtig ist noch zu bemerken, wie zugleich aus australischen Fabeln

spinnen konnte, um reichliche Blüten zu treiben. Zauberei und Fetischismus sind bei ihnen im Schwunge, haben sich aber gleichfalls mit Vorliebe an den Ahnen- und Todtencultus angelehnt, und der Koradschi (d. i. der australische Zauberer) schläft des Nachts auf den Gräbern und beschäftigt sich damit, Krankheiten zu heilen und böse Geister und Dämonen auszutreiben und zu beschwören. Das Moment der makrokosmischen Erhabenheit und der eigentliche Götterbegriff ist nicht so weit in die Religion der Australier eingedrungen, daß sich wahrhafte und tiefgehende Verehrung und religiöser Cultus in Bezug auf eine bedeutendere kosmische Erscheinung überhaupt ausgebildet hätten *, und wir dürfen mit Recht behaupten, daß diese Völkerstämme in correcter Weise den Gottheitsbegriff nicht bilden und zu seinem religiösen Verständniß nicht völlig vorgeschritten sind. — Trotzdem sich indessen die Völkerschaften des westlichen Australien keinen klaren Gottheitsbegriff zum Verständniß führen, stehen sie dennoch in ihren religiösen Anschauungen schon verhältnißmäßig ziemlich hoch und sind keineswegs in dieser Hinsicht, wie oft behauptet wird, das am allertiefsten stehende Volk der Erde. Im Gegentheil, die Religion der Australier läßt uns erkennen, was sich auch von andern Seiten ergibt, daß diese Stämme nur herabgekommen und verwildert sind, ohne daß sie zugleich ursprünglich

---

und Sagen erhellt, daß der Cultus bezüglich der Seelen verstorbener Zauberer bei weitem tiefer eingreift wie der der Seelen von Häuptlingen und Aeltesten. Es deutet das in culturhistorischer Hinsicht darauf hin, daß die Häuptlingswürde unter diesen Stämmen in der sittlichen Achtung überhaupt gesunken ist, wie das zugleich daraus hervorgeht, daß die Stammzweige sich auf das staatsloseste verwildert und zersplittert haben, sodaß häufig genug nur größere Familien von Eingeborenen zusammenlebend angetroffen werden.

* Letzteres gilt freilich nicht für alle australischen Völkerschaften; denn wir finden im Süden einige Stämme, welche den Neumond durch Tänze begrüßen; aber wie wenig Ehrfurcht hierbei im Spiele ist, beweist uns die Thatsache, daß sie den Mond für den Mann der Sonne halten und nach ihnen beide einst zusammen auf der Erde wohnten und Kinder zeugten. (Vgl. G. Gerland, „Anthropologie der Naturvölker“, VI, 799.)

als sehr wenig begabt und religiös tiefstehend angesehen werden dürfen.

Viel tiefer wie die Australier stehen die Brasilianer und einige südafrikanische Stämme. Sprechen wir zuerst von den Brasilianern.

Von den Brasilianerstämmen, welche uns hier vorzugsweise interessiren, sind besonders die Corroados, Corrópos, Puris, Botocudos, Macuanis und Chiriguana zu erwähnen.* Der Ueberblick über die Gebräuche und religiösen Ceremonien dieser Völker lehrt, daß ihnen die Vorstellung von der Seele mindestens nicht ganz fehlt; denn wir wissen, daß sie ihren Zauberpriestern (den Pajés) einen engern Verkehr mit den Abgeschiedenen und mit bösen Geistern und Dämonen zuschreiben. Der Pajé ist Priester und Arzt, kennt viele wirksame Kräuter und weiß sich durch allerlei Zaubereien und magische Künste bei ihnen im Ansehen zu erhalten. In ungewöhnlichen Fällen wird er jedesmal um Rath gefragt, den er nach gepflogener Rücksprache mit den Dämonen, wozu er finstere und stürmische Nächte auswählt, ertheilt, die Vögel, besonders die Geierarten, sind ihm hierbei Boten der Verstorbenen.** Obwol aber die Brasilianer den Begriff der Seele ausbilden, verschmilzt die hierauf bezügliche Vorstellung bei vielen dieser Stämme indessen halb und halb mit der frühern unklaren Todesvorstellung, in welcher Leib und Seele noch nicht klar getrennt wurden. Wir schließen darauf durch die hier gebräuchlichen religiösen Ceremonien bei den Begräbnissen, welche noch deutlich an die thierisch-naive Weltanschauung erinnern. Stirbt ein Brasilianer, so wird er in seiner Hütte als seiner dauernden Wohnstätte begraben, welche dann von den übrigen verlassen und mit einer neuen vertauscht wird. Der Leichnam wird, wie in allerfrühester Zeit, in hockender und sitzender Stellung ent-

---

* Vgl. Spix und Martius, „Reise nach Brasilien"; ferner Martius, „Zur Ethnographie Amerikas"; Reise des Prinzen von Neuwied; Dobrizofer, „Ueber die Abiponen"; Waitz, Bd. 3. Vgl. daselbst die weitere Literatur.

** Martius, S. 379.

weder in einen großen Topf von Thon gesteckt, oder in Bast und Leinenzeug eingenäht. Auf das Grab legen die Brasilianer nach uraltem Brauch die Waffen des Verstorbenen, tragen Speise und Fleisch sowie Wildpret aller Art an dasselbe, und pflegen die Todtenklage zweimal täglich zu wiederholen, wobei sie sich die Haare entweder abschneiden oder sehr lang wachsen lassen. Zugleich meinen sie, daß der Verstorbene häufig in den Leib der Thiere übergehe, und an diesen Gedanken knüpfen sie eine Art von Wanderungslehre ihrer Verstorbenen, die jedoch keine klare und eigentliche Seelenwanderungslehre ist.* Alle diese Anschauungen sind, wie wir bebemerken, Erinnerungen und Anklänge an die allerfrüheste Zeit. Einige Stämme reden auch von einem Fluge der Seelen der Tapfern auf hohe Berge, wo sie in Gemeinschaft der Vorfahren ein genußreiches Leben führen sollen, die Feigen und Trägen werden dagegen von dem dunkeln Agnan gequält.** Die Chiriguana, denen es, wie Waitz schreibt, an religiösen Vorstellungen ganz fehlen soll, obwol sie Auguren und Zauberer haben und Lippenschmuck als Amulet tragen (folglich Fetischismus treiben), meinen, daß die Verstorbenen in Thiergestalten wiedererscheinen.*** Im allgemeinen scheint der Seelencultus der Brasilianer tiefer stehender Art zu sein

---

* Martius, I, 385.

** Vgl. Lery, S. 226; Thevel, S. 37, und Waitz, III, 419.

Agnan (ein böser Dämon) erinnert an die Ignas der Australier und das Agni der Indier, das wie ignis, obwol das Helle und Feuer bedeutend, sprachlich zugleich bekanntlich mit actu Nacht (Wurzel ak) zusammenhängt. Zu der Wurzel von aktu gehören agni, ïgnis, als das aus dem „Schwarzen Gezeugte", daher angâra, die schwarze Kohle u. s. w. Vgl. Geiger, „Ursprung der Sprache", S. 240 fg. Die Furcht vor Agnan (Agnian Aenjang), dem bösen Dämon, ist bei den Guarani hauptsächlich verbreitet; um sich vor ihm zu schützen, führen sie nachts stets einen Feuerbrand mit sich (Thevel, S. 35), bei Waitz, III, 418.

*** Hiermit ist es erklärlich, daß auch der religiöse Thiercultus unter den rohesten Brasilianerstämmen großen Boden gewonnen hat, und besonders ist es der amerikanische Tiger, der große Verehrung unter allen diesen Völkern genießt.

wie bei den Australiern. Diese letztern gelangten wenigstens anknüpfend daran zu Vorstellungen über bedeutende und erhabene Seelen im Kadidscha, und es schien hiermit schon ein spurweiser Ansatzpunkt für den eigentlichen Gottheitsbegriff vorhanden zu sein; allein alles das fehlt bei den Brasilianern, es wird daher hier der Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs noch auffälliger. Zwar verehren diese Völker ihren Häuptling und Stammvater, den sie zuweilen als erhabenen Großvater bezeichnen, ein Ausdruck, mit dem sich ein tieferer Respect verbindet, aber über diese irdische Machtshpäre hinaus entwickelt sich ihr religiöser Sinn nicht. Von einer Anbetung der Gestirne und kosmischen Naturerscheinungen findet sich daher bei ihnen keine Spur. Den meisten Stämmen ist der Himmel im Gegentheil nichts weiteres wie eine andere höher gelegene Gegend der Erde, die zugleich das Dach derselben bildet, sie nennen dieses Erdendach Mumeseke, aus seinen Löchern strömt der Regen, und die Bewohner dort sind in ihrer Vorstellung von den Stammgenossen nicht verschieden.* Bei diesen trivialen und seichten Anschauungen über den Makrokosmus erklärt es sich, daß diese Völker, trotz des bei ihnen vorhandenen Feuercultus und der hieran anknüpfenden Zauberei, doch keinen eigentlichen Gestirndienst ausgebildet haben, sodaß sie auch keine Idole besitzen.** Dagegen

* Vgl. von Humboldt und Bonpland, II, 276. Doch finden sich bei einigen Stämmen zersplitterte Spuren, welche wenigstens an den Gestirndienst erinnern. So wird der Mond bei einigen als Ursache der Krankheiten betrachtet, und bei den Botocuden knüpfen die Zauberer hieran an und suchen die Geheimkunst der Natur aus dem Monde abzuleiten. (Vgl. Müller, „Geschichte der amerikanischen Urreligionen", S. 255 fg.) Daß sich unter den wildesten Stämmen kein Gestirndienst findet, behauptet auch Waitz, III, 418 fg.

** Vgl. hierüber die Reihe der Berichterstatter bei Waitz, III, 421 fg. Doch wird bei einzelnen von Pfählen berichtet, die sie in die Erde stecken und an deren Fuß sie Opfer niederlegen. Diese Pfähle sind freilich nichts wie Denkzeichen und Merkmale Verstorbener, nicht aber eigentliche Götzen mit Götterbedeutung.

findet sich bei den Brasilianern, was gleichfalls auf die thierisch-naive Weltanschauung zurückgeht, der religiöse Menschenfraß, der wie der Leichencultus hier noch in einer gewissen Blüte steht. Kein Wunder, daß bei diesen niedrigen Gesichtspunkten Gebete und Anrufungen irgendwelcher Art (Lery, S. 282) nicht wahrzunehmen sind und von einem eigentlichen Gottheitsbegriffe keine Rede ist. Will man oberflächlich verfahren und die Herkunft und Bedeutung der Ausdrücke und Worte nicht genau untersuchen und die Religion sowie den ganzen religiösen Standpunkt nicht im Zusammenhange mit der religiösen Entwickelungsgeschichte auffassen, so ist es freilich leicht, den niedern Brasilianern auch das Wort Gott in den Mund zu legen. Und das haben denn auch nur zu viele Missionare und oberflächliche Berichterstatter zur Genüge versuchen wollen.

Die Brasilianervölker kennen nämlich einen Ausdruck, den sie nur mit großem Respect zu nennen pflegen, das ist das bekannte Wort Tupan oder Tupána. Die Herkunft dieses Wortes und seine eigentliche Bedeutung dürfte eine eigene umfangreiche Schrift erfordern. Das Genauere hierüber einzuschalten kann nicht in unserer Absicht liegen. Wir müssen uns an diesem Orte mit dem Hinweise auf die wichtigsten hier zur Sprache kommenden Schwierigkeiten begnügen.

Der Ausdruck Tupi, Tupa, Tupina u. s. w. ist in Brasilien von einer sehr weitreichenden Bedeutung deshalb, weil unter den äußerst zahlreichen kleinern Stämmen die sogenannten Tupistämme die herrschenden geblieben sind, und auch die Tupisprache, trotz der zahllosen übrigen Sprachen der kleinern Brasilianerstämme, allgemeiner verstanden wird.*

Ueber die Frage, weshalb die herrschenden Stämme den Ausdruck Tupi erhalten haben, machen sich die verschiedensten Ansichten

* Bekanntlich haben an diese Thatsache die Jesuiten und Missionare angeknüpft und sie zur Grundlage ihrer Bekehrungsarbeiten gemacht.

geltend. Einige, wie Vasconcellos, behaupteten, daß sich die Stämme nach ihrer frühern und ältern Heimat genannt haben. Saint-Hilaire meinte, daß der Ausdruck nur ein Spottname sei und „die Geschorenen“ bedeute, da sich die Tupis in der That das Haar so zu scheren pflegten, daß es verschiedene Figuren auf dem Kopfe bildete. Allein die Untersuchung der brasilianischen Sagen ergibt, daß Tupi ein Stammheros und erhabener oberster und geheiligter Mensch war. Man führte auf ihn den Ursprung des Landbaues zurück und bezeichnete mit dem Ausdruck Tupa und Tupan jeden ehrenvollen hochstehenden, erhabenen Herrscher und Wohlthäter.* Bei den cultivirtern Stämmen Brasiliens hat sich hieran nun in der That mit Rücksicht auf den Ackerbau und dem damit entstehenden Interesse für den Makrokosmus auch die kosmisch-magische Naturanschauung angeschlossen. Es entstanden theilweise Gestirndienst und erhabene Gottheitsvorstellungen. Bei diesen Gottheitsvorstellungen spielte nun der Ausdruck Tupan eine große Rolle, denn es verband sich mit ihm die Quintessenz ihres Erhabenheitsbegriffs. So konnte Tupan unter den amerikanischen Culturvölkern der Herr des Donners und der Herrscher des Blitzes werden, ähnlich wie bei den übrigen Culturvölkern. Anders aber verhielt sich das bei den rohern, tiefern und verwilderten Stämmen dieses Landes; diesen kam die Bedeutung makrokosmischer Erhabenheit bei diesem Ausdruck gar nicht zum Bewußtsein, und bei den rohen Corroados findet sich daher der Ausdruck Tupi in trivialer Weise auch für das süße Zuckerrohr, und bei noch andern für die Pisangfrucht wieder.** Verschmolz sich aber bei vielen niedern Völkern das Tupi*** mit einigen Zauberbegriffen und wurde es einzelnen Stämmen sogar zur „Zauber-

* Vgl. Guevara, I, 11; de Laet, Marcgrav, von Liebstadt.

** Vgl. Martius, S. 386.

*** Tupi erinnert zugleich an das Tabu der Malaien und Australier, Thiko der Afrikaner und Tata Vater beim Sanskritvolk, an das θεός der Griechen, das Tui der Kamtschadalen und das Tonga in den Südsee-Inseln u. s. w.

klapper", die sie als gelben lichtartigen Kürbis mit Federn schmückten und auf einem Stocke gesteckt als Tupan verehrten (Lery, S. 282), so blieb der Begriff eben hiermit auf einer so niedrigen Stufe, daß ihm nicht der Inhalt zugestanden werden kann, der die makrokosmisch erhabene Gottheit charakterisirt. Tupi und Tupan blieb diesen rohen Völkern nur eine irdische, herrschende, gewaltthätige Respectsperson, ohne jede Erinnerung an eine erhabene Gottheit des Makrokosmus. Erst die Missionare haben es versucht, diesen Begriff religiös zu erweitern, und unterließen nicht, den Tupan den niedrigsten Völkern kurzweg als „Gott" vorzustellen.*

Im allgemeinen werden wir nicht verkennnen, daß die niedrigsten Brasilianerstämme in ihrem religiösen Gesichtskreise tiefer stehen wie die Australier. Ihr Seelencultus ist bei weitem nicht so ausgebildet wie der der Australier, und der Seelenbegriff unvollkommen und unklar, hingegen treten die Gebräuche des ältesten Leichencultus und der mit ihm verschmolzene Thiercultus in Bezug auf Tiger, Onzen, Habichte und Geierarten, nebst den Erscheinungen des Anthropophagenthums, deutlich in den Vordergrund. Die sich auf den Makrokosmus wendende erhabene Weltanschauung der Feuerzeit hat nur in sehr geringem Maße unter diesen Völkern Wurzel geschlagen. Zwar hat sich neben dem Feuercultus selbstverständlich Fetischismus und Zauberei verbreitet, allein zum Makrokosmus und zu den kosmischen Erscheinungen hat sich mit religiösem Verständniß das Auge nur spurweise und im Grunde nicht verständnißvoll erhoben.

Aehnlich verhält es sich mit den niedrigsten Völkern Südafrikas.** Ueber sie wird uns berichtet***, „daß unter den Koossastämmen keine Spur äußerer Gottesverehrung anzutreffen sei. Daß sie überhaupt an ein höchstes Wesen glauben, das die Welt geschaffen habe, muß bezweifelt werden, da sie in ihrer Sprache

* Vgl. auch Martius, S. 366.

** Vgl. Lichtenstein, „Reisen im südlichen Afrika".

*** Ebend., I, 393.

dafür gar keinen Ausdruck besitzen. Doch haben sie ein Wort dafür von den Goonaquas übernommen, und nennen Gott jetzt Thiko. (Es lautet auch Theuke, welches Wort nach van der Kemp Schmerzerreger bedeutet und von andern Tuiqua gesprochen wird.) Haben sie gar keine ursprüngliche und eigentliche Verehrung höherer Wesen, so ist ihr Aberglaube an Wahrsager und Zauberer um so größer". Die Wahrsager und Zauberer nehmen hier wie überall den Rang von Priestern ein. Die Missionare, die bisjetzt hingekommen sind, haben es nicht vermeiden können für Zauberer gehalten zu werden. Die Koossastämme schwören bei ihrem König und dessen Vorfahren. Aehnliches berichten Sutherland, Dampier, Schmidt (1737), Andersson und de Jong über die niedrigsten Hottentottenstämme. Sie betrachten die Himmelskörper durchaus nicht als erhabene höhere Wesen. Im Gegentheil: „Die Sonne gilt den Namaqua für klaren Speck, den die Leute, welche auf Schiffen fahren, abends durch Zauberkraft an sich ziehen und, nachdem sie ein Stück abgeschnitten, wieder durch einen Tritt fortstoßen." (Vgl. Waitz, II, 342.) Im Monde sehen sie einen Mann mit einem Hasen. Der Thiercultus hat sich dagegen hier neben dem Fetischismus außerordentlich verbreitet, und die Hottentotten haben oft die unscheinbarsten Thiere (zumeist durch bestimmt hervorstechende Farben, wie weiß, schwarz, roth und rothbraun, so auch den rothbraunen Hasen) durch allerlei sonderbare phantastische Ideenassociationen der Zauberei in das Bereich des Geheiligten und des Aberglaubens gezogen. Die Leichen überlassen sie vielfach den Raubthieren, die infolge dessen (und besonders die Hyäne) sehr hoch angesehen sind.* Auch herrscht bei ihnen der Glaube, daß sich die Zauberer und Schwarzkünstler in wilde Thiere verwandeln können, wie überhaupt vorzugsweise hier in Afrika das Land der Thiersage gesucht werden muß. Daß auch Feuercultus getrieben wird (und zwar in ganz Afrika), wird über-

* Vgl. Lichtenstein, II, 421.

einstimmend berichtet, zumal sich, wie wir wissen, die Schmiedekunst schon früh unter diesen Völkern verbreitete und der Umgang mit dem Feuer von allen afrikanischen Stämmen, wie anzunehmen ist, früher erworben wurde wie von andern entferntern Völkern. Leider sind die Berichte über die niedrigsten Stämme Südafrikas noch sehr lückenhaft in religiöser Beziehung, und namentlich sind wir über ihren Seelenbegriff (den die Negervölker übrigens sehr fein durchbilden) weniger gut unterrichtet, doch lassen mancherlei feierliche Ceremonien und Gebräuche beim Feuercultus darauf schließen, daß ihnen dieser Begriff nicht ganz mangelt, wenngleich es den Anschein hat, daß er noch unklarer ist wie bei den Brasilianern, welche letztere wenigstens die Leichname ihrer Verstorbenen nicht geradezu den Raubthieren abergläubisch hinwerfen, um diese Thiere zugleich zu verehren. Daß dieser Gebrauch an die „Leibeswanderungslehre" der Vorfeuerzeit erinnert und sich nur auf einen sehr mangelhaften Todes- und Seelenbegriff begründet, ist psychologisch leicht zu übersehen. Da auch hier kein Gestirndienst und kein eigentlicher Gottheitsbegriff sowie Idole u. s. w. angetroffen werden, ja die Vorstellungen über Sonne und Mond nicht nur keine Erhabenheit bemerken lassen, sondern sogar trivialer und dürftiger Natur sind, so ergibt sich, daß diese Völker geistig und religiös am tiefsten stehen geblieben sind. Dieses Ergebniß dürfte scheinbar auffallen, wenn wir bedenken, wie nahe im ganzen genommen alle diese Stämme dem Mittel- und Ausgangspunkte aller Cultur und höhern Geisteserhebung ursprünglich standen, aber es erklärt sich das in Rücksicht auf die große innere und äußere Trägheit aller dieser Völker.* Es bestätigt sich hier von religiöser Seite, was wir früher bezüglich der ganzen äußern Entwickelungsgeschichte überhaupt festzustellen suchten; die starken, robusten, aber zugleich trägsten Rassen, die vor der Entwickelung aller Geistesanlagen unter den Menschen durch ihre rohe

* Vgl. Waitz, II, 331, 344.

Kraft das Feld beherrschten, traten von dem Augenblicke von der Weltbühne des Entwickelungstheaters ab, als die erwachende Intelligenz der rohen Kraft und physischen Ueberlegenheit nicht nur Concurrenz zu machen begann, sondern dieselbe überflügelte. Während alle übrigen Völker daher mehr oder weniger theilhatten an der geistigen Erhebung, wurden diese trägsten Stämme nur gewaltsam mit fortgerissen, um dennoch am tiefsten stehen zu bleiben.

Je mehr wir jetzt nun vergleichungsweise von den beschriebenen niedrigsten Stämmen aufwärts schreiten, um so mehr klärt sich der Seelenbegriff unter den Völkern, und um so mehr finden wir Gestirndienst und endlich makrokosmische Gottheitsbegriffe. Das Moment der makrokosmischen Erhabenheit findet sich von allen höhern Stämmen in die kosmisch-magische Anschauung aufgenommen, und die religiösen Ideen gestalten sich unter ihnen zu einer herrlichen Fülle. In dieser Ideenfülle wurzeln und sprießen allmählich die Sagen und Mythen der Völker, die sich um so üppiger gestalten, je mehr auf Grundlage der neuerworbenen Weltanschauung die Phantasie zu sprudeln und zu wachsen anfängt. So nahm der Geist während der Epoche der Feuerzeit einen großartigen Aufschwung. Es mußte eine neue Weltanschauung entstehen, in welche sich zum ersten male das Moment der makrokosmischen und naturästhetischen Erhabenheit einmischte, und so, sehen wir, konnte durch die Verschmelzung des ethisch Erhabenen mit dem naturästhetisch Erhabenen der vollendete Gottheitsbegriff hervortreten. Erlangte das Zauberwesen und die priesterliche Magie eine ungeahnte Herrschaft, so nahm nebenher zugleich die Phantasie einen hohen Entwickelungsaufschwung, sodaß sich das geistige Auge des Menschen immer mehr und mehr belebte. Emporgezogen zu den Erscheinungen des Makrokosmus, erweiterte sich von neuem die Anschauung, und endlich sollte auch die Intelligenz sich Bahn brechen, deren Entwickelung wir recht eigentlich der nunmehr gewonnenen Unterlage einer erhabenen makrokosmischen Weltanschauung, wie wir sehen werden, verdanken.

Das Material, das sich uns darbietet, um vervollständigende Zusätze und Anmerkungen zu dem im Texte der letzten Kapitel Dargestellten zu geben, erscheint, wie der Kenner leicht übersieht, fast erdrückend. Wir müssen es uns daher an dieser Stelle versagen, alle Einzelheiten möglichst durch Belege zu erweitern, und behalten uns das für andere Arbeiten vor. Für jetzt genügt es, einen zusammenhängenden Ueberblick gewonnen zu haben über die eigenthümlichen Erscheinungen und Ideen, durch welche die Feuererfahrungen den Menschensinn bereicherten, im Gegensatz zu der tiefer stehenden frühern Weltanschauung der Vorfeuerperiode, in welcher die Erfahrungen noch mangelten, welche nothwendig waren, die hierher gehörigen Begriffe zu bilden. Die richtige Auseinanderhaltung der beiden ganz verschiedenen Zeitepochen mit ihren Erscheinungen, Anschauungen und Erfahrungen, das ist es, worauf es bei der psychologischen Analyse der Religionsgeschichte und ihrer Erscheinungen unter den niedrigen wie cultivirtern Völkern ankommt. Denn nur dann, wenn wir den religiösen Gebräuchen ansehen, aus welcher Epoche und Periode der Urzeit sie sich herschreiben, kann es uns gelingen, sie genau zu beurtheilen. — Zu bemerken ist noch in Bezug auf die Reihe der entstehenden Culte, daß sie oft miteinander verschmolzen und ineinander übergingen. So ging bei vielen Völkern der Todten-, Ahnen- und Seelendienst in fetischistischen Götzendienst über. Beispielsweise bilden die Papuas in Doreh ihre Korwars oder Hausgötzen direct aus den getrockneten und mumificirten Köpfen ihrer Verwandten. In Bonny dienen gebleichte Schädel der Vorfahren zum Pflaster der Fetischhäuser, und in den mexicanischen Tempeln wurden sie an den Wänden aufgestellt, auf den Altarstein herabgrinsend, auf dem das Menschenopfer dargebracht worden war.* Ueber den Begriff des Dämon und den vielfach schwankenden und mit den Bildungsstufen der Völker wechselnden Gebrauch desselben vgl. das Genauere bei Bastian, „Neue Beiträge zur vergleichenden Psychologie“, S. 74 fg. Daß man übrigens die vom Leibe abgeschiedene Seele als Schatten immer noch mit sinnlichen Merkmalen behaftete, geht aus sehr vielen Gebräuchen zur Genüge hervor. Uboze sind die sich in den Häusern einfindenden Seelen der Verwandten (bei den Slawen), die gespeist werden. Pomull und Griffi sind zwei kleine Dämone, welche die Neger beim Kranksein anrufen und denen sie von jedem Getränk etwas beiseitesetzen. (Bastian.) Auf den Marianen pflegt man absichtlich einen Korb neben den Sterbenden zu setzen, die Seele bittend, darin Platz zu nehmen und sich nicht zu entfernen. (Bastian.)

---

* Vgl. Bastian, „Beiträge zur vergleichenden Psychologie“, S. 73.

Nachdem der Seelenbegriff und der Begriff der im Körper wohnenden feuerartig dampfenden Lebenskraft einmal entstanden war, konnte nun allmählich auch die Frage nach dem Seelensitze auftauchen. Daß man ursprünglich die allerverschiedensten Orte am Körper als Seelensitze bezeichnete, ist bekannt. Doch scheint es, als wenn man bereits in früheſter Zeit schon den Kopf und das Auge vorzugsweise in dieser Beziehung in Betracht gezogen habe. Der Gebrauch, die Schädel aufzubrechen und beim Götzencultus sowie beim Fetischdienst zauberisch zu verwenden, schreibt sich aus frühester Zeit her. So ließen Herrscher ihre Sklaven bei ihrem Tode tödten und deren Köpfe mit ihrem Leibe begraben, damit ihnen die Seelen der Sklaven im Jenseits dienstbar seien, und Marco Polo erzählt uns, daß es bei tibetanischen Völkern vorkomme, daß fremde Gäste ermordet wurden, um ihre Köpfe als Schutzgeister im Hause zu behalten. (Bastian.) Die Fanith quälen ihre Feinde nach dem Tode durch Erschütterungen der Trommel, woran sie die gebleichten Schädel befestigt haben. Da die Schamanen und priesterlichen Zauberer über die Ursachen des Todes, der Zeugung und der Krankheit nachdachten und lehrten, mußten sie es sich von der kurzsichtigen Menge gefallen lassen, auch oft als die Stifter und Urheber der Todeserscheinung überhaupt zu gelten. So berichtet Dobrizofer: „Es sterbe jemand bei den Abiponen mit Wunden überhäuft und zerquetschten Knochen, oder vom Alter ausgezehrt, nie wird der Abiponer eingestehen, daß Wunden oder Erschöpfung der Leibeskräfte an seinem Tode schuld waren, sondern sie bemühen sich, den Schwarzkünstler und die Ursache ausfindig zu machen, weshalb er ihm vom Leben geholfen hat.“ (Dobrizofer, bei Bastian.) Die Begriffe von Krankheit, Seele und Tod sind überhaupt, wie das leicht einleuchtet, auf das innigste mit der priesterlichen Zauberei und dem Schamanismus überall verschmolzen worden. Daß den Seelen der Schamanen und Magier zugleich höhere Fähigkeiten und Eigenschaften beigelegt wurden, kann uns nicht auffallen. Die finnischen Zauberer (Sackmänner, von dem ihre Geheimnisse enthaltenden Beutel so genannt) werfen sich in eine Art von begeisterter Betäubung, aus der sie selbst durch die Application des Feuers nicht zu erwecken sind, während ihre Seele umherschweift, um verborgene Dinge aufzuspüren und dieselben nachher zu enthüllen. Die jakutischen Schamanen fallen ohnmächtig nieder, während ihre Seele auf Thieren (Adlern, Bären u. s. w.) nach den Wohnungen der Geister reist, um sie zu befragen. (Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 319.) Von allen Thieren waren es zumeist die sich zum Himmel schwingenden Vögel, welche mit dem Begriffe der luftig emporfliegenden Seele verschmolzen wurden. Die Vögel waren

der kindlichen Phantasie mit der Seele ebenso verwandt, wie das aus dem Holze geriebene Feuer mit dem Baume. In dem Geschrei der Vögel in der Höhle von Guacharo hören die Indianer von Cumara die Seelen der Verstorbenen. (Bastian.) Und in einem russischen Heldengedichte heißt es: „Erschlagene decken in Menge das Feld, und viele Seelen fliegen von Baum zu Baum, und es fürchten sie die Vögel, nur die Eulen fürchten sie nicht.“ (Ebend., S. 320.)* Auch wurden die Vögel sehr häufig zu Seelen- und Kinderbringern. In der römischen Sage war der Vogel Picus (der Specht) der feuerbringende Vogel (wie Phoroneus in der peloponnesischen), und als solcher der erste König Latiums, als „erster“ Mensch und Heros ist er auch neben seinem Bruder Pilumnus (von pilum = Geschoß, Donner, Keule oder Blitz) der Gott der Kindbetterinnen und kleinen Kinder, „der den neugeborenen Kindern den himmlischen Funken der Seele brachte“. Was in römischen Sagen der Specht, ist in den germanischen der Storch. Der Teich oder Brunnen, aus dem er die Kinder holt, ist die Wolke. Störche werden der Phantasie durch solchen kindlichen Ideenzusammenhang zu verwandelten Menschen, wie Picus Mensch und Vogel zugleich ist. Der Storch tritt durch die rothe Farbe seiner Beine, wie ähnliche Eigenschaften bei andern Thieren (Rothkehlchen wegen der rothen Brust, Eichhörnchen, Hase, Fuchs wegen des Felles) in Beziehung zum Feuer. (Vgl. Kuhn, S. 106 fg.; Cohen, „Abhandlung über Vorstellungen von Gott und Seele“.) Kuhn führt den dunkeln Beinamen des Storches odebar, odebero auf ein dem ahd, atum, uhd, athem, odem, alts, athum, nahe stehendes adhi u. s. w. zurück, und macht ihn so zum eigentlichen Seelenbringer, nicht zum Kinderbringer, „wozu ihn nur die naive kindliche Auffassung umgestalten konnte“. S. die weitern Ideenverbindungen „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, VI, 116.

Was die Entstehung des Gottesbegriffes anlangt, so sei hier noch einiges über die etymologische Ableitung des Wortes nachgetragen. Wir stellen zu dem Zwecke nacheinander die Reihen zusammenhängender Bedeutungscomplexe zweier Sprachstämme zusammen, aus deren Vergleichung sich für den Kenner ein Urtheil ergibt.

Agg = alt (ungarisch)
Jig = Vater (ostjakisch)
Jig = Der verehrte Bär jener Völker
Aga = Vater (jakutisch)
Aga und Aka = Bruder, Vater und Mutterbruder (osttürkisch)

Agu, age = Herr (osttürkisch)
Ake, acha = älterer Bruder (mongolisch)
Ukko = Greis, Altvater (finnisch)
Ük = Urgroßvater (ungarisch)
Ukko = Ein Gott (bei den Finnen).

* Vgl. Kap. 5, Anmerkungen.

Tata = Vater (Sanskrit)
θεῖος = Mutterbruder (griechisch)
tio = Mutterbruder (spanisch)
zio = Mutterbruder (italienisch)
atta = Vater (gothisch)
djadja = Oheim (russisch)
djädj = Großvater (russisch)
djädy = Voraltern (russisch)
dziad = Greis = Großvater (polnisch)
τήθη = Großmutter (griechisch)

τηθίς = Tante, nach Suidas soviel als θεία, ferner:
τηθία = ehrende Anrede für alte Frauen.
θεός = Ehrwürdiger, Erhabener. Die Bedeutung des Respects vor dem Alter laut Ableitung einschließend. Später verband sich hiermit der Begriff Feuerherr und Lichtherr, und nun schließt sich hieran zugleich die Reihe von divus, dies, δῖος, Ζεύς, deva u. s. w. an.

Daß die hier zur Geltung kommenden Wurzelformen bei ähnlichen Bedeutungen auch in den von hier aus entferntesten Völkerschaften ähnliche Anklänge besitzen, haben wir oben vorübergehend bereits bemerkt. Es ist der Begriff der sittlichen Erhabenheit und Achtung, des tiefen ehrfurchtsvollen Respects und der ehrfurchtsvollen Verehrung des Alters, der in allen diesen Benennungen durchscheint, und somit ist erklärlich, daß sich auch sprachlich der Gottesbegriff an diese Grundbezeichnungen anlehnt.

Durch das nahe Zusammentreten des Zeugungsbegriffes mit der Feuerreibung wurden die Feuerreiber zu Erzeugern und Zeugern, die übermächtigen himmlischen Feuerreiber aber später daher zu Welt- und Himmelserzeugern oder zu übernatürlichen Schöpfern. Wie die priesterlichen Feuerreiber aus dem noch dunkeln Holze das Feuer gleichsam erzeugten und schufen, so erzeugten die Götter später aus dem dunkeln Nichts und dem lichtleeren wüsten Chaos, wie wir sehen werden, die Erde. Es erscheint hiernach zweifelhaft, ob der Name Suar für Sonne, gothisch sauil, lateinisch sol, nicht dennoch mit dem indischen Gotte Savitri (wahrscheinlich Zeuger) etwas gemein habe, obwol Geiger dies abweist. (Vgl. „Ursprung der Sprache", S. 246.)

Daß alle diejenigen Völkerstämme, die aus einer Reihe von andern Gründen zur seßhaften Lebensweise und zum Betriebe von Ackerbau und Viehzucht übergegangen waren, auch einen viel höhern Trieb entfalteten die Natur zu beobachten und alle Erscheinungen, besonders aber Wind, Wetter und Himmelsereignisse, mit einem Worte den Makrokosmus genauer zu durchforschen, ist bereits gesagt worden.* Auch die Kunst schritt durch die sich im seßhaften Culturleben ausbildende feinere Arbeitstheilung zu neuen Entwickelungsstadien vor, und so war man in den Culturländern

---

* Vgl. die Anmerkungen zu Kap. 6.

früh dazu übergegangen den Göttern Wohnungen und Tempel zu errichten, und hiermit erhielt das Priesterwesen einen neuen Anlehnungspunkt und einen consolidirtern, seßhaften gebundenern Charakter. Uranfänglich und noch bevor sich eigentlicher Götzendienst entwickelte, versetzte die kindliche Phantasie die unsichtbar in der entfernten und erhabenen Höhe wohnenden mächtigen Feuerreiber auf hohe bewaldete Berge, auf denen sich die Wolken lagerten und häufiger Gewitter zum Ausbruch kamen. So konnte es geschehen, daß hohe Berge durch die religiöse Ideenassociation in den Kreis des Cultus gezogen wurden. Die Priester und Zauberer, die überall zuerst den Wegen der kindlichen Phantasie folgten, errichteten auf solchen Bergen feste, seßhafte Cultusstätten und allgemeine Opferplätze. (Vgl. Anquetil, II, 88, und Herodot, I c mit Plinius, XII, I; Tac. de Mor. Germ., c. 39, 40; s. bei Meiners, Kap. 17.) Auch alte hervorragende Bäume, in welche der Blitz eingeschlagen hatte, wurden bei vielen Völkern zu natürlichen primitiven Opferstätten. Allmählich aber mußte man darauf sinnen, das den Göttern Geopferte auch gegen Räuber* und die Opfernden gegen die Witterung zu schützen, und so begannen die Völker die heiligen Stätten abzusondern und einzuzäunen. Man errichtete Opferbühnen und hohe Steintische und Altäre, brachte die Idole unter Feldhöhlen oder unter Bäume, baute ihnen kleine Obdächer und Hütten, oder man verschloß sie auch in Wagen oder Kisten, die später facella und armariola genannt wurden. (In Japan: Kämpfer, II, 51; Kalmücken: Lepechin; die alten Germanen: Tac. de Mor. Germ., c. 40.; vgl. Meiners, S. 134.) Die ältesten Tempel waren nicht ganz bedeckt, sondern sie waren so gebaut, daß sie ihr Licht durch die Tageshelle von oben empfingen, wo das Licht nicht hinreichte, brannten heilige Feuer. Der Tempel wurde mehr und mehr der Phantasie zur eigentlichen Wohnstätte des hier verehrten Gottes. Das Moment der heiligen Erhebung oder der Erhabenheit und Unnahbarkeit der Gottheit wurde im Tempel durch eine thatsächliche Trennung desjenigen Theiles von den übrigen Räumlichkeiten angedeutet, in welchem sich das Idol oder die Gottheit befand. Dieser abgesonderte heilige und erhabene Tempelraum war das Allerheiligste, das dem großen Haufen nicht zugänglich war. (Meiners, Kap. 17.) Hierdurch unterscheiden sich die eigentlichen Gottheitstempel von den sogenannten Fetischhäusern, wo eben keine eigentlichen Gottheiten, sondern nur heilige Zauberobjecte und magisch wirkende Personificationen verehrt werden, hier findet sich, wie

---

* Man lese die Beschreibung der Opferplätze der sibirischen Völker bei Pallas, „Reisen", I, 89; Gmelin, I, 300; Meiners, S. 134.

leicht einzusehen, das Moment der überirdischen Erhabenheit nicht ausgesprochen oder angedeutet. Die früheste Einfachheit der Tempel machte allmählich bei fortschreitender Kunst einer immer reichern Ausschmückung Platz. Verletzungen heiliger Gebäude und Geräthe wurden als Verbrechen gestraft und selbst in den blutigsten Kriegen vermieden. (Vgl. Herodot, VI, 75; Justin, XXIV, 6; Polybius, IV, 62, 67; V, 9.) Weil man die Höfe der Könige und Herrscher für Zufluchtstätten hielt für Verfolgte und Unglückliche, gestand man den Wohnungen der Götter diese Vorzüge in noch höherm Grade zu. Alle diese Asyle hatten ursprünglich die wohlthätigsten Absichten, doch wurden sie bald gemisbraucht und allmählich in der Stille wieder abgeschafft. (Tacitus, III, Kap. 60 fg.; Plutarch, I, 334; vgl. Meiners, Kap. 17.) Schon bei den nomadischen Völkern gab es dagegen, wie es in der Natur der Sache lag, keine ganz festen Opferstätten und Tempel. (Vgl. Pallas, „Reisen", I, 174; derselbe, „Beschreibung der mongolischen Völker"), und bei den rohen Jägervölkern war das selbstverständlich noch weniger der Fall. Das eigentliche Priesterthum, wie es sich unter den seßhaften Culturvölkern ansiedelte, konnte sich hier unter den wild und unstet umherziehenden Stämmen nicht bilden. Wild wie der umherschweifende Stamm blieb hier auch das priesterliche Zauberwesen. Wer sich zu dieser Geheimkunst berufen fühlte, der gesellte sich als Jünger einem wandernden Zauberer bei, lernte von ihm, wurde selbständig und wanderte lehrend und zaubernd auf eigene Hand. Wer sich durch ganz besondere Zauberthaten und Geheimkünste bei einem bestimmten Stamme im Ansehen zu erhalten wußte, der verblieb bei ihm, schloß sich an den Häuptling an, kam zuweilen wol auch zu einer politischen Stellung und erlangte überhaupt einen äußerlich herrschenden Einfluß. Doch dauerte ein solcher Einfluß meist nur während der ersten Zeit, denn häufig geschah es, daß sich von seiten des Häuptlings sehr bald eine gewisse herrschsüchtige Eifersucht geltend machte, und dann bedurfte es nur des Misgeschicks irgendeiner eingeleiteten Zauberthat, und das bisher behauptete äußere Ansehen schwächte sich ab oder ging zu Grunde, sodaß ein neuer Wunderthäter an die Stelle des bisherigen trat. So verblieb unter den wilden und niedrigen Stämmen das Ansehen der Schamanen in einem wandelbarern Zustande. Anders entwickelte sich das unter den meisten seßhaften Culturvölkern. Hier gestaltete sich durch die geregeltere und consolidirtere Arbeitstheilung, wie wir dargethan haben, das priesterliche Schamanenthum zu einem wirklichen Schamanenstand und Priesterstand. Der ständige Götzendienst und der beginnende feste Tempelbau gaben diesem Stande allmählich die festesten Anlehnungspunkte, und so geschah es, daß

der Priesterstand nach mannichfachen Kämpfen, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, in den meisten großen Culturländern des Orients zu einem bestimmten Einfluß und zu dauerndem herrschenden Ansehen gelangte, durch das getragen er sich kastenartig abschloß, um sich einen gewissen Nimbus zu bewahren und einen um so höhern herrschenden Einfluß auf die Laienwelt zu erhalten, die vollständig zu unterwerfen das natürliche Ziel der Priesterwelt war. Allein wir dürfen nicht verkennen, daß durch den vorgenommenen kastenartigen Abschluß des aus dem Volksthum geschichtlich hervorgegangenen Priesterthums damit zugleich die Gefahr nahe lag, in einer einmal eingeschlagenen Richtung leblos zu erstarren und die Herrschgelüste über das natürliche Gebiet des Geistes auszudehnen, und die weltliche Herrschaft selbst nicht zur Ergänzung, sondern zur Unterwerfung zu zwingen. Der Abschluß des Priesterthums vom Volke und aller weltlichen Herrschaft konnte ferner eben geschichtlich nur zu leicht bezüglich der einmal errungenen Herrschaft auf die Laienwelt dahin führen, sich einer gewissen gemeinsamen Selbstzufriedenheit hinzugeben, zu der sich priesterlicher Dünkel und geistiger Hochmuth gesellten, welchen letztern denn in der That, wie wir wissen, geschichtlich jede Hierarchie in ihrer Art in gewisser Weise charakterisirten. Wir haben nur nöthig, an das eigenthümliche Verhalten der römisch-katholischen Hierarchie zu erinnern, um uns das in näherer Weise vor Augen zu führen. Man hat daher nicht ganz mit Unrecht den Katholicismus Roms als eine Religion des Hochmuths bezeichnet, dem in der Heiligen Schrift bereits der Fall geweissagt wurde. Dieses jedoch nur beiläufig. Was uns hier vom historischen Gesichtspunkte allein interessirt, ist der Hinweis auf das geschichtliche Bestreben der Priesterwelt, den einmal errungenen Einfluß auszudehnen, um selbst die weltliche Herrschaft zu unterjochen. Dieses Bestreben ist in allen den Ländern, wo sich eine wirkliche Priesterkaste und eine Hierarchie entwickelt hat, sehr früh hervorgetreten und hat zu vielfachen tiefeingreifenden socialen Kämpfen geführt, auf welche uns die Ueberlieferungen bestimmter Culturvölker zurückweisen.

8.

Die Priesterkämpfe der Urzeit unter den begabtesten Culturvölkern.

Rückblick auf die Geistesentwickelung während der Feuerzeit. — Die Lehren des entstandenen Zauber- und Priesterthums als neue Offenbarung im Kampfe mit den herkömmlichen religiösen Sitten und Gebräuchen der frühesten Zeit. — Rückblick auf die ältesten Religionssitten. — Hinweis auf die Kämpfe der Flamines mit den weltlichen Fürsten und Oberhäuptern. — Die hierdurch entstehenden socialen Kämpfe der betheiligten Völker und die durch diese Kämpfe hervorgerufenen Spaltungen und Auswanderungen. — Die Ueberlieferungen und Sagenanklänge an die Priesterkämpfe bei den begabtesten Völkern. (Vgl. zugleich die Anmerkungen dieses Kapitels.) — Hinweis auf die anfängliche Berechtigung der Priester im Kampfe gegen ihre Widersacher bezüglich der Verbreitung ihrer neuen Lehren, Künste und Anschauungen. — Die spätern frevelhaften Uebergriffe der Priester gegen die weltlichen Machthaber und das übermüthige Streben der Priester nach größerm weltlichen Besitz und weltlicher Macht. — Die weltliche Herrschaft duldet keine Präponderanz der geistlichen Macht, sondern sie fordert durch rechtmäßige Arbeitstheilung deren Ergänzung und Mithülfe zur gemeinsamen Erziehung und Fortbildung des Volkes. — Das Uebersehen dieser Wahrheit und der daraus entspringende Despotismus in Bezug auf die geistige Fortentwickelung der Menschheit von seiten der Priesterkaste. — Das Streben nach Alleinherrschaft des urgeschichtlichen und geschichtlichen Priesterthums.

Fürwahr von bedeutenden Folgen war die neu emporgetauchte makrokosmische Anschauung für den geistigen Entwickelungsfortschritt der Menschheit gewesen! Ganz neue Kräfte hatten sich mit der Erscheinung und dem Auftreten der Magier und priesterlichen Zauberer im Menschenthum entwickelt. Die ersten Erkenntnißtriebe hatten sich zu regen begonnen, und erzeugten dieselben auch anfänglich nur Fetischismus und Magie, so sollte sich doch an den Aufschwung derselben

alle tiefere Verfeinerung und Durchbildung der ursprünglich geistigen Anlagen knüpfen. „Im Anfange war alles Wissen Magie, selbst die Wissenschaft Feuer hervorzulocken, woher die eigentlichen Priester Flamines oder Zünder heißen." (Bastian, „Der Mensch in der Geschichte", II, 163; vgl. Kap. 42, Abschnitt II.) Hatten sich doch unter dem Einfluß der ersten nachdenklichen Geistesregungen in der That ganz neue Geisteskräfte gesammelt und durch Arbeitstheilung und dadurch hervorgerufene Differentiirung feiner entwickelt. Ganz besonders, sahen wir, war es die Phantasie gewesen, deren tieferes und regeres Eingreifen in dieser Epoche der geistigen Entwickelungsgeschichte deutlicher hervorzutreten beginnt. Aus nur geringen ursprünglichen Anlagen und bisher beobachteten Spuren hatte sie mächtig ihre Schwingen zu entfalten begonnen. Wird doch die nun folgende Entwickelungsperiode des Geistes von den Fittichen der Phantasie gleichsam getragen und von den bunten Gespinsten ihrer Ideenverbindungen beschattet und erleuchtet. Aber neben dem hohen Aufschwunge der Phantasie begann sich, wenn auch minder merklich, schon das Nachdenken in seinen ersten Spuren deutlich zu regen. Das Nachdenken hatte seine ersten tiefern Anstöße durch die von durchschlagendem Erfolge gekrönte Erfindungsgabe erhalten. Immer mehr erweiterte sich jetzt naturgemäß der Sinn für Combination und Nachdenken, und wurde derselbe auch während der ersten Periode seiner Entwickelung noch völlig beschattet und getragen durch die neben ihr aufkommende Kraft der Phantasie, so machte die Combinationsgabe doch immerhin bedeutende Fortschritte, indem sie vorzugsweise den Geist anleitete, den Horizont zu erweitern und die Aufmerksamkeit selbst für entlegene Objecte zu gewinnen.

Aber wie hätten alle diese ersten Fortschritte der Geistesentwickelung nach seiten der Phantasie und des ersten tiefern kindlichen Nachdenkens ohne eine Rückwirkung auf das Gefühl bleiben können? Auch die Gefühle verfeinerten sich unter den Einwirkungen aller dieser sich neu belebenden Kräfte, und ganz besonders waren es selbstverständlich die religiösen Gefühle, die sich durch den Einfluß der

sich erweiternden Phantasie und durch die kindliche Nachdenklichkeit über den geheimnißvollen Zusammenhang von Ursache und Wirkung angeregt fühlten. Die Gefühle der Abhängigkeit und Erhabenheit in Bezug auf das Unendliche des Makrokosmus fanden allmählich unter den begabtern Völkern tieferes Verständniß und rissen das Priesterthum zu einer immer höhern Begeisterung für die makrokosmische Anschauung hin. In bewegter und gehobener Rede fand diese innige Begeisterung einen Ausdruck, und die Phantasie, welche die Gedanken durchleuchtete, strebte in ihrem Fluge über die Gegenwart hinaus. Die Zukunft, die mit ihrem Schleier die Hoffnungen belebte, aber auch die Furcht aufweckte, wollte der hohe Gedankenflug der Magie enträthseln. Zuspruch und Rath fühlte der begeisterte priesterliche Seher und Wahrsager, von edelm Gerechtigkeitssinn durchdrungen, sich berufen, den ihn um Hülfe ansprechenden Mitmenschen zu ertheilen. Neben dem Gefühl für Gerechtigkeit und sittlicher Handlungsweise begann sich nicht minder die Nächstenliebe zu regen. Neben Trost und Rath, sahen wir, wollte der sich hebende Menschensinn auch Barmherzigkeit üben, und das früheste Nachdenken, geleitet von edeln sittlichen Gefühlen, richtete sich darauf, allen Leidenden und Kranken Heilung und Hülfe zu bringen. Waren es auch kindliche, phantastische Mittel, welche die priesterliche Barmherzigkeit dem Kranken spendete, und breitete sich noch Zauber und Wunder über die Segnungen der Nächstenliebe, so waren es doch sittlich anerkennenswerthe Triebe, die hier offenbar wurden. Sie waren in der That die ersten geistigen Lichtblicke zu einer Art von Offenbarung geworden für das Wesen der Religion, das sich durch den Aufschwung des Geistes mächtig von neuem zu entwickeln strebte. Aber die Verbreitung alles Neuen, und komme es selbst in hehrer Gestalt und unter den edelsten Formen einer von sittlicher Begeisterung durchdrungenen Offenbarung, ist ein Kampf. Und fürwahr, es wäre wunderbar gewesen, hätte sich die Offenbarung der neuen Weltanschauung mit ihren Gebräuchen und sittlichen Anforderungen nebst allen sie tragenden

äußerlichen Ereignissen und Handlungen ohne einen Kampf verbreiten können. Mußte doch erst die ältere und nun veraltende tiefere und kindlichere Weltanschauung nebst deren Gebräuchen und sittlichen Herkömmlichkeiten bei ihren Trägern gestürzt werden. So, sehen wir, war auch den Weltanschauungen ein großer Kampf beschieden, und es wiederholt sich in dem Bezirke des geistigen Lebens, was sich im physischen Leben so klar und deutlich vor unsern Augen spiegelt. Auch die Weltanschauungen, deren es keine gibt, in denen nicht Sitten und Gebräuche wurzelten, und deren es keine gibt, und sei sie noch so specifisch eine religiöse Anschauung, in der nicht deutlich auch lebendige Funken des glimmenden Vernunft- und Verstandesfeuers glühen, ich wiederhole, auch die geistigen und religiösen Weltanschauungen kämpfen einen Kampf. Hier auf der einen Seite die Träger des Hergebrachten und Alten, dort auf der andern die Träger der neuen Offenbarung.

Erinnern wir uns: bevor noch die neuen Propheten und aufstrebenden Weltweisen, gestützt auf ihre Erfindung und primitiven Kenntnisse der Naturkräfte, hinauszogen unter das Volk, um allmählich an der heiligen Glut der feurigen Opferflamme eine neue religiöse Offenbarung kundzuthun, die hinauswies auf die entfernten himmlischen Sphären des Lichts, auf den Blitzeschleuderer, auf den Donner und die makrokosmisch erhabenen Gestirne, hatte sich, wie früher dargethan, durch den natürlichen Entwickelungsproceß in Rücksicht auf eine ältere Weltanschauung bereits eine völlige Religion ausgebildet gehabt. Eine religiöse Anschauung, und zwar die kindlichste und früheste, hatte sich in das Menschenthum eingelebt, und mit ihr hatten sich seltsame Culten, Ceremonien und durch die Jahrtausende hindurch befestigte Gebräuche aufgebaut. Es waren die „Ersten" und „Aeltesten" des Volkes, mit welchem Ausdruck selbst noch in später Zeit die Herrscher, Fürsten und Häuptlinge des Stammes bezeichnet wurden, an denen in naiver und (da der physische Instinct noch mit seinen rohen Einflüssen vorwaltete)

selbst in sklavischer Weise die erste religiöse Hingabe zur äußern Gestaltung kam. Recht und Gerechtigkeit, sowenig sie im ganzen in jenem frühesten rohen Zustande unter den Menschen wahr und aufrichtig geübt werden mochten, fanden in diesen Mittelpunkten immerhin ihr erstes schiedsrichterliches, allgemein geachtetes Asyl und anerkanntes Tribunal. Verfolgte und Vertriebene, sowie Gemishandelte fanden hier bei Fürsten zunächst ihre natürliche Zufluchtsstätte, und Lohn und Strafe, diese werthvollen sittlichen Erziehungsmittel, wurden hier oft mit gewaltiger Hand und (wenn auch nicht immer) doch mit möglichst sittlicher Beurtheilungskraft zur Geltung gebracht. Was wunder, wenn die „ersten" und „ältesten" Menschen zum sittlichen Prototyp gemacht wurden und Opfergaben und Gaben der Verehrung zu ihren Füßen, und waren sie gestorben, noch an ihren Gräbern der Sitte gemäß niedergelegt wurden. Und während wol Jahrtausende diese Gebräuche in Uebung gebracht hatten, traten jetzt plötzlich aus dem Dunkel des tiefsten, niedrigsten und des verachtetsten Standes die Zünder, die Flamines hervor. Die seltsame Neuheit ihrer Künste, die Art ihrer Begeisterung und der edle sittliche Drang, der sie beseelte und zu sittlichen Thaten der Nächstenliebe aufmunterte, konnte der Menge nicht gleichgültig bleiben. Eine neue Religion, eine neue Offenbarung, gestützt und getragen von neuen, der Menge im wahren Sinne des Wortes wunderbaren Erscheinungen trat jetzt ins Leben und gewann Anhänger. So wurden die Flamines als die ersten „Magi scintillae" emporgetragen durch den Beifall der Menge, denn sie spendeten Heilung und Segen und versprachen das was alle Gunst der Fürsten und Herrscher nicht vermochte, Erlösung von Uebeln und Leiden. Kein Wunder, daß die ganze hülfebedürftige Menge im Lande zusammenströmte, um die heilspendenden Opferflammen der Magier zu belagern. Kein Wunder, daß man sie pries und ihnen Dankopfer brachte, wenn ihnen der Zufall die Heilung eines Heimgesuchten in die Hand spielte und die Menge abergläubisch diese Thaten als Wunder verehrte.

Was war diese heilende Wunderkraft, mit der sich die Magier auszustatten wußten, gegenüber der Gunst von Fürsten, die von aller Noth, aber nicht von der Trübsal körperlicher Leiden zu helfen wußten. Wurden diese Magier nicht in den Augen des Volkes gar bald mehr denn die Fürsten? Waren sie nicht in ihrer Art auch Fürsten, die gewissermaßen auf hohem geistigen Roß dahergezogen kamen, Achtung und Ehrfurcht um sich verbreitend und den weltlichen Fürsten, die ihre Geltung ursprünglich nur der physischen Gewalt verdankten, somit Mistrauen und Eifersucht einflößend? Rissen diese Zauberer nicht die Menge mit sich fort, und gewannen sie nicht in ihrer Art durch ihre eigenthümlichen Mittel einen gewaltigen Anhang, der ihnen bald eine bedeutende Herrschaft und Einfluß verlieh? Schien es nicht, als wollten diese Neuerer und religiösen Revolutionäre sogar das herkömmliche Opferwesen plötzlich an sich reißen, ja hatte es nicht sogar den Anschein, als wollten sich die neuen Propheten durch die früheste und primitivste Art ihrer Einführung und ihres Auftretens selbst zu weltlichen Herrschern und Fürsten aufschwingen? Sonderbar, was die Religionsgeschichte in späterer Zeit in verblaßten Farben noch so häufig und wiederholentlich verzeichnen sollte, das beginnt hier in der Urgeschichte bereits in gewisser Weise zu einem mächtigen Ausdruck zu gelangen. Mistrauen sollte sich regen, und die Wurzel der Zwietracht begann zu treiben unter den Trägern der weltlichen und angestammten Herrschaft gegenüber den Jüngern und Trägern der neuen religiösen Offenbarung. Ein socialer Kampf bereitete sich vor. Auf der einen Seite gewahren wir in ihm die von innerer religiöser Begeisterung und prophetischer Offenbarungsgabe getriebenen Flamines, in der Hand die prometheische Fackel, welche Segen und Heilkraft dem Volke spendete, diesen ersten geistigen Heroen aber treten die staatlichen Führer, die weltlichen Fürsten und Volksherrscher gegenüber, gestützt auf ihr althergebrachtes Vorrecht, hinweisend auf das Uebergewicht der ihnen zu Gebote stehenden physischen Mittel, zugleich aber als Träger

der alten herkömmlichen Religion. — Aufruhr, Zwietracht, Haß und Parteiungen sehen wir von nun an unter den im Herzen der alten Culturländer zusammenwohnenden Völkern entstehen, in deren Kreisen vorzugsweise und zuerst sich dieser große revolutionäre Proceß vollzog; und in der That, die heranbrechenden Katastrophen brachten Zwiespalt unter die Völker, offener Kampf erhob sich und die Bedrängten sahen sich genöthigt, den paradiesischen Ursitz ihrer Heimat zu verlassen, und beginnen, durch unerträgliche Spaltungen getrieben, auszuwandern. Seit Jahrtausenden hatten sich die Rassen, gedrückt durch die unter ihnen ungleich vertheilte Begabung von geistiger und physischer Stärke und versprengt und verjagt durch die allmählichen Aenderungen des Klimas und des von Fluteinbrüchen umgestalteten Festlandes über den größten Theil der Erde verbreitet. Und jetzt, nachdem sich seit vielleicht schon unvordenklicher Zeit diese ersten Wanderungsprocesse auf Grund der verschiedenen äußern Einflüsse vollzogen hatten, begann sich unter den begabtesten Völkern, welche an die Spitze der Entwickelung getreten waren und die vorzugsweise ihre Ursitze behauptet hatten, nachträglich noch einmal im kleinern Maßstabe ein ähnliches Schauspiel auf Grund tieferer religiöser und socialer Zerwürfnisse zu wiederholen. Kaum haben wir in Rücksicht auf unsere Darstellung nöthig, den Völkerkreis genauer zu nennen, in dessen Mitte sich während der Urzeit diese Katastrophen vollzogen. Es waren vorzugsweise die Indogermanen und Semiten (aber auch viele Nachbarvölker), die in den Wirbel dieser neu ausbrechenden religiösen und socialen Völkerumwälzung mit hineingezogen wurden. Im Herzen der menschlichen Entwickelungsgeschichte, hier wo die Sonne der anbrechenden Cultur am hellsten zu strahlen begann, traten mit dem Umschwunge der religiösen Weltanschauungen, die sich reformatorisch miteinander hätten ablösen sollen, im Gegentheil die erschütterndsten und heftigsten Revolutionen auf. In den Ländern, wo das Prophetenthum die neue Weltanschauung als eine Offenbarung am frühesten verkündete, und unter den Stämmen, wo der

prometheische Funke zuerst gezündet wurde, erhob sich zugleich der größte Widerstand gegen das Neue von seiten der angestammten Träger des Hergebrachten. Hier aber auch wurden die Flamines in Rücksicht auf ihre großen Erfolge zugleich am übermüthigsten und herrschsüchtigsten.

Eine Reihe dunkler geschichtlicher Traditionen, die wir uns seit langer Zeit gewöhnt haben als bloße Mythen und phantastische Erfindungen unter den Völkern anzusehen, erinnern noch in dumpfen Anklängen an die Zeit jener tiefeingreifenden socialen und religiösen Umwälzungen mit ihren Erlebnissen, die sich als psychologisch folgerichtige Ereignisse der Religionsgeschichte der Urzeit nachweisen lassen. Freilich nur in ganz dunkeln Umrissen erkennen wir in den geschichtlichen Ueberlieferungen noch den großen tiefeingreifenden Einfluß dieser Ereignisse. Aber sind es auch nur enge Umrisse und dunkle Andeutungen, so sind sie doch um so werthvoller in Rücksicht auf den folgerichtigen Gang der psychologischen Entwickelungsgeschichte, welche letztere noch heute in feinern Zügen nicht aufgehört hat das von neuem zu wiederholen, was sich ehemals in vergröberter Weise und in noch höherm Maße nothwendig bei derselben Gelegenheit vollziehen mußte.

Wüßten wir es nicht ohnehin, daß jede neue Offenbarung einen Kampf heraufführt der die Leidenschaften entfesselt, der natürliche Entwickelungsgang der religiösen Urgeschichte würde uns diese Thatsache lehren.

Die Arbeit lag, wie wir sahen, in frühester Zeit tief verachtet, da sie nur die Geknechteten und Unterdrückten vollzogen, ja diese Unterdrückten waren meistens zugleich mit physischen mannichfachen Mängeln behaftet. Jetzt, nachdem die Arbeitstheilung unter den höhern begabtesten Völkern große Fortschritte gemacht, erhob sich in der socialen Gemeinschaft aus eben diesen Unterdrückten ein neuer Stand. Die hervorragendsten Laborarii erheben sich trotz ihrer körperlichen Mängel, wie der misgestaltete Hephästos, den gewaltigen

vulkanischen Feuerbrand schwingend, um mit den neuen gewaltigen Künsten Cultur und Religion zu verbreiten. Sie begründen eine neue Macht, und ist diese auch scheinbar nur moralischer Natur, so zieht sie doch das Opferwesen an sich, und so gerathen die neuen Propheten, welchen jetzt das Volk wie neuen Königen zujauchzte, mit den angestammten Herrschern in Conflict. Nur ahnen können wir, wie erwähnt, noch heute den Kampf, welchen jene ersten Geschlechter der priesterlichen Feuerzünder und Zauberer mit den Gewaltigen des Volkes zu bestehen hatten, nur zu vermuthen vermögen wir den leidenschaftlichen, herrschsüchtigen undbegeisterten Uebermuth, der allmählich die sich heranbildende Kaste der Flamines (Phlegyer) und Magier zu förmlichen Kriegern umwandelte, um sie als Führer übermüthig die Brandfackel des wilden Kampfes unter die Stämme schleudern zu lassen. Ob es im Laufe der Zeit die aufstrebenden Flamines unter einzelnen Stämmen dazu gebracht haben mögen, sich thatsächlich an die Stelle der Aeltesten, Ersten und der Könige zu setzen, um sich eine Zeit lang zu behaupten, wir wissen es nicht. Gehen wir den dunkeln Wurzeln der vom Mythus verhüllten und entstellten spätern Tradition der pelasgischen und semitischen Stämme nach, so wurden jene hochbegeisterten Titanen und übermüthigen Phlegyer, die sich emporzuschwingen suchten, herabgeschleudert von ihrer weltlichen Höhe. Die feurig flammende Schlange, welche sie verführt hatte zur Ueberhebung, erzürnte die Gewaltigen des Volkes und diese vertrieben sie nebst den ihnen anhangenden Stämmen aus ihren paradiesischen Wohnsitzen. Allein wir unterlassen es, den an diese Wurzeln angesponnenen Knäuel von Sagen und Mythen, deren mündliche Traditionen durch viele Jahrhunderte hindurch reichten, in welcher der entstehende Gottheitsbegriff seine ersten Blüten zu treiben beginnt, genauer zu deuten. Bevor der schreibkundige Menschengeist dahin gelangen konnte, diese mündlichen Ueberlieferungen zu verzeichnen und in fester Schrift der Nachwelt aufzubewahren, da hatte die lebendige Phantasie bereits ein dichtes Netz der buntesten Vor=

stellungen um diese Wurzeln gesponnen. Aus dem in socialer Beziehung tiefeingreifenden Herrscher- und Priesterkampfe der Urzeit, der die Stämme auseinandertrieb, hatte die gestaltende Phantasie unter den Einwirkungen des hervortauchenden Gottheitsbegriffs und der makrokosmischen Anschauung einen Götter- und Titanenkampf geschaffen. Die gegen die Gewaltigen und väterlich geehrten Herrscher aufstürmenden Flamines und Phlegyer waren zu Riesengestalten durch die langjährigen Traditionen und Erinnerungen angewachsen und die revolutionär hervortretenden Priestergeschlechter, ähnlich denen der Bhrgu, der Atharvanen und Angirasen, wurden der übertreibenden Phantasie zu Gestalten von Riesen, Giganten und Asen. Sie, die ursprünglich Misgestalteten, die ebensowol durch ihr Handwerk und ihre Kunst wie durch ihr Aussehen an Hephästos erinnerten, hatten sich im Laufe der Entwickelungsgeschichte thatsächlich gewandelt, es waren herrschende Führer, in ihrer Art Hochgestellte und Gewaltige geworden, die mit den geborenen Fürsten und Herren einen titanenhaften, riesenhaften Kampf um die weltliche Herrschaft kämpften, der die Völker spaltete, Zwietracht stiftete und viele zur Auswanderung nöthigte. Wir haben schon früher erwähnt, daß durch diese lange dauernden tief in das sociale Leben eingreifenden religiösen Kämpfe die Entwickelung der hier im Centrum der aufstrebenden Cultur zusammenwohnenden begabtesten Völkerstämme, unter denen zugleich die Indogermanen und Semiten am meisten betheiligt waren, stark gehemmt wurde. War unter diesen Völkern geschichtlich der erste große Anstoß geschehen, der zur neuen makrokosmischen Anschauung hinüberführte, und glühte hier unter diesen Stämmen der lebendigste Funke eines reinern und hellern Geistesfeuers, so wurde der Glanz dieses Feuers jetzt rasch verdunkelt durch die Zwietracht und die Leiden, welche die entbrennenden Entwickelungskämpfe der religiösen Anschauung in sich schlossen. Mühselige, mit mannichfachen Kriegen verknüpfte und lange dauernde Wanderungen in entfernte Gegenden hinderten und unterdrückten nunmehr jede weitere Entfaltung des Geistes und jeden

höhern Culturaufschwung unter diesen begabtesten Völkern, und so geschah es, daß andere, weniger stark von diesen ersten Rückwirkungen und socialen Erschütterungen betroffene Völker den Glanzpunkt der urgeschichtlichen Cultur der neuen Epoche für einen längern Zeitraum an sich rissen und an die Spitze der nächsten urgeschichtlichen Entwickelung traten. Es war neben den Chinesen vorzugsweise den Aegyptern, wie wir früher schon anführten, beschieden, die Cultur der Alten Welt zunächst auf neue Wege der Entwickelung zu führen. Nur erst nach und nach, als unter den höchsten Culturstämmen die religiösen Kämpfe ausgetobt hatten und im Verlauf der Jahrhunderte in den neuen eingenommenen Wohnsitzen der sich entfaltende Geist wieder zur Ruhe kam, begannen allmählich die vertriebenen Stämme verschiedentlich aus dem Hintergrunde wiederum geschichtlich hervorzutreten.

Werfen wir einen Blick in die spätere Entwickelungsweise bei den an diesen Priesterkämpfen zunächst betheiligten Stämmen, so bemerken wir, daß sich das Priesterwesen in seiner Gestaltung und in seinem Einflusse fast überall unter ihnen anders ausgebildet hat. Nicht überall unter den Völkern vermochte sich das Priesterthum zu einer solchen Kaste zu entwickeln wie bei den Aegyptern und bei den Indern. Im Gegentheil, fast alle übrigen indogermanischen Hauptstämme zeigen uns, durch die freiere Stellung, welche dem Volke gegenüber das Priesterthum bei ihnen ehedem einnahm, daß dieselben sich ursprünglich gesträubt haben gegen den kastenartig abgeschlossenen Geist ihrer Priester, durch welchen sich dieselben hierarchisch zu organisiren versuchten, um hiermit im Staate weltlich einen größern herrschenden Einfluß zu gewinnen. Der Fortgang der Entwickelungsgeschichte wird uns lehren, daß es gerade darin auch lag, daß die Hellenen einen höhern Aufschwung ihrer geistigen Kräfte vollziehen konnten, indem sie sich frei von dem hierarchischen Druck einer Priesterkaste hielten, die eigennützig und beschränkt, jeden frischen Hauch einer neuen tiefern Offenbarung des Geistes fern zu halten bestrebt

war. Wenn wir nicht ohne Grund voraussetzen dürfen, daß in jenen religiösen Kämpfen der Urzeit das emporkommende Priesterthum mehr und mehr danach trachtete, alles freiere Prophetenthum in den Ländern zu unterdrücken, um sich in dieser Beziehung die alleinige Autorität unter den Stämmen zu sichern, eine Autorität, die zugleich so hoch strebte, daß selbst der Einfluß der weltlichen Herrscher hierdurch unterdrückt werden sollte, so dürfen wir vermuthen, daß die früher oder später ausgewanderten Stämme dieses Völkerkreises im Laufe des Kampfes mit ihren Anführern, Herrschern und freien Zauberern und Priestern sich zugleich deshalb zur Wanderung entschlossen, weil sie sich der Alleinherrschaft und dem Despotismus dieser Priesterhierarchien des Orients zu entziehen bestrebt waren.

Der Beginn der Geschichte des Zauber- und Priesterthums zeigt uns also einen Kampf. Anfänglich war es der gerechte Kampf einer neuen Offenbarung, einer neuen Weltanschauung, einer neuen Lehre gegen das abgestorbene Alte mit seinen noch kurzsichtigen Betrachtungen und veralteten Sitten und Gebräuchen, welchen die aufstrebenden Priester verfolgten. Das aufstrebende Magierthum mußte nothwendig diesen Kampf durchführen; denn es schloß sich an die neuen Künste und Lehren, die es heraufführte, eine neue höhere Betrachtungsweise der Dinge und eine höhere Allgemeincultur. War die Basis der frühesten kindlichsten Weltbetrachtungsart, wie wir sahen, ein naiver Materialismus gewesen, so führte das von neuen Erfindungen, neuen Beobachtungen und höhern Naturkenntnissen geleitete erste Priesterthum zum ersten male einen primitiven Idealismus ein, der sich auf der Grundlage ihrer Heil- und Seelenanschauung aufbaute. Diese neue berechtigtere Lehre mußte sich Bahn brechen und gegen die Widersacher durchgekämpft werden, denn an die Annahme der höhern, weiterreichenden Weltanschauung knüpften sich höhere, berechtigtere Sitten, Gebräuche und Handlungen, und eine höhere, umfassendere Geistesentwickelung begann platzzugreifen. Aber nachdem der erste Kampf durchgeführt, die Verbreitung und

Nachahmung gesichert war und die neuen Künste und Wunder die Menge bereits erobert hatten, da als der Anhang des aufstrebenden Priesterthums immer mächtiger anwuchs, da war für die Vertreter des Neuen nunmehr die sittliche Aufgabe gekommen, sich durch Freundschaft und Vertrag mit den Trägern des alten Cultus abzufinden. Das rasch mächtig gewordene Priesterthum mußte anerkennen, daß es nur vereint mit denjenigen, welche sich bisher im Laufe von Jahrtausenden sittliche Verdienste um die Zucht, Ordnung und rechtskräftige Erziehung der Geschlechter erworben hatten, an der weitern Bildung des Menschenthums zu arbeiten vermochte. Und in der That haben sich, als das Priesterthum hinsichtlich der völligen Eroberung der weltlichen Herrschaft nicht zum Ziele kam und die Titanen, wenn wir so sagen dürfen, stets von neuem wieder von ihrer Höhe gestürzt wurden, die zurechtgewiesenen Priester, sei es in freier Weise oder als Kaste, eng und freundlich den Herrschern und Fürsten als den höchsten sittlichen Führern des Volkes angeschlossen, um vereint mit ihnen, wenn auch jeder in verschiedener Weise und auf verschiedenem Felde, an der Bildung der Völker zu wirken. Schien das Priesterthum dazu berufen, auf die Gefühle der Menschen bildenden Einfluß zu üben, mußte von ihm alle Stärkung sittlichen religiösen Wohlwollens und sittlicher Gesinnung ausgehen, so schienen die Herrscher und Könige als Staatslenker in sittlicher Hinsicht dazu bestimmt zu sein, die äußern Handlungen und Willensäußerungen der Menschen und Unterthanen zu beaufsichtigen, und es war ihre Pflicht, die sittlichen Antriebe der Staatsglieder in sittlichen Bahnen zu erhalten. Aber wir irren, wenn wir meinen, das sich entwickelnde Priesterthum der Urzeit habe früh geahnt und begriffen, daß sich seine bildenden Bestrebungen nicht über das Gebiet des innern Geistes und Gefühls hinauserstrecken konnten, im Gegentheil, die Verführung der rasch erlangten neuen Macht und Herrschaft war viel zu groß, als daß es hier und da unter den Culturvölkern nicht zum Uebermuthe geneigt gewesen wäre, in welchem es

sich unterfing, auch eine weltliche Herrschaft sich anzueignen. Damit war aber sehr früh ein unabsehbarer Kampf heraufbeschworen, und zwar ein ungerechter und verwerflicher Kampf; denn es machten sich unter seinem Einflusse anmaßende Priestergelüste nach Alleinherrschaft und Despotismus geltend. In der That, Alleinherrschaft wollte das so emporgekommene Priesterthum nicht nur ausüben über die weltliche Staatsgewalt, sondern es ging dasselbe eigennützig vielmehr darauf aus, alles von neuem auftauchende Prophetenthum, das kraft neuer Offenbarung eine neue Entwickelung anstrebte, mächtig zu unterdrücken, damit die Menge nicht im Stande war, den Wahrsagungen und Lehren Anderer, ihnen gegenüber Unberufener, ihr Ohr zu leihen. Die Folge davon war, daß alle weitere freiere Entfaltung des Geistes und Gefühls unterdrückt und dieselbe allein der Hierarchie in die Hände gegeben wurde, und hatte auch das anfänglich seine bestimmten Vortheile, und schienen die Bildungsstätten des herrschenden Priesterthums ohne Zweifel mächtige Pflanzstätten einer höhern Cultur zu werden, so lief eine solche Hierarchie trotzdem Gefahr, sich in ihrer Entwickelung in eine einseitige geistige Richtung zu verlieren, in welcher sie, nach allen Seiten hin abgeschlossen, weiter gehend auf die harmonische Fortbildung der Anlagen hemmend einwirken mußte. Die unnatürliche Hemmung der geistigen Entwickelung, die hierdurch hervorgerufen wurde, erzeugte anfänglich Widerstand und endlich Kampf, und dieser Kampf entbrannte um so heftiger, je mehr die Hierarchie Mittel unter den Völkern anstrengte, ihre Autorität zu erhöhen, um alle übrigen nebenhergehenden Offenbarungen zurückzuweisen. Dieser Kampf aber mußte furchtbar werden dort wo die Hierarchie es zugleich unternommen hatte, sich die weltliche Herrschaft anzueignen und so durch doppelte Gewalt den natürlichen Gang der geistigen Fortbildung und Entwickelung zu hemmen. Wir haben genügende Anhaltepunkte zu der Vermuthung, daß bereits in der Urzeit die Geschichte des Priesterthums reich ist an derartig hervorgerufenen Unterdrückungen und hiermit

erzeugten tief in das sociale Volksleben der Culturvölker eingreifenden Kämpfen.

Was wir hier nur mit Rücksicht auf die psychologische Folgerichtigkeit in Umrissen feststellen können, und worauf uns eine Reihe von Traditionen und Sagen der Völker noch hinweisen, das mögen Detailforscher dermaleinst bezüglich einzelner Völker genauer und eingehender uns vor Augen zu führen im Stande sein. Möchten die hier gegebenen Andeutungen dazu beitragen, die Forschung mehr, als das bisher geschehen ist, auf dieses so wichtige Kapitel der Urgeschichte des Priesterthums der einzelnen Völker hinzulenken.

Um den verhältnißmäßig raschen Aufschwung und die Verbreitung des Zauber- und Priesterwesens in der Urzeit zu begreifen, und um einzusehen, wie trotz des anfänglich scheinbar segensreichen, friedfertigen Auftretens der Flamines von seiten der weltlichen Machthaber sehr bald Mistrauen gegen die um sich greifende Magie rege wurde, müssen wir uns erinnern, wie innig sich ursprünglich das Zauberthum mit dem bereits bestehenden Opferwesen verband. Das bisherige Opferwesen lag während der Periode vor der Feuerzeit, wie wir sahen, vorzugsweise in den Händen der „Ersten" und „Aeltesten". Häuptlinge, Herrscher und Fürsten waren es, denen man huldigte durch Darbringung von Gaben, Geschenken und Abgaben, ihnen wurde gegeben und geopfert, auf daß sie nicht darbten und im Ueberfluß leben konnten. Als jetzt die wunderthätigen Flamines auftraten, um die heilige Zauberflamme leuchten zu lassen, da meinte die hingerissene Menge auch diesen Wunderthätern huldigen zu müssen, zumal sie sich vor der Macht der zauberischen Naturkraft in den Händen der Menschen thatsächlich fürchteten, denn jene Mitmenschen verstanden es, nach ihrem Gutdünken damit in gerechter Weise zu nützen und zu schaden, je nach gegebenen Umständen. Aber das erste Auftauchen geheimer und verborgener Naturkräfte in Händen der primitiven Priester umgab diese letztern mit einem religiösen Nimbus. Man fühlte sich hingerissen und begann, ihnen nunmehr gleich Fürsten zu opfern. Schien der kindlichen Menge doch zugleich, wie bereits mehrfach erwähnt, die anfänglich noch zu zauberhaften Heilzwecken Wärme spendende Flamme ein vielköpfiges, schlangenartiges Thier, gleichsam eine hundertköpfige Schlange zu sein, die Nahrung brauchte, oder es sah das Volk in den gewundenen

Bewegungen der leckenden Flammen ein Knäuel von eidechsenartigen Drachen, welche den Rachen aufsperrten, um mit dem Heißhunger, mit dem sie alles verschlangen und verzehrten, reiche Gaben und Opfer zu fordern. Die Zauberflamme konnte nur leuchten und magische Wärme strahlen, um das Leben zu kräftigen und Krankheiten zu heilen, wenn sie durch Opfer genährt wurde. So brachte denn die kindliche Menge mehr denn je allerlei Gethier herbei, um es von der Flamme verzehren zu lassen, und wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt, daß sich im Anschluß hieran zuerst die Kochkunst entwickelte. Das der Flamme übergebene geopferte Gethier wurde gebraten und anfänglich zum Zwecke der Krankheitsheilung verwendet, später indessen als gesundheitstärkend überhaupt genossen, nachdem sich die Feuerzündung allgemein verbreitet und durch lange Gewohnheit im Laufe der Jahrhunderte sich ihres heiligen Charakters allmählich mehr und mehr entkleidet hatte.* So, sehen

* So erzählt uns Herodot (aus einer selbstverständlich schon spätern Zeit der Urgeschichte), daß die Perser, wenn sie opfern wollten, sich einen Myrthenkranz um den Kopfbund wanden, sodann führten sie das Thier an eine reine Stätte und flehten den Gott an, dem sie opfern wollten, doch baten sie nicht für sich allein, sondern flehten, „daß es allen Persern und dem Könige wohl gehen möge; dann wird das Thier getödtet, gekocht, und nun werden die Stücke auf frisches, duftiges Gras niedergelegt, worauf ein Magier dem Opfernden zur Seite ein Weihelied singt und nunmehr der Opfernde das Fleisch nach Hause nimmt, um es nach Belieben zu gebrauchen". (Daß den Persern diese Opferspeise ursprünglich heiliger und stärkender erschien als das rohe Fleisch, ist hierbei selbstverständlich.) In späterer Zeit, da der Seelenbegriff schon mehr zur Geltung gekommen war, glaubten die Perser, daß die Götter nur die Seele des Thieres als Opfer verlangen und das Fleisch als Stärkung nicht nöthig haben und verschmähen, sie verbrannten deshalb das Thier nicht, wie es anderwärts bei vielen Völkern geschah, in dem Glauben, daß sie hiermit das Opfer verunreinigen könnten und das Feuer, das den Göttern geweiht ist, entheiligt würde. Die Furcht vor dieser Entweihung ging so weit, daß derjenige mit dem Tode bestraft wurde, der in die Flamme hineinblies, um sie durch seinen Mund anzufachen. (Vgl. Herodot, I, Kap. 131 fg.) Was die Verbreitung und die Art des weitern Verfahrens betrifft, durch welches man die Kochkunst verallgemeinerte, so ist zugleich bei dieser Gelegenheit einer Art und Weise zu gedenken, welche Tylor das sogenannte „Steinkochen" genannt hat. Nicht alle Völker, die das Feuer kannten und Stoffe opferten und Fleisch ins Feuer steckten und brieten, haben auch das Kochen der Speisen im Wasser oder das Sieden bereits gekannt. „Es gibt Rassen der Menschheit, wie die Australier, die Feuerländer, sammt einigen andern südamerikanischen Stämmen und die Buschmänner, welche nichts vom Kochen oder Sieden der Speisen

wir, nahm mit dem Aufkommen des Zaubers zugleich das Opferwesen einen bedeutenden Aufschwung, der so weit ging, daß die Träger der Gewalt allmählich darauf aufmerksam werden mußten und zum Mistrauen und zur Eifersucht angestachelt wurden. Je mehr aber die Sache der Priester die Sache des Volkes wurde, um so mehr mußte das feindliche Mistrauen der Gewalthaber wachsen. So entstanden Parteiungen und langwierige Entwickelungskämpfe unter den Völkern, die häufig dazu führten, daß die Stämme ihren Wohnsitz wechseln und verlassen mußten. Wie innig das Opferwesen mit der Zauberei verwandt und verknüpft war, bezeugt uns unter anderm die Etymologie unsers deutschen Wortes Zauber. „Zauber" hängt innig zusammen mit „ziefer", und ziefer wurden alle opferbaren Thiere genannt, während „Ungeziefer" alle diejenigen Thiere

gewußt zu haben scheinen, als sie den Europäern zuerst bekannt wurden, während die höhern Völker, sowie auch ein großer Theil der niedrigern, solange wir eine Kenntniß von ihnen haben, irdene und metallene Geschirre besaßen, welche sie mit Wasser füllten und zum Kochen über das Feuer setzten. Mitteninne zwischen dem geschirrlosen Kochen ohne Wasser und dem mit Wasseransatz in Geschirren, liegt ein Verfahren, von dem man mit einigem Grunde glauben darf, daß es einst viel weiter verbreitet war. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Kochkunst, wie wir sie kennen, sich durch dieses Mittelverfahren entwickelt haben möge, für welches ich den Namen „Steinkochen" vorschlage." (Vgl. Tylor, S. 336.) Dieses Verfahren bestand nun darin, daß ein Loch in den Boden gegraben wurde, das austapeziert wird mit roher, möglichst undurchlassender Thierhaut, sodaß dieses so ausgestattete Loch ein Becken bildet. Dieses Becken wird mit Wasser gefüllt und das Fleisch hineingethan. Um nun das Fleisch in diesem Erdloche zu sieden, wurden in einem Feuer Steine erhitzt und diese der Reihe nach in das Kochwasser hineingeworfen. Aehnliche Kocharten finden wir noch heute unter einer großen Anzahl von Völkern. Charlevoix, der vor einem Jahrhundert schrieb, sagt von den Indianern des Nordens, daß sie hölzerne Kessel gebrauchten, und das Wasser darin kochten, indem sie glühende Steine hineinwarfen, aber schon damals verdrängten eiserne Töpfe sowol diese Gefäße als das irdene Geschirr anderer Stämme. Belcher begegnete 1827 dem Gebrauche des Steinkochens unter den Eskimos von Icy Cape. Von den Neuseeländern berichtet Cook, daß, „weil sie kein Geschirr haben, worin Wasser gekocht werden kann, ihre Speisebereitung gänzlich in Backen und Braten bestehe". Doch erscheint dies nach Fürst nur in Bezug auf die Feuerländer und Australier richtig, da es sich zu ergeben scheint, daß die Maoris auf Neuseeland das Steinkochen kannten. Wie dem sei, die Töpferei, die sich nach der Feuerkenntniß immer mehr und mehr als nothwendig erwies, verdrängte, da sie merkwürdig früh in den Culturländern in Aufnahme kam, auch sehr rasch die primitivern Kocharten.

hießen, welche die Götter und Priester als Opfer verschmähten. Der „Zauberspruch“ hieß altnordisch galdr, althochdeutsch kalstar, und überraschend nahe liegt auch hier wieder „këlstar“, das Opfer. Këlstar und kalstar sind auch hier so verbunden wie zampar und zëpar, saudh (Opfer) und seidh (Zauber). (Vgl. Simrock, „Handbuch der deutschen Mythologie“ [3. Aufl.], S. 501.) Daß die „Priesterkämpfe“ unter den vom Mittelpunkte der religiösen Entwickelung abgelegenen Völkern nicht in gleicher Weise auftreten konnten, ist leicht erklärlich, da leicht zu übersehen ist, daß derartige empfindliche Wirkungen und Rückwirkungen nur im Heerde der Entwickelung selbst in der stattgehabten Weise in so hohem Maße entstehen konnten. Die entlegenern Stämme erhielten ja das Schamanenthum und Priesterthum überhaupt erst durch Nachahmung und Ansteckung, und also aus zweiter Hand, und unter den verwilderten und rohern Jägervölkern, die zu keiner Seßhaftigkeit kamen, bildete dasselbe sogar nur ein lebloses Schattenbild gegenüber dem emporkommenden seßhaften und oft kastenartig ausgebildetem Priesterthum der Culturvölker. Trotzdem entwickeln sich unter den Naturvölkern im kleinen heute noch häufig ähnliche Völkerkämpfe ähnlicher Veranlassungen halber, und nicht selten kommt es vor, daß Zauberer sich zu Volksführern aufwerfen, um den Stamm zum Parteikampfe gegen die weltlichen Herrscher zu zwingen. Nicht immer siegten in solchen Kämpfen der Urzeit die Zauberer und Priester, allein auch nicht immer die weltlichen Gewalthaber, und oft wurde nur mit großer Anstrengung das übermüthig aufstrebende Priesterthum gestürzt, während sich sehr oft Priester und Magier in den Besitz der weltlichen Herrschaft über ganze Länder und Völker setzten. Allein wie verschiedenartig dieser merkwürdige Rangstreit unter den Völkern während der Urzeit zum Austrag kam, und wie viel verschiedene Stellungen Priester und Fürsten unter den Stämmen zueinander einnahmen, immerhin eroberten sich die Zauberer und Priester eine von der weltlichen Macht bis zum gewissen Grade höchst anerkannte und geachtete Stellung, ja in den meisten Fällen suchten sich später Fürsten und Priester in ihrer Autorität sogar zu unterstützen und sich gegenseitige Zugeständnisse zu machen. So wurde nach harten Kämpfen eine gewisse Versöhnung zwischen beiden Theilen geschlossen, ja bei einigen Völkern kam es zu einer so innigen Vereinigung von weltlicher und geistlicher Herrschaft, daß Fürstensöhne Priester wurden, während aus Priestern weltliche Richter und Könige hervorgingen. Dieses letztere Verhältniß zeigen uns besonders unter andern unsere eigenen Vorfahren, die alten Deutschen. (Vgl. Simrock, „Handbuch der deutschen Mythologie“ [3. Aufl.], S. 497.)

Sollten sich jene vielleicht Jahrhunderte der Urzeit umfassenden Ent-

wickelungskämpfe des Priesterthums nicht den geschichtlichen Ueberlieferungen der zumeist davon betroffenen Völker eingeprägt haben, sollten in der That die Traditionen dieser Stämme nicht wenigstens Spuren hiervon bemerken lassen? Es ist in der That schwierig, diese so wichtige Frage in Rücksicht auf unsere wissenschaftlichen Hülfsmittel und in Rücksicht auf die bisjetzt vorgeschrittene Forschung der vergleichenden Mythologie und die sich hieran anknüpfende Untersuchung der Völkertraditionen überhaupt hinreichend sicher zu beantworten; aber wir dürfen trotzdem diese Frage nicht so kurzweg von der Hand weisen. Ist es doch dem Geschichtsforscher ebensowol wie dem vergleichenden Mythologen immerhin auffällig, wie tief und wie fest sich hervorragende thatsächliche Einzelheiten und Vorkommnisse der Urzeit in den Traditionen und vorzugsweise in den sogenannten Mythen des Volkes (wenn auch phantastisch ausgeschmückt, entstellt und umkleidet) erhalten haben. Erinnern wir uns an dieser Stelle nur sogleich der vielfach unter den Völkern verbreiteten Flutsage. Werfen wir einen Blick auf unsere Karte der Urzeit, so bemerken wir, wie viel Festlandsänderungen im großen Maßstabe während der Urzeit vor sich gegangen sein müssen. Wie viele Wassereinbrüche und großartige Ueberschwemmungen müssen im Laufe der Jahrtausende stattgefunden haben, um die Völker auf ihren Zügen und Wanderungen zu hindern und sie nach dieser oder jener Richtung zu vertreiben. Wie wenig dürfen wir uns daher wundern über die große Verbreitung der Flutsage unter den Volksstämmen, und wie viele Völker hatten ähnliche Erlebnisse gerade in dieser Hinsicht aufzuweisen. Das Thatsächliche dieser Erscheinungen aber ist die Wurzel und der Grund zu jenen Mythen und den Anregungen der hieran angeknüpften Phantasiebildungen gewesen.* Wenn wir aber hier deutlich beobachten, daß sich ein thatsächliches Ereigniß während der Zeit der Mythenbildung erhalten hat und tief eingegraben in den Traditionen fortleben konnte, so dürfen wir mit Recht voraussetzen, daß mehrere derartig hervorragende Erlebnisse und Thatsachen der Urzeit in den Völkertraditionen Wurzel schlagen konnten. Und dem genauern Forscher wird denn in der That nicht entgehen, daß dieses der Fall war. Wie wir in den Flutsagen an die größern Wassereinbrüche und hervorragenden Festlandsveränderungen der Urzeit erinnert werden, so erinnern uns die Prometheussage und ähnliche hierher gehörige Mythen deutlich an die Feuererfindung und die sich daran anschließenden Ereignisse. In gleicher Weise haben sich auch

*) Vgl. Ludwig Diestel, „Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Rudolf Virchow und Franz von Holzendorff", Heft 137.

sehr viele hervorragende Helden und Kämpfe der Tradition einverleibt, um als Wurzeln in die Sagengeschichte der Völker verwebt zu werden. Hierbei zeigt sich uns die merkwürdige Erscheinung, daß die hervorragenden Helden und Kämpfer durch den Nimbus und die vergrößernde Verklärung der Erinnerung stets gleichsam zu erhabenen Menschen und „Riesen" werden. So haben denn in der That eine sehr große Anzahl von Völkerstämmen Erinnerungen an riesige Kämpfe, oder besser an Kämpfe mit Riesen bewahrt, Erinnerungen, die an blutige und gewaltige Kämpfe mit Nachbarvölkern anklingen. Allein unter allen Riesensagen und Riesenerinnerungen der Völker sind keine hervorragenden und in ihrer Art specifischer und eigenthümlicher als die der indogermanischen und semitischen Stämme. Es zeigt sich hier bei genauerer Untersuchung der Riesenerinnerungen, daß sie in Verbindung mit den Gottheitsbegriffen gebracht worden sind, und schon dieser Fingerzeig muß uns an das Priesterthum und die mit dem entstehenden Gottheitsbegriffe und den Göttern zunächst verwandten Gestalten erinnern. Bei den großen Entstellungen, die stets die thatsächlichen Traditionen durch die anknüpfende Mythenbildung erfahren haben, sind wir heute nicht mehr im Stande, aus den Sagen allein rückwärts die Thatsachen klar zu erkennen, und wir müssen uns vorläufig begnügen, in den Titanen- und Gigantensagen und den Vorstellungen der „Himmelsstürmer" nicht undeutliche Anklänge an die kriegerischen und kämpfenden Priester der Urzeit aufzufinden. Der genauere Forscher wird in diesem hier bezüglichen Sagenkreise mancherlei auffinden, das an das übermüthig sich auflehnende und nach Herrschaft strebende Priesterthum der indogermanischen Urzeit erinnert. Ohne mich auf Einzelheiten einzulassen, die, wie schon im Texte erwähnt, dem mit dem Material betrauten Detailforscher überlassen werden müssen, will ich im Vorübergehen noch an die Phlegyer erinnern, deren hervorragendster Charakterzug Uebermuth und Frevel gegen Menschen und alle Obern ist. Der Uebermuth und die Ueberhebung ist es, die den Ahnherrn Phlegyas und andere seines Stammes zu den Qualen des Tartaros führt. „So überhebt sich auch nach einer brahmanischen Legende Bhrgu übermüthig über seinen Vater (der hier Varuna heißt)" u. s. w. Die ausführliche Legende sehe man in Weber's Uebersetzung („Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft", IX, 240 fg.), wo Weber in der Besprechung auch bereits den Phlegyas mit dem Bhrgu etymologisch gleichsetzt und uralte Uebereinstimmung mit den Sagen von den übermüthigen Phlegyern angenommen hat. Wenn Müller ferner („Orchomenos", S. 191) in dem Namen und somit in dem Wesen der Phlegyer ganz besonders ritterliche Waffengeübtheit nachweist, so stimmt

auch dies mit den Bhrgus, denn nach der spätern Ueberlieferung soll Bhrgu den dhanurveda oder die Wissenschaft des Kriegswesens offenbart haben. (Vgl. Wilson, „Vishnup", S. 284.) Dieser Zug übermüthiger Kraft und kriegerischen Wesens muß demnach auch schon in dem Grundwesen der Bhrgus und Phlegyer enthalten sein. (Vgl. Kuhn, S. 22 fg.) Aehnliche Züge finden sich in den semitischen Sagenkreisen. Ueberhaupt spielt der Begriff eigennütziger und gotteslästerlicher Ueberhebung, die zu Kampf und Streit gegen die Obrigkeit führt, in dem hierher gehörigen Sagenkreise der betreffenden Völker eine große Rolle. Hieran zunächst schließt sich in dem semitischen Sagenkreise zugleich die Ausweisung aus dem Paradiese, welche durch Verführung der „Feuerschlange" veranlaßt, zur Ueberhebung des Menschen führte und seine Verstoßung und Wanderung aus den paradiesischen Gefilden zur Folge hatte. Die Riesensagen nehmen bei den alten Deutschen bekanntlich eine ganz besonders hervorragende Stellung ein, da aus dem Riesengeschlecht hier die Götter entstanden sind. Dem sorgfältigen Forscher wird es leicht sein, die hierher gehörigen Sagenanklänge zu sammeln, und so mag es gelingen, bis zum gewissen Grade die zusammenhängenden Spuren dieser Traditionen zu entdecken, die als gemeinsame Wurzeln allen diesen Sagenverzweigungen zu Grunde liegen. Man hat, wie bereits erwähnt, alles hierher Gehörige bisher für bloße Dichtung und Erfindung gehalten, doch verweise ich bezüglich der Einschränkung dieser Ansichten auf den folgenden Abschnitt, der die Theorie und das Wesen des Mythus behandelt. Für jetzt genügt es zu bemerken, daß die Eigenthümlichkeiten der betreffenden Sagen in einzelnen Zügen einen Charakter der Vorstellungsweise an sich tragen, der in seiner Art zu wenig begreiflich macht, wie er auf dem Wege bloßer phantastischer Ideenassociation entstanden sein konnte. Denn immerhin bleibt es sonderbar, wie die natürliche und naiv erfinderische Betrachtungsweise die Menschen ohne jeden bestimmtern Anhaltepunkt zu übermüthigen Stürmern des Himmels machen konnte. Der Himmelssturm mußte offenbar einen eigenthümlichen Streit zwischen den beiden kämpfenden Parteien voraussetzen, und dieser konnte nur entbrennen oder als entbrannt gedacht werden von einer Vorstellungsweise, welche sich noch nicht gewöhnt hatte, Menschen, Priester und Götter in erhabener Weise zu trennen. In der folgenden Zeit, wo die Phantasie herangereift genug war, um die Mythen auszuschmücken, oder gar deren vollständig zu erfinden, hätte aber das Gefühl der Trennung (sei diese Trennung auch noch so wenig erhaben gedacht) zwischen Göttern und Menschen bereits zu sehr gehindert, einen thatsächlichen Kampf zwischen zwei solchen Parteien zu erfinden und zu erzählen. So ergibt die genauere

Untersuchung der Art und Weise der Erzählung, daß wir es hier vielmehr mit Entstellung und phantastischer Ausschmückung gewisser Thaten zu thun haben, die sich zu tief eingeprägt hatten, als daß eine zweifelhafte Aufnahme ihre Cursfähigkeit und Verbreitung hätte hindern können.

So spricht aus den hier zu beachtenden Sagenkreisen, wenn auch nur dunkel und undeutlich, ein Stück urzeitlicher Religionsgeschichte. Ueberhebung der priesterlichen Vertreter der Gottheit, und Frevel und Trotz der weltlichen Machthaber, welche den Streit erbittert aufnahmen, führten zu furchtbaren, der Erinnerung riesenhaft erscheinenden religiösen Kämpfen, in denen Riesen und Götter bei späterer Ausschmückung und märchenhafter Einkleidung als hervorragende Gestalten eine bevorzugte Stellung einnehmen. Was sich in der ganzen Geschichte der irdischen Organismen spiegelt, das tritt nicht minder auf dem Gebiete des geistigen religiösen Gefühlslebens in den Vordergrund. Auch die geistigen Religionen kämpfen einen Kampf, einen Kampf um die höchsten geistigen Güter, einen Kampf um die Wahrheit, jede neu auftauchende Welt- und Himmelsanschauung ist eine Offenbarung, die sich durch berechtigten Kampf den Weg zum Siege zu bahnen sucht. Auch die mit ihren neuen Anschauungen, Künsten und Offenbarungen hervortretenden Priester und Magier der Urzeit mußten diesen nothwendigen Kampf kämpfen, sie mußten sich ihre Stellung erobern gegenüber den Trägern des frühern Cultus. Aber sie mußten bereit sein, sich mit diesen Trägern zu versöhnen und auszugleichen, sobald sie anerkannt waren und in ihrem Streben geduldet wurden. Gingen sie in ihren Herrschaftsgelüsten jedoch über das ihnen zugewiesene Gebiet hinaus, so mußten sie als die Uebermüthigen, sich Ueberhebenden und Frevelhaften erscheinen, und der in diesem Sinne geführte Kampf mußte zu Katastrophen führen. So gibt uns der Kampf, den die geistigen Offenbarungen kämpfen, in sittlicher Beziehung zugleich einen Fingerzeig zur Versöhnung, zur Ergänzung und zum Frieden. Die geistigen sich gegenübertretenden Weltanschauungen sollen sich nicht einander unterdrücken und aus der Welt schaffen, sondern sich in gegenseitiger Anerkennung friedlich miteinander nähern, sich dabei aber gegenseitig mit der Zeit abschleifen, um in einer höhern Harmonie das Bild der durchsichtigen Wahrheit zu entschleiern. Was die organische Welt in ihrer Einseitigkeit durch einen unlautern und unsittlichen Kampf zu Grunde richtet, das soll umgekehrt der Kampf der Weltanschauungen möglichst zu bewahren trachten, die Anschauungen sollen sich zu ergänzen suchen, um durch gegenseitige Schleifung und Reibung das Einseitige an sich selbst zu beseitigen und den Vorstellungsproceß aufzuhalten, sich in absurde Richtungen zu verlieren, welche nur dazu führen

können die Träger der einseitigen Anschauungen anmaßend und despotisch erscheinen zu lassen. Was von allen geistigen Richtungen und Bestrebungen gilt, gilt in gleicher Weise, ja vielmehr vorzugsweise auch von den Trägern und Vertretern der religiösen Weltbetrachtungsweise, sie vor allen andern müssen sich vor überhebenden einseitigen Richtungen hüten, welche sie absolutistisch machen und zu einer einseitigen geistigen Gewaltherrschaft führen, die endlich in Trümmer sinkt. Wir sehen, der Kampf um die Offenbarung kann in sittlicher Beziehung nur ein Kampf um die Berechtigung der Existenz sein. In diesem berechtigten Kampfe, geführt mit den berechtigten Waffen, wirbt die Offenbarung rechtmäßig Anhänger; wo indessen ihre Vertreter zu äußern Gewaltmitteln schreiten, um diese Anhängerzahl künstlich zu vermehren, da führt dieses Treiben und dieser einseitige Drang nach Herrschaft zu einseitiger Ueberhebung und zur unsittlichen Gewaltherrschaft. So erhebend es erscheint, wenn eine neue Weltanschauung gleichsam als eine Offenbarung nebst den sittlichen Gebräuchen und menschenfreundlichen Handlungen, die sie mit sich bringt, sich durch freie Ueberzeugung viele edle Anhänger erwirbt, so demüthigend erscheint es, wenn durch despotische Hierarchie und Gewaltherrschaft eine veraltete Anschauung um jeden Preis erhalten werden soll und kein äußeres Mittel gescheut wird, dieses Ziel künstlich zu erreichen. Beide Momente unsittlichen blinden Verfahrens zeigt uns bereits die Priestergeschichte der Urzeit. Demüthigend und furchtbar mußten den Völkern die Katastrophen erscheinen, welche durch die anmaßende Ueberhebung des Priesterthums herbeigeführt wurden, erhebend aber war das ursprünglich auftretende Prophetenthum, das sich Bahn zu brechen suchte gegen die Widersacher, um die neue fortgeschrittenere Offenbarung durch Jünger und Anhänger zur Geltung zu bringen. So erscheint überhaupt die Geschichte der religiösen Entwickelung in allen denjenigen Partien erhebend, in denen ein hervorragender Vertreter mit edeln und berechtigten Waffen das Höhere und Bessere, das Humanere und Barmherzige zur Geltung zu bringen sucht gegen seine ungläubigen beschränkten Feinde und Widersacher. Als mit den neuen Erfahrungen der Gesichtskreis der Menschen sich erweiterte, da mußten nothwendig auch Vertreter einer neuen Offenbarung ins Leben treten, und solange diese in einem edeln und von echter Religiosität getriebenen Streben beharrten, um sich Anerkennung zu verschaffen, so lange war ihr Kampf nicht nur gerecht, sondern begeisternd und erhebend; denn diese neuen Propheten, die in den Gestalten der Flamines auftraten, waren in der That nach allen Seiten hin wirkliche Menschenbeglücker und hehre Culturbringer. Das Licht, das sie durch den gezündeten prometheischen

Funken verbreiteten, und die darangeknüpften Anschauungen und sittlichen Handlungen, waren gleichsam eine sonnenhelle Macht, welche heraufzog, um das bisherige Dunkel der thierisch-naiven Anschauung mehr und mehr zu erleuchten. Kein Wunder daher, daß neben äußern Momenten auch die sittlichen, innern Motive dazu antrieben, Partei für oder wider das neue Prophetenthum zu ergreifen, und kein Wunder, daß sich nach den verschiedensten Seiten hin alle Ereignisse dieser socialen Kämpfe den Traditionen eingeprägt haben und sich sogar hieran ein großer Sagenkreis entspinnen konnte. Und fürwahr, wir werden mit Hinblick auf die Geschichte nicht verkennen, daß der Inhalt gerade dieses Sagenkreises nicht ohne tiefern, sittlich anregenden Effect sein kann. Ja, so effectvoll war der Inhalt aller hierher gehörigen Sagenelemente, daß er mächtig die Poesie entflammte und noch in verhältnißmäßig später Zeit sehen wir einen Aeschylus die bedeutendsten Momente aller dieser Sagen zu einem großartig wirkenden Drama gestalten, das uns in lebendigen Farben ein Bild entwirft von dem tiefsittlichen Kampfe, durch welchen sich anfänglich die neuen Culturideen der Feuerzeit, welche die Menschheit veredelten, Bahn zu brechen suchten. Man hat sich vielfach um den Inhalt und die religiöse Grundidee der berühmten Promethee des Aeschylus gestritten, und fast könnte man ein Buch füllen von den verschiedenen Interpretationen, welche diese Grundidee erfahren; aber es erhellt leicht, daß eine wirkliche Auslegung dieses merkwürdigen Dichterwerks nur vollständig gelingen kann, wenn wir uns vertraut gemacht haben und eingedrungen sind in die Religions- und Culturgeschichte der Urzeit. Was ist wol die Religion, und welchen Werth hat eine tiefere und religiös zu nennende Idee eines Dichters ohne ihre Beziehungen zum wirklichen Leben, sie schwebte als pure Erfindung und bloßes Phantasiegebilde in der Luft und fände nicht das ergreifende und hinreißende Verständniß, das sie nöthig hat, um lebensfähig zu sein. So auch verhält es sich mit der Idee der Promethee, sie erscheint uns tief und von ergreifendem Inhalt, weil sie mehr ist als bloße dichterische Erfindung, und weil sie zum Leben der Menschheit und zur innersten Entwickelung der Menschheit in einer lebendigen historischen Beziehung steht. Wir werden im folgenden Kapitel sehen, daß es sich bis zum gewissen Grade ähnlich verhält mit den Traditionen und Wurzeln überhaupt, an welche der Mythus sich vorzugsweise anlehnen konnte, um nach den verschiedensten Seiten hin lebensfähig fortzuwuchern und der Phantasie und der dichterischen Erfindungsgabe ein ursprüngliches Material zu weiterer willkürlicherer Verarbeitung zuzuführen, an dem das tiefere Interesse nicht erlöschen konnte.

9.

Der Mythus in Rücksicht auf die religiöse Entwickelungs-geschichte der Urzeit.

Der Aufschwung der Phantasie zur poetischen Begeisterung. — Der mythische Proceß als Bruchstück der ursprünglichen religiösen Entwickelungsgeschichte. — Die sittlich-poetische Begeisterung im Dienste der ursprünglich religiösen Weltanschauung. — Durch welche Stütze getragen geschah die allgemeinere Verbreitung der Mythen über verschiedene Völker hinaus mit verschiedenen Culten und Gottheitsanschauungen? — Die Traditionen und die tiefeingreifenden geschichtlichen Erlebnisse und ihr Werth in Bezug auf den mythischen Proceß. — Die Traditionen als ursprünglich objective Wurzeln des Mythenaufbaues. — Der mythische Proceß verglichen mit dem Sprachproceß. — Das verständliche Wort als Schmelzproduct von innerer Sprachform und Laut, die ursprüngliche Mythe als Schmelzproduct von Elementen der kosmomagischen Anschauung und geschichtlicher Tradition. — Die Feststellung von Wurzelmythen oder Stammsagen gegenüber den Fortbildungen und Verzweigungen derselben zu ausgebreiteten Sagenkreisen. — Hinweisungen auf die Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der heutigen Mythologie mit Rücksicht auf die Arbeiten von Steinthal, Spiegel, Müller und Kuhn. — Die Complicirtheit der im mythischen Proceß wirkenden Gesetze. — Der Begriff des Mythus und Hinweis auf die verschiedenen Entwickelungsphasen des mythischen Processes. — Das ursprüngliche Hervortreten des traditionellen Elements während der ersten Phase des mythischen Processes. — Die kosmisch-religiöse Symbolik und der vorherrschend physikalisch-religiöse Charakter der zweiten Phase. — Die Ausartung des Mythus nach seiten einer freien und willkürlichen poetischen Gestaltungsgabe und der Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation während der letzten Phase. — Die im urwüchsigen Mythus gemeinsam verschmolzenen ethisch-didaktischen (historischen) und physikalischen Elemente. — Hinweis auf die gemeinsamen Ausgangspunkte des Priester- und Naturforscherthums von der

Basis der im Mythus verschmolzenen religiösen und physikalischen Elemente. — Uebergang zum folgenden Abschnitt.

Wir waren nach der Feuererfindung in einen neuen Hauptabschnitt der Cultur- und Religionsgeschichte der Urzeit eingetreten. Die Phantasie, sahen wir, war es, welche durch die neu emportauchenden Ideen vorzugsweise mächtig angeregt wurde, und auch das primitive Nachdenken hatte einen tiefern Anstoß erhalten.

Wie viel anders begann sich jetzt dem Menschen die Außenwelt mit ihren Erscheinungen zu gestalten! Der alles vergeistigende Blick hatte sich aus dem irdischen Nächstenkreise verständnißvoll zum Himmel erhoben. Himmel und Erde hatten sich in der Vorstellung bewußtvoller geschieden und das Moment des Erhabenen begann mehr oder weniger die Anschauung zu verklären und das Gemüth zu beseligen. Das sich gen Himmel wendende Auge, das in die Wunder des Makrokosmus blickte, fühlte sich von einem neuen Bewußtsein getragen. Die Schwingen der Phantasie erhoben das Gemüth und machten es in einer nie geahnten Weise erschüttern beim Anblick der makrokosmischen Erscheinungen und Wirkungen. Aber die lebhafte Phantasie war zugleich auch geschäftig diese Gefühle zu beruhigen; sie übermalte die kosmischen Objecte mit Farben, die dem kindlichen Geiste verständnißvoll waren, und kleidete die Außenwelt in ein Gewand dessen Aussehen möglichst wenig befremdlich war. Mangelte in diesen Anschauungen anfänglich die tiefere Erhabenheit, so war doch der Ideenassociation überhaupt eine Brücke gebaut worden, und der menschliche Geist hatte ein dauerndes Interesse gewonnen an den entferntern Vorgängen der ihn umgebenden Natur.

Was ihm früher mehr oder weniger gleichgültig schien, und wogegen ihn langjährige Gewohnheit nach Art der Thiere völlig abgestumpft hatte, das hatte sich durch den Verlauf der Entwickelung nunmehr mit einem Interesse umkleidet, das ewig neu und unaus-

löschlich schien. Nicht etwa belebt hatten sich plötzlich vor seinen Augen die todten Objecte der Außenwelt, nein, lebendig schienen der Phantasie des Urmenschen alle Dinge vom Ursprung an; der todte abgebrochene Zweig, der Baum, ja selbst der todte Mensch schien der kindlichen Auffassung des früheſten Menschen noch in gewisser Weise ein Leben in sich zu tragen. Urmensch, Thier und Kind, sahen wir, drangen noch nicht vor zu einer klaren Todesvorstellung, alles um sie schien noch Leben zu athmen; aber nicht alles Lebendige um sie her flößte ihnen Interesse ein. Die ihrem Gesichtskreis entfernter liegenden Gegenstände, oder das ihnen wiederum gleichgültig Gewordene erstarb an Interesse und ging unter in der indifferenten Betrachtung der Dinge. Aber der menschliche Geist war jetzt vorgeschritten, neue Erfahrungen hatten ihn entwickelt, und vieles ihm ehedem Indifferente hatte sich vor seinem Blicke verzaubert, die Außenwelt war ihm eine andere geworden. Wo ehedem das Auge nur flüchtig hinwegstreifte, blieb es jetzt interessevoll wie an einem zum ersten male gesehenen Gegenstande haften. Mächtige Wesen, die ihn sonst aus der Ferne gleichgültig mit gewohntem Blicke anstarrten, hatten sich jetzt von ihrem fernen Standpunkte den Weg zum tiefsten Innern und zum Herzen zu bahnen gewußt; die makrokosmische Umgebung hatte Sprache angenommen, eine Sprache, welche nun die kindliche Phantasie mehr und mehr verstehen und deuten lernte. Und als diese Sprache mit immer mächtigern Zungen zu reden begann, da eröffnete sich dem Geiste ein neues Bereich des lebendigen Wirkens, und er trat ein in die ehedem nicht gekannten Gefilde der Poesie, in denen die gehobene Phantasie sich nunmehr zu tummeln begann.

Wir treten abermals in eine neue geistige Entwickelungsepoche des ursprünglichen Geisteslebens. Die neue gewonnene Weltanschauung beginnt ihre Rückwirkungen auf das Geistesleben zu äußern, Poesie und die von innerer Begeisterung getragene Gestaltungskraft

machen ihre ersten bedeutenden Einflüsse geltend, und der Mythus beginnt sich zu entfalten.

Die Periode der Mythenbildung ist ein Bruchstück der ganzen religiösen Entwickelungsgeschichte der Urzeit. Wie die Religion überhaupt ein Proceß ist, den wir aus seinen Wurzeln zu entwickeln und zu erklären haben, so in gleicher Weise auch der Mythus, auch er stellt einen Proceß dar, dessen äußere Veranlassungen und ursprüngliche Bedingungen wir einzusehen haben, um ihn zu begreifen. Wie der Sprachforscher die Entwickelung der Sprache nicht begreift, ohne die Gesetze der äußern Lautbedingungen studirt zu haben, so gelingt es gleichfalls nicht, den Proceß der Religion, und innerhalb der Religionsgeschichte der Urzeit den Proceß des Mythus zu begreifen, sobald wir uns nicht nach den äußern und innern Vehikeln umgesehen haben, durch welche sich der mythische Proceß stützen und entwickeln konnte.

Wie weit hatte sich die Religion bereits unter den Urmenschen entwickelt zu der Zeit, wo der Geist allmählich das reiche Gespinst von Sagen zu weben und zu gestalten anfing, das er anknüpfte an die neuerworbene makrokosmische oder kosmo-magische und anthropopatische Götteranschauung, die ihn nach der Feuerzeit, wie wir sahen, umfing. Welche Phasen hatte die geistige Entwickelung bereits durchlaufen, und welche Anlagen waren zur Geltung gekommen, bevor die Phantasie so sehr in den Vordergrund treten konnte, daß sie auch die poetische Gestaltungsgabe zur Entfaltung brachte, welche die neu gewonnene Anschauung mit neuen Farben verklärte. Aber wir irren, wenn wir meinen, die Phantasie, die jetzt einen sehr hohen Aufschwung nahm, hätte sich in den Dienst der beliebigsten Gefühle stellen können, und die geweckte Poesie hätte sich ursprünglich in den freiesten, ungebundensten Formen ergangen. Wäre die Urgeschichte des tiefern Gefühlslebens nicht in ihrer Art wesentlich eine Geschichte des religiösen Entwickelungslebens, so hätte vielleicht eine so frei waltende Poesie einen Boden des Gedeihens gefunden.

Aber die kosmo-magische Götteranschauung, welche, wie wir sahen, die neue Zeit heraufgeführt hatte, war in ihrer Art eine religiöse und von religiösen Gefühlen durchwehte Betrachtungsweise der Außenwelt, und unter dem Lichte und den Eindrücken dieser Weltbetrachtung allein konnte sich die früheste Phantasie poetisch entwickeln. Welches Verständniß hätten die frühesten Versuche der von der Phantasie belebten Poesie unter der Menge gefunden ohne Anknüpfung an die kosmo-magische Anschauung, die nach allen Seiten hin eine in ihrer Art tiefreligiöse war? Wie wenig kann es uns daher psychologisch auffallen, wenn wir anzunehmen Grund haben, daß die frühesten kindlichen Versuche der Poesie eben nur religiöse Erzählungen waren, die aus dem Munde begeisterter Priester kommend, sich anlehnten an die makrokosmisch erhabene Anschauung, um dieselbe zu verherrlichen und das religiöse Interesse für sie zu erhöhen. Doch wir irren psychologisch wiederum, wenn wir von vornherein meinen, jene primitivsten poetisch-religiösen Ergüsse einer priesterlichen Begeisterung wären ursprünglich mehr gewesen wie Eingebungen des Augenblicks, die, obwol sie Verständniß vorfanden, sich ebenso wie die Traditionen wirklicher Volkserlebnisse zugleich auch weit verbreiten und dauernd im Volke hätten erhalten können. Noch gab es keine Schrift, um die Gedanken zu erhalten und zu verbreiten, und nichts fand die begeisterte und gestaltende Phantasie vor, wie eine vom Augenblick gefesselte Volksmenge, deren Interesse im Laufe der geistigen Entwickelung so weit lebendig geworden war, daß sie sich gern in die begeisterte Betrachtungsweise der Dinge, welche die Priester lehrten, einführen ließ. Aber wie konnten aus diesen poetischen Ergüssen des Augenblicks und den vielfach wechselnden Auffassungen und Darstellungen derselben in Rücksicht auf die auserwählten Erzähler sich weitverbreitete Volkssagen, dauernd interessirende und objectiv verstandene Mythen entwickeln? Dasselbe Räthsel, was uns bei der Sprache bezüglich ihrer allgemeinen Verständlichkeit und Mittheilungsfähigkeit entgegentrat, treffen wir hier in Bezug auf den Mythus

von neuem an. Es bezieht sich auf die Mittheilungsfähigkeit, Verbreitung und Objectivität gewisser Sagen und Erzählungen, die zwar an einen allgemein verständlichen Hintergrund angesponnen, dennoch von allen Seiten im Grunde zu subjectiv erfunden auftraten, als daß sie objectiven Curs, größere Verbreitung und Dauer der Erhaltung unter vielen Völkern hätten erlangen können. Es nützt hierbei nichts, zur Lösung dieses psychologischen Räthsels (wie bei dem sprachlichen Proceß) sich auf die Anerkennung und Autorität der Persönlichkeiten zu berufen, aus deren Munde derartige dichterische Gestaltungen flossen; denn noch war das Gedächtniß der Menge nicht gestärkt genug, um derartige Erzählungen und Phantasieergüsse treu zu behalten und weiter zu geben, und selbst wenn dieses bis zum gewissen Grade schon hätte geschehen können, so hätten sich derartige Eindrücke und Aufnahmen zu rasch mit andern ähnlichen abgewechselt, und diese hinwiederum hätten sich mit ganz andern und von anderer Seite kommenden durchkreuzt und wären so vermischt und verwischt worden, und rasch genug hätten sich die Züge einer bestimmten Mythe gänzlich in Vergessenheit verlieren müssen, ohne sich dauernd und weit verbreiten zu können. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß uns hier bei Gelegenheit des Mythus abermals die Frage nach der Möglichkeit der allgemeinen objectiven Verbreitung derselben entgegentritt; denn handelte es sich bei der Sprache psychologisch um den genauern Nachweis einer allgemein und übereinstimmend angenommenen bestimmten Wurzellautverbreitung innerhalb gewisser Kreise, so handelt es sich hier in einer ganz ähnlichen Weise um die Erklärung einer möglichst homogenen allgemeinern Verbreitungsmöglichkeit gewisser Sagencomplexe innerhalb von größern Völkerkreisen, die ganz verschiedene Culten und Götteranschauungen ausgeprägt haben. Man hat wol gemeint, ein gewisser zusammenhängender Menschenkreis, der eine gleiche oder ähnliche Sprache entwickelte, und der zu einer gleichen Anschauung der Dinge vordrang und einem wenigstens ähnlichen Cultus ergeben war, mußte

hieran auch ähnliche Sagen und Mythen anspinnen. Aber wir vergessen einestheils nur zu leicht den lebendigen Vorstellungswechsel, der ursprünglich unter einzelnen Völkerkreisen den Gedankenaustausch beherrschte, als wir andererseits selbst bezüglich engerer Kreise die Art und Weise, in der ursprünglich die gestaltende religiöse Phantasie mit Eingebungen derartiger primitiver mythischer Bildungen hervortrat, nicht beachten. War der Vorstellungswechsel, der die Phantasie leitete, viel zu lebendig, um die treue Aufnahme derartiger Erzählungen in der Menge wirklich zu ermöglichen und zu erhalten, so traten ferner von anderer Seite viel zu häufig und zu rasch ähnliche und doch verschiedene derartige Kundgebungen auf, als daß Dauer und Treue der Verbreitung des Ueberlieferten nicht nur zu rasch hätten verloren gehen müssen. Was aber den gemeinsamen Hintergrund des Cultus anlangt, auf den man verwiesen hat, um den übereinstimmenden Bau vieler Mythen oder doch die große Verbreitung derselben unter verschiedenen Volkskreisen zu erklären, so war ohne Zweifel ein Götzenbild oder ein Gottheitsbegriff meist ein zu allgemeines unbestimmtes Merkmal für größere inhaltreiche Gedankencomplexe, als daß es als innere dauernde Stütze zur Erhaltung einer specifischen Mythe hätte dienen können. Zudem waren die Götzenbilder, wie viele Gottheiten, zumeist erst Producte einer spätern Zeit des mythischen Processes, in welcher sich längst, wie sich zeigen wird, die Ansätze und Anfänge zum eigentlichen Mythus gebildet hatten. Viele Völker aber, wissen wir, besaßen gar keine gemeinsamen Gottheiten, und es nahm dennoch bei ihnen der mythische Proceß eine gemeinsame Gestaltung an. Daraus ersehen wir, daß der äußere Gemeincultus mit seinen Symbolen allein für sich keine Stütze für die erste und ursprüngliche Verbreitung und den primitiven Aufschwung des mythischen Processes gewesen sein konnte. Der mythische Proceß bestand zudem bereits längst, als sich die sogenannten Gemeinculten bildeten. Die Sprachschöpfung konnte die Objectivität ihrer Wurzelverbreitung auf die Autorität stützen; denn ihre Bildung fiel in eine noch so

frühe geistige Entwickelung, da der Instinct bezüglich der Nachahmungsweise noch vorherrschte. Anders jetzt, da das geistige Innenleben sich bereits hoch entwickelt hatte und Gedankenaustausch und Vorstellungswechsel schon viel lebendiger und selbständiger waren. Zudem handelte es sich hier beim Mythus jetzt nicht mehr um Nachahmung und Wiedergabe von einzelnen kurzen Lauten, für welche Ohr und Stimme in bestimmten Menschenkreisen durch ähnliche Anlage der Ausbildung bereits bis zum gewissen Grade der Nachahmung entgegenkamen. Es sollten vielmehr jetzt ganze Ideenzusammenhänge möglichst treu wiedergegeben werden, um sich gleichartig zu verbreiten, und nicht das allein, es sollten dieselben sich auch nicht zu störend mit andern vermischen, sodaß sich der eigentliche Inhalt des Verbreiteten auflösen und völlig zersetzen konnte. Wir übersehen psychologisch leicht, daß es aus diesen Gründen ursprünglich keiner einzigen sogenannten Mythe (und wäre ihr Inhalt noch so poetisch gewesen) hätte gelingen können, sich deutlich weiter zu verbreiten, und dauernd zu erhalten, wären nicht bestimmte Vehikel vorhanden gewesen, an welche sich der Mythendichter hätte anlehnen und auf welche er sich hätte bezüglich einer allgemeinern Verbreitung stützen können.

Worin bestanden aber diese äußern Vehikel zur Anlehnung, und was gab es für natürliche Hülfsmittel, welche der religiösen Begeisterung und den priesterlichen Poeten als objective Stütze nicht sowol des Gedankenschwungs, sondern zur größern und leichtern Verbreitung ihrer Ideen und Dichtungen dienten? Wir übersehen leicht, daß diese äußern Stützen und die bezüglichen Anlehnemittel die objectiven und tief eingreifenden thatsächlichen Volkserlebnisse waren, die ihrer allgemeinen Verbreitung halber von vornherein einen höhern Werth als bloße Mythen, Dichtungen und Sagen beanspruchen und die wir deshalb zum Unterschiede derselben Traditionen nennen. Die Traditionen verwachsen zugleich als Erlebnisse auf das innigste mit dem Charakter des Volkes, in ihnen spiegelt sich das sittliche

oder unsittliche Verhalten desselben, sie vererben und verbreiten sich aber gleichsam von selbst, weil sie als ursprüngliche Thatsachen keine Verbreitung erst mittelbar zu erlangen brauchen, sondern ursprünglich und unmittelbar, von allen oder vielen erlebt, eine solche allgemeine objective Verbreitung im Volke oder ganzen Volkskreisen ursprünglich besitzen. Zwar gehen die wirklichen auf Thatsachen und Erlebnissen beruhenden Volkstraditionen im Laufe der Zeit sehr rasch gleichfalls einer Entstellung entgegen, solange noch kein Hülfsmittel wie die Schrift vorhanden ist, um dieselben rasch und dauernd zu fixiren, aber trotz großer Entstellung bleiben Reste und Kerne derselben ihrer allgemeinen Verbreitung wegen dennoch dauernd haften und sind im Grunde, da sie sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergingen, in diesem Kerne gar nicht wieder auszurotten.

Als die religiöse Begeisterung, die sich der makrokosmischen und erhabenen Götteranschauung zuwandte, die Phantasie entflammte, da fanden die Mythendichter bereits eine Reihe solcher dichtgewachsener imponirender Stämme festhaftender Volkstraditionen allerwärts vor. Aeußerlich betrachtet schienen ursprünglich diese Traditionen nichts weiter wie schlichte, selbstverständlich nicht einmal ganz gleich lautende Erzählungen zu sein, aber der Kern derselben besaß, wie erwähnt, eine allgemeine dauernde Verbreitung innerhalb des Volksstammes, und in eben der Weise, wie jeder einzelne Mensch gewisse Erlebnisse seines Lebens oft und gern und mit Interesse andern erzählt, so auch ein ganzes Volk: es besitzt ein natürliches und psychologisch leicht erklärliches und angeborenes Interesse der Reproduction für seine geschichtlichen Erlebnisse, die es einst tief erschüttert haben. Was sich heute noch unter den Völkern zuträgt, das vollzog sich bereits in der Urgeschichte. Die wirklichen Erlebnisse des Volkes wanderten äußerlich scheinbar sagenartig, aber unter allgemeinster Verbreitung und Dauer von Mund zu Mund, und wenn auch der Inhalt im Laufe der Zeit im einzelnen mannich-

fach gefärbt wurde, so erhielt sich doch, wie erwähnt, ein gewisser Kern, der das allgemeinste Interesse beanspruchte und zugleich die allgemeinste Verbreitung genoß. Was wunder, wenn die religiösen Poeten mit ihren scheinbar dichterisch eingekleideten Lehren und Hinweisungen auf die makrokosmische Götteranschauung, an diese vorgefundenen Stämme der Traditionen gleichsam wie an objectiven Wurzeln anknüpften und ihre symbolischen Ausführungen und Gleichnisse von diesen Stämmen aus abzweigten, oder eben mit denselben innig verschmolzen. So sehen wir psychologisch die thatsächlichen Volkstraditionen als Wurzeln mit den subjectiven Mythendichtungen als bildliche Gleichungen, die sich auf die Götterlehre bezogen, einen innigen Bund eingehen; und so innig und fest wurde allmählich dieser Bund, daß die von den Mythendichtern umgedeuteten und erweiterten Volkstraditionen nunmehr bald dieselbe Verbreitung, dasselbe Interesse und endlich dieselbe Cursfähigkeit und Dauer in den Volkskreisen gewinnen konnten wie die ursprünglichen Traditionen selbst. Erst später, als die Mythenverbreitung eine schon größere Selbständigkeit angenommen hatte und das Mittel der Schrift ihr allmählich mehr und mehr zu Hülfe kam, brachten es hervorragende Mythendichter so weit, auch durch rein erdachte Sagen auf das Volk künstlich zu wirken, doch fügten sie mit Vorbedacht denselben bei, daß es wirkliche dereinstige Erlebnisse gewesen seien. Was ursprünglich unbewußt und instinctiv geschehen war, das that später der Mythendichter also mit Absicht und Bewußtsein, der größern Wirkung, der bessern und allgemeinern Verbreitung und des größern Interesses halber. Hatte früher und ursprünglich der Mythus an die Volkstraditionen nothwendig anknüpfen müssen, so schwärzte man später in die rein erdachten Sagen umgekehrt einen historischen, traditionell sein sollenden Kern ein, um dem Gesagten eine höhere Anerkennung und weitere Verbreitung und vor allem Dauer zu sichern. Allein wie bereits erwähnt entstanden derartige künstliche Historisirungen von Sagen erst in verhältnißmäßig späterer

Zeit, als die eigentliche Blüteperiode des Mythus bereits vorüber war und sich das eigentliche Interesse an demselben im Volke wieder zu verlieren drohte, oder doch schon beträchtlich abgestumpft hatte. — Werfen wir jetzt einen Blick zurück.

Der Ausgangspunkt und das Wesen des Mythus lag in der religiösen und von der begeisterten Phantasie getragenen kosmo-magischen Betrachtung der Dinge und der hieran geknüpften anthropopathischen Götteranschauung; aber die poetischen priesterlichen Ergüsse dieser hierauf bezüglichen Anschauungen und Hindeutungen mußten sich nothwendig ursprünglich anlehnen und unmittelbar veramalgamiren mit den Volkstraditionen. Die Traditionen waren daher als Wurzeln gleichsam die Träger und Stützen eines weitverzweigten Sagenbaumes und reicher üppiger Mythenschöpfungen. Wie die Sprache sich aufbaut aus objectiven Wurzeln und den hieran sich anknüpfenden Lautbedingungen, deren Richtung zugleich durch die Anlage und Begabung der Stimmmittel eines Volkes bedingt wird, so auch in ganz ähnlicher Weise beim Mythus, auch er sucht sich seine Wurzeln, an welche die Richtung der religiösen, beziehungsweise phantastischen Gestaltungsgabe ursprünglich anknüpft, um mit ihnen seine Schöpfungen möglichst zu verschmelzen und zu verbreiten und später abzuzweigen und umzuformen. Hätten die Mythen als religiöse Phantasiegebilde nicht jene objectiven Wurzeln gefunden, mit denen sie einen Verband eingehen konnten, so wären sie trotz ihres Hinweises auf die allgemeine, volksthümliche Götteranschauung, und trotz ihrer Anknüpfung an den Hintergrund der kosmo-magischen Anschauung überhaupt nur temporär auftauchende und rasch wieder untergehende Märchen geblieben. Bloße Märchen aber konnte eine damalige Zeit, die noch keine Schrift besaß, um auch das künstlich Interessante zu fixiren, auch noch nicht dauernd festhalten. Deswegen aber sind die eigentlichen Mythen, die sich erhalten haben, von Bedeutung eben mehr als bloße Göttermärchen, weil sie durch die ursprüngliche Verschmelzung und Anlehnung ein traditionelles

geschichtliches Element als Wurzel ursprünglich aufgenommen haben, an dem sie sich emporranken mußten, um fortzuwuchern.* Leicht konnte es im Laufe dieser Fortwucherung aber geschehen, daß dieses aufgenommene geschichtliche Element, das die erste und ursprünglichste Cursfähigkeit und Verbreitung, und damit allein die feste Erhaltungsdauer der Mythe sicherte, so sehr durch die sich allmählich daran ausdehnende Dichtung übersponnen und gleichsam verschüttet wurde, daß wir heute nichts mehr von ihm zu erkennen vermögen. Und so erklärt es sich leicht, daß wir nur noch bei den wenigsten Mythen deren Wurzeln durch Analyse klar herauszufinden im Stande sind. Nur der Rückblick auf den psychologisch folgerichtigen Verlauf der Urgeschichte kann uns darauf hinweisen, daß in einer Reihe von Sagen, unter denen die Flutsage als Beispiel obenanstehen möge, ein wirklich thatsächlicher Kern steckt, und hinwiederum nur der Seitenblick auf die folgerichtige Entwickelungsgeschichte kann uns dazu verhelfen, die mit Absicht vorgenommenen sogenannten Historisirungen später entstandener purer Sagen aufzudecken und zu erkennen.

Allein viele Volkserzählungen, die wir heute als echte Mythen und Erfindungen betrachten, sind in der That Abzweigungen und erst später scheinbar selbständig gewordene sagenhafte Erzählungen, die sich ursprünglich anlehnten an größere Stämme, bei denen wir nach genauerer Untersuchung auch die historischen Wurzeln zu entdecken im Stande sind.

Wir sehen, der Mythus ist ein Proceß, der mit der Sprache in seiner Art die größte Aehnlichkeit zeigt. Waren es bei der Sprache Worte und Gedanken, die sich verständnißvoll zu verbreiten hatten,

---

* Erst durch dieses aufgenommene Element aus den thatsächlichen Erlebnissen des Volkes kam zugleich auch ein wirklich anerkannt ethisches lehrreiches Moment in den mythischen Proceß, das sich in ihm erhielt, bis es mehr und mehr zurückgedrängt wurde durch die rein physikalischen Betrachtungen und Ausführungen der kosmischen Anschauung. (Vgl. unten.)

so sind es hier Gedankencomplexe und zusammenhängende Ideen, die nach allgemeinem Verständniß und nach objectiver Anerkennung und Verbreitung in Volkskreisen streben. Die an die Wurzeln der Sprache sich anlehnenden Biegungen, Fortbildungen und Zusammensetzungen, sahen wir, konnten sich nur dadurch eine allgemein verbreitete Annahme, Allgemeinverständlichkeit und objective Verbreitung erwerben, daß sie sich anlehnten und sozusagen gestützt und getragen wurden von der allgemein anerkannten Autorität, welche alle beachteten und von der die Menge sich gewöhnt hatte aufzunehmen. Man könnte meinen, auch beim Mythus hätte die Autorität das Gesagte und Gepredigte von vornherein stützen können, um sich eine allgemeinere Verbreitung zu sichern. Aber die Zeit, wo die Autorität auf niederer Entwickelungsstufe noch eine so absolute Macht auch für die innere geistige Heranbildung eines Kreises von Mitgliedern auszuüben im Stande war, war längst vorüber. Bei der ursprünglichen Ausbildung und Entwickelung der Sprache war das Nachahmungsvermögen des einzelnen, das sich auf den Mittelpunkt des Kreises concentrirte zudem nicht nur in seiner Art noch stetiger, sondern auch durch die physische Anlage der gemeinschaftlichen Stimm- und Lautbegabung gebundener. Alle diese Bedingungen, die für den Sprachproceß, wie wir sahen, zusammentrafen, um Einheit, Objectivität und Allgemeinverständlichkeit der geschaffenen Worte zu sichern, waren jetzt auf dieser viel höhern Stufe der Geistesentwickelung nicht mehr vorhanden. Die Selbständigkeit der einzelnen war schon viel größer und die Autorität für begeisterte kernige Reden von um so niedrigerm Werthe, als solcher Reden zu viele innerhalb eines Kreises sich Geltung zu verschaffen suchten. Mochte daher bezüglich sagenartiger Erzählungen in Rücksicht auf die allgemeine religiöse Weltanschauung das Trefflichste erfunden und gesagt werden, es stand wie eine märchenhafte Erfindung doch nur in der Luft, ohne sich über den allernächsten Kreis hinaus verbreiten zu können, hatte es nicht

zugleich deutliche Beziehungen und Anlehnepunkte zu Thatsachen, lebendigen gemeinsamen Erlebnissen und Traditionen.

Wie wir noch heute täglich wahrnehmen, daß sich nur diejenigen sogenannten Schlagworte allgemeiner verbreiten können, die in Bezug auf ein gemeinsames Erlebniß, Tagesereigniß oder Personen des Tages erfunden werden, so auch in ganz der nämlichen Weise verhält es sich mit dem Mythus. Seine erste allgemeinere Verbreitung sicherte sich nur, wenn er sich zu Erlebnissen, Thatsachen und Traditionen, die eo ipso objectiv waren, in Beziehung setzte. Wie die Wurzelfortbildung der Sprache, wie wir früher sahen, nur an der Hand der leitenden Autorität Allgemeinverbreitung und Objectivität gewann, so auch in derselben Weise der Mythus, seine religiösen Hinweisungen auf die Götter u. s. w. erhielten nur Verbreitung, wenn sie sich an eine objective Autorität anlehnen konnten. Waren aber bei der Sprache die objectiven Wurzelfortbildner die hervorragenden Führer des Volkes, denen die Aufmerksamkeit und die Nachahmung allgemein folgte, so ist diese Autorität für die vorschreitende Mythenbildung das ganze Volk selbst mit seinen Erlebnissen, seinen Erfahrungen und Traditionen. Hätte sich der ursprüngliche mythische Proceß zu dieser lebendigen Unterlage des Volkes nicht in Beziehung gesetzt, so wären also, wie wir einsehen, seine Producte ohne Halt und ohne Stütze gewesen, sie hätten als bloße und pure Phantasiegebilde nur wie Seifenblasen in der Luft geschwebt, um rasch wieder zu zerrinnen, ohne sich haften bleibende Verbreitung und allgemeinere Cursfähigkeit erwerben zu können.

Der mythische Proceß besitzt also, wie wir überblicken, ein inneres wie ein äußeres Vehikel, durch welche er vorschreitet. Sich aufbauend auf der Grundlage der Phantasie und dem Gebiet einer ursprünglich noch religiösen Poesie, findet er zunächst seine innern allgemeinern Stützpunkte in der zeitgemäßen Welt- und Götteranschauung, die sich als solche verbreitet hatte und das Menschenthum der damaligen Periode, wie wir sahen, beherrschte. Aber diese innere

Anlehnung an die religiöse Weltanschauung sichert vorerst nur die Verständlichkeit des Gesagten in einem engern Kreise. Sollte sich eine bestimmte, in ihrer Art lehrreiche Göttererzählung als sogenannte Mythe allgemeiner im Volke verbreiten und haften bleiben, so mußte sich die begeisterte Phantasie zugleich auch nach äußern Vehikeln und Stützpunkten umthun. Diese äußern und objectiven Stützpunkte nun fanden sich naturgemäß, wie dargestellt, in den allgemeinen Volkserlebnissen und Traditionen. Der mythische Proceß bildet daher psychologisch genau genommen ursprünglich eine Brücke zwischen der religiösen zeitgemäßen Weltanschauung und den sittlichen Erlebnissen des Volkes und dessen Traditionen. Gehen die Traditionen hauptsächlich von den sittlichen, lehrreichen Lebenserfahrungen und äußern allgemein empfundenen geschichtlichen Erlebnissen aus, so beginnt, da sich auf Grundlage der Phantasie und Poesie der mythische Proceß erhebt, sich nunmehr eine Wechselwirkung zwischen den äußern Erlebnissen und überlieferten Thatsachen des Volks einerseits, und seiner innern physikalisch-religiösen, makrokosmischen Anschauung andererseits zu entwickeln, und die Verschmelzungsproducte dieser innern und äußern Anregungen bilden den Ursprung der ersten Mythen. Will man die Vergleichung des mythischen Processes mit dem Sprachproceß aufrecht erhalten, und wie wir erkennen sind Gründe hierzu vorhanden, so können wir mit Recht jene zuerst zu ganz allgemeiner Verbreitung unter gewissen Volkskreisen gekommenen ersten Verschmelzungsproducte dieser Art Wurzelmythen nennen; denn diese zuerst und allgemein anerkannten Stammsagen bilden in der That im wahren Sinne des Wortes einen Wurzelstamm, aus dem sich in späterer Zeit durch Anbildung und Umdeutung eine große Reihe einzelner kleiner Nebensagen abgezweigt haben, die erst hinterher selbständig geworden, nur dadurch verständliche Verbreitung fanden, daß sie sich ursprünglich anlehnten an eine Wurzelmythe, die bereits die allgemeinste Verbreitung und das verbreitetste Interesse genoß. Verfolgen wir den ursprünglichen mythischen Proceß genauer, so

werden wir immer mehr erkennen, welche Aehnlichkeit er mit dem Sprachprocesse besitzt. Wie sich in der Sprache an die Wurzeln die fortgebildeten Laute ansetzen und durch Biegungen, Abzweigungen und Zusammensetzungen neue Laute für neue Bezeichnungen entstehen, so in einer ähnlichen Weise im mythischen Processe. Auch hier tauchen allmählich von den Wurzelmythen aus Abzweigungen und Anhängsel auf, die leicht einen mehr oder weniger selbständigen Charakter annehmen, oder, wie es mannichfach vorkommt, als Einschachtelungen und Episoden zur Wurzelmythe im deutlichen Zusammenhange bestehen bleiben. So krystallisiren sich gleichsam um eine solche Wurzelmythe ganze Sagenkreise in einer ähnlichen Weise, wie sich um eine Grundbedeutung mit bestimmtem Laute eine Reihe von ähnlichen Bedeutungen mit abgeleiteten Lauten gruppiren. Fällt dem Etymologen und dem vergleichenden Sprachforscher die Aufgabe zu, diese Ableitungen und im Zusammenhange stehenden Lautgruppen aufzusuchen, nach den Gesetzen ihrer Umbildung zu forschen und die Sprachen der im Zusammenhange stehenden Völkergruppen genauer zu vergleichen, um so immer genauer die gesetzlichen Zusammenhänge zu entdecken, so fällt eine ganz gleiche Aufgabe, wie wir sehen, dem Mythologen zu. Auch der Mythologe hat die Wurzelmythen festzustellen, dieselben in die Grundbestandtheile, welche sich in ihnen von seiten der Tradition und von seiten der religiösen Uranschauung ursprünglich verschmolzen haben, zu zerlegen und endlich diejenigen Mythenreihen festzustellen, welche sich aus innern und äußern gesetzlichen Gründen an den bestimmten Wurzelmythus anlehnen, sich von ihm abgezweigt haben und mit ihm in Verbindung stehen. Aber nicht nur die Wurzeln und Abzweigungen sowie die mythologischen Gesetze der Umbildung hat der Mythenforscher festzustellen, sondern ganz ebenso wie der vergleichende Sprachforscher hat er auch die Mythengruppen aller derjenigen Völker zu vergleichen, von denen wir bereits in Rücksicht auf den Sprachproceß auf das genaueste wissen, daß sie in einem bestimmten Zusammenhange gestanden haben,

Wir unterlassen an dieser Stelle die weitern Ergebnisse dieser an sich einleuchtenden und naheliegenden Ausführung. Da es bisher noch gänzlich an einer genauern Theorie des Mythus in psychologischer Beziehung fehlte, so kann es uns nicht wundernehmen, daß die Mythologie als eigentliche Wissenschaft sich neben der wissenschaftlichen Sprachforschung nur erst soeben einzuführen beginnt. Dennoch existiren bereits die besten Anfänge zu einer wissenschaftlichen Mythologie, und es sei uns gestattet hier im Texte auf die Arbeiten von Steinthal, Max Müller und Spiegel in dieser Beziehung hinzuweisen. Aber auch eine vergleichende Mythologie finden wir bereits in gewisser Weise in Angriff genommen, und es ist bekanntlich das hervorragende Verdienst Adalbert Kuhn's, durch seine trefflichen Arbeiten dieser jungen Wissenschaft einen größern Aufschwung verliehen zu haben.

Wie bereits hervorgehoben, ist der eigentliche mythische Proceß in seinen geheimwirkenden Gesetzen bisher noch meist unerkannt geblieben, und es wird nur erst die Aufgabe der Zukunft werden, diesen Gesetzen in einer möglichst ähnlichen Weise auf die Spur zu kommen, wie das früher mit den Sprachgesetzen der Fall gewesen ist. Aber wir können nicht umhin, vom psychologischen Gesichtspunkte zu bemerken, daß diese Gesetze in ihrer Art mannichfach complicirt erscheinen, zumal wir uns bisjetzt gewöhnt haben, mancherlei unter den Begriff des Mythus zu fassen, was genau genommen als Product einer geistigen Entwickelungsperiode angehört, die nicht mehr mythisch zu nennen ist, obwol sie aus dem ursprünglich mythischen Proceß hervorgegangen ist. Es gehören hierhin alle diejenigen Dichter- und Sängerproducte einer spätern Zeit, in welcher sich der mythische Proceß bereits in kosmogonische Speculation und in Phantasiegebilde selbständiger und frei erfundener Art aufzulösen beginnt; Producte, welche also zu einer Zeit entstanden, in welcher sich die unmittelbaren und gleichsam ursprünglich unbewußt wirkenden Gesetze nicht mehr wirksam erwiesen. In diese Zeit, in der sich der ursprüngliche

mythische Proceß also bereits losgelöst hatte von dem ersten natürlichen Boden seines Wachsthums, fallen beispielsweise auch alle diejenigen sogenannten Mythen, von denen wir im Hinblick auf den thatsächlichen Verlauf der Geschichte nachweisen können, daß sie gleichsam mehr aus der Luft entstanden und künstlich erfunden wurden, obwol sie als historisirte Erzählungen gegeben werden.

Schon hieraus erkennen wir, daß wir den Begriff des Mythus sehr gedehnt und umfassend uns bisher anzusehen gewöhnt haben. Wollen wir in gewisser Weise diese allgemeine Auffassung des Mythusbegriffs gelten lassen, so dürfen wir wenigstens nicht verkennen, daß der mythische Proceß eine ganze Reihe von Entwickelungsphasen durchlaufen hat, die wir scharf auseinanderzuhalten haben. Und in Rücksicht auf diese Phasen ist nun leicht aus der Natur des mythischen Processes zu erkennen, daß in der ersten Zeit, in welcher sich vorzugsweise die ursprünglichen Wurzelmythen krystallisirten, welche sich als sogenannte Stammsagen allgemein im Volke verbreiteten, auch das der historischen Tradition entlehnte Element mehr betont wurde und durch Nachdruck in den Vordergrund trat. Denn in diesem Verschmelzungselement lag, wie wir sahen, das äußere Hülfsmittel und die Stütze, durch welche allein die sich ausbildende Mythe in allgemeinern Curs kommen und verbreitete Aufnahme gewinnen konnte. Nachdem sich indessen die Wurzelmythen als Stammsagen ihre erste ausgebreitete Aufnahme neben allgemeiner Cursfähigkeit und dauernd festhaftendem Interesse errungen hatten, da beginnt nun allmählich eine zweite Phase des mythischen Processes. Die Wurzelmythen werden fortgebildet und gewinnen Abzweigungen, Ansätze, Einschiebsel und auch Umdeutungen mit größerer, selbständigerer Rücksichtnahme und nachdrucksvollerm Hervortreten des religiösen Elements, das sich, wie wir sahen, auf die herrschende Welt- und Götteranschauung bezog. Innerhalb dieser zweiten Phase tritt daher bereits

eine gewisse „kosmische Symbolik“ in den Vordergrund, sodaß unter der Art der Erzählung das aus der historischen Tradition geschöpfte und verschmolzene Wurzelelement allmählich so entstellt wurde, daß es oft schwierig erscheint, es herauszufinden, ja oft konnte es gleichsam so begraben und verschüttet werden, daß wir es trotz schärfster Analyse nicht mehr entdecken. Während der dritten Phase des mythischen Processes, in der bereits die Erfindung der Schrift sich als wirksam erweist, beginnt nun der Mythus nach seiten der selbständig erfindenden Phantasie gänzlich auszuarten, er emancipirt sich allmählich sogar mehr und mehr von der Basis der religiösen Weltanschauung und nimmt theilweise einen irreligiösen, sehr unsittlichen Charakter an. Sagen und Erzählungen werden erfunden und mit Hülfe gefälschter Historisirungen möglichst verbreitet zu den verschiedensten Zwecken. Während aber so der mythische Proceß nach einer Seite hin gänzlich ausartete, beginnt er andererseits, von der intellectuellen Entwickelungsseite des Geistes (die, wie wir im Folgenden zeigen werden, durch die Stütze der neu erfundenen Schrift ihren ersten großen Aufschwung nahm) ergriffen, sich in die kosmogonische Speculation umzubilden. Auch in den ersten Producten der religiös begeisterten philosophischen Kosmologen läßt sich noch deutlich das Wirken und Walten des mythischen Processes erkennen; aber das Moment der religiösen Phantasie wird hier bereits stark durchwebt mit consequent ablaufenden Ideen, die in ihrer (wenn auch noch sehr kindlichen) Schlußfolgerungsweise, doch schon erkennen lassen, daß sich die ersten und frühesten Regungen des wissenschaftlichen Geistes Bahn zu brechen versuchen.

Wir ersehen, der Mythus durchlief als Proceß verschiedentliche Phasen, in denen sich zugleich jedesmal an seinem Wesen ein anderer Charakter offenbarte. Während in der ersten und ursprünglichsten Entwickelungsperiode, in der sich die Wurzelstämme bildeten, durch das Ueberwiegen der aus thatsächlichen Erlebnissen des Volkes

geschöpften Elemente, sich zugleich der ethische lehrreiche Charakter in den Vordergrund drängte, begannen während der zweiten Phase die physikalisch-symbolischen Ausführungen, die sich an die kosmische Betrachtung anlehnen, zu überwiegen. Und das darf uns in Rücksicht auf die bisherige Entwickelungsgeschichte nicht wundernehmen. Wir sahen ja deutlich, in einer wie nahen Beziehung die religiöse Begeisterung der Flamines und der Magier zu den geheimwirkenden physikalischen Kräften überhaupt stand, und wir erkannten ja wie die ganze emportauchende Weltanschauung der Feuerzeit auf das innigste getragen wurde von den ersten kindlichen physikalischen Kenntnissen, welche sich die Magier verschafften und auf welche sie ihrer geistigen Entwickelung gemäß hingewiesen wurden. Die Magi scintillae, das sahen wir, waren Priester geworden, aber sie waren ebensowol auch in ihrer kindlichen Weise Naturforscher und Naturkenner geblieben, d. h. solche, die sich ausdrücklich mit den zauberischen Geheimkräften der Natur befaßten. So, bemerken wir, lag eben in den frühesten Priestern der Urzeit gleichzeitig ursprünglich im Keime noch eingeschlossen und unentwickelt der spätere Naturforscher. Die weitere Entwickelungsgeschichte wird uns lehren, daß dieses Naturforscherthum unter der Priesterwelt immer mehr und selbständiger zur Geltung kam, sodaß es sich endlich emancipirte, ablöste und von hier aus auf eigene Beine stellte, um sich fort zu entwickeln. Priester und Naturforscher, die sich heute in unserer Zeit so gespannt in ihren Anschauungen gegenüberstehen, sind daher, wie uns die Entwickelungsgeschichte darthut, untereinander ursprünglich viel verwandter, als wir zu glauben geneigt sein dürften.* Es hat eben

---

* Diese Verwandtschaft begreift sich noch deutlicher in Rücksicht auf die Weltanschauung, welche die Basis der ganzen religiösen spätern Entwickelung ist. Wie es keine religiöse Weltbetrachtung gibt ohne Rücksicht auf gewisse physikalische Anschauungen, über welche die Naturforscher Herr sind, so auch gibt es umgekehrt keine wissenschaftliche Weltbetrachtung ohne Rücksicht auf eine sittlich-religiöse Grundlage, über die wiederum das Priesterthum zu entscheiden sucht.

eine Zeit gegeben, in der die priesterliche religiöse Anschauung eine ursprünglich von physikalischen Betrachtungen ausgehende war, und diese Zeit spiegelt sich in einer ganzen Entwickelungsphase des mythischen Processes. Und umgekehrt gab es eine Zeit der frühesten Naturforschung, die in ihrer Art rein mythisch war. Während dieser Periode begann man vorzugsweise die Götter und Göttererlebnisse, die sich ursprünglich angelehnt hatten an die mehr oder weniger sittlich lehrreichen Volkserlebnisse, völlig symbolisch umzudeuten, indem man die Götter vorwiegend mit den Naturkräften in Beziehung setzte und die Handlungen und Wirkungen der Götter durch symbolisch physikalische Ausführungen ausschmückte. Bei dieser Entwickelungsrichtung, welche der mythische Proceß nahm, wird es daher ganz besonders erklärlich, wie sich bei immer größerm Wachsthum der geistigen Kräfte hieraus später eine primitive Art von Naturphilosophie herausbilden konnte, wie wir sie in den frühesten Producten der Kosmologen thatsächlich besitzen. Von hier aus bis zur eigentlichen Naturphilosophie der Helenen war freilich noch der Weg immerhin weit, aber wir erkennen doch bereits den Anstoß, den nach dieser Seite hin die physikalische Entwickelungsweise des mythischen Processes ursprünglich erhalten hatte. Aber wohin verlor sich denn während dieser Periode das eigentlich ethische und didaktische Moment, das der Mythus ursprünglich, wie wir sahen, durch die religiöse und historische Beziehung mit aufgenommen hatte? Diese Frage dürfen wir nicht mit Unrecht stellen. Wir werden psychologisch nicht verkennen, daß während der mehr physikalischen Periode des Mythus das eigentlich ethische Element durch eine hohle mystische Natursymbolik zurückgedrängt wurde, und so kann es nicht auffallen, wenn

---

So also, sehen wir, sind Naturforscher und Priester auf Ausgleichungen, d. h. auf Wechselwirkung in ihren Fortschritten verwiesen. Entstehen aber wissenschaftliche Spannungen zwischen diesen Forschern, so erklären sich diese nur dadurch, daß die wissenschaftliche Wechselwirkung aufgehört hat und durch beiderseitige Irrwege Misverständnisse eingetreten sind.

wir während der Ausartung des mythischen Processes beobachten, daß der Mythus nach der sittlichen Seite hin sich nicht vertiefte und die Sagen und Erzählungen späterer Zeit durch freie Erfindung, durch Absicht und Leichtsinn oft völlig unsittlich verunstaltet wurden. Mit dieser Ausartung sank die Religion der Urzeit überhaupt, das ethisch-praktische Element der Religion, das sich in der sittlichen Achtung vor dem ehrwürdigen Alter, vor dem weltlichen Oberhaupt und dem priesterlichen Seher und Propheten und dem entsprechend den Gottheiten gegenüber, offenbart hatte, begann sich abzustumpfen, und es bedurfte in späterer Zeit, wie wir sehen werden, erneuter tieferer Anregungen von seiten der Religionsstifter, um das fast verlorene sittliche Element des religiösen Processes wieder zur vollen Geltung zu bringen. Die letztere Phase des mythischen Processes leitet also zugleich die Auflösung des eigentlichen Mythus ein, die in ihm vorhandenen Elemente beginnen sich hier zu sondern und zu zersetzen. Die im Mythus lebendig wirkende Phantasie, die der Hebel des ganzen Processes war, geht mehr und mehr in begeisterte Dichtkunst über, um welche sich die übrigen Künste in neuem Aufschwunge gruppiren, das physikalische Element, das sich auf die ursprünglich kosmisch-magische Anschauung stützte, führte zur kosmogonischen Betrachtungsweise, zur kosmischen Speculation, d. h. zur Naturphilosophie und Philosophie überhaupt, an das ethische Element aber knüpfen, wie sich zeigen wird, die großen Propheten und Religionsstifter an, um es von neuem zu einer tiefern Grundlage der religiösen Entwickelung zu machen. Der mythische Proceß bildet den Höhepunkt der Religionsgeschichte der Urzeit, in ihm sammeln und verbinden sich, wie wir sehen, alle Entwickelungselemente, welche sich vorzeitlich gebildet hatten. Die Erlebnisse des Volkes, die durch die natürliche Ueberlieferung erhalten blieben, werden im Munde der Sänger und Propheten zu lehrreicher Geschichte, die physikalischen Anschauungen, über welche sich noch ein magisches Licht verbreitet, in Verbindung mit

den entstandenen Gottheitsbegriffen verweben sich mit dieser, und es bilden sich sogenannte „Göttergeschichten". Die immer beziehungsreicher auftretende physikalische Anschauung, welche dahin strebt, alle Naturkräfte als Götter zu personificiren, vermehrt die Anzahl der „Göttergeschichten" und der Gottheiten. Mit dieser Zunahme vermehren sich die Einzelculten, und Götter- und Götzendienst nehmen einen bedeutenden Aufschwung. Endlich aber nach Erfindung der Schrift und durch die Rückwirkungen der gesetzlichen Erscheinungen im Makrokosmus auf den Geist beginnt der eigentlich intellectuelle Proceß eine gewaltige äußere Stütze zu gewinnen, und indem damit neue Kräfte im Geiste lebendig werden, tritt eine neue feiner gegliederte Arbeitstheilung der ursprünglichen geistigen Anlagen auf, die im mythischen Processe noch verschmolzen und vereinigt zur Wirksamkeit gelangten. Neue Gebiete sondern sich nach Zersetzung des mythischen Processes, nehmen einen eigenen Entwickelungslauf und treten untereinander in eine entferntere Wechselwirkung, als das bisher der Fall war. Es wird die Aufgabe des folgenden Abschnitts sein, diesen weitern Entwickelungslauf des Geisteslebens mit Rücksicht auf die sich genauer sondernden Gebiete von Kunst, Wissenschaft und Religion im engern Sinne, und hiermit den frühesten Aufschwung des intellectuellen Processes zu verfolgen.

Es ist leicht zu sehen, daß sich eine haltbare und begründete Theorie des mythischen Processes nur in Rücksicht auf die ganze Urgeschichte der Menschheit entwickeln läßt; denn nur dann, wenn wir vom psychologischen Gesichtspunkte aus den Entwickelungsverlauf der Religion in der Urgeschichte überhaupt übersehen, kann es gelingen, auch jenes Bruchstück der religiösen Urgeschichte klar und umfassend zu betrachten, das wir als „den mythischen Proceß" zu bezeichnen pflegen. Da es bisher an einer Urgeschichte, vom psychologischen Gesichtspunkte bearbeitet, mangelte, so kann es nicht wundernehmen, daß sich über keine Erscheinung der religiösen Urzeit so viele unklare, einseitige und sich großentheils vollständig widersprechende Theorien entwickelt haben wie über den Mythus. Jede dieser

aufgetauchten Anschauungen über den Mythus trug in der That ein Körnchen Wahrheit in sich, jede griff ein im mythischen Processe liegendes Moment einseitig heraus und suchte an ihm infolge dessen eine oft sehr verkehrte Theorie zu entwickeln. Wir können uns an dieser Stelle nur auf das Nothwendigste beschränken, und führen daher nur aus dem geschichtlichen Material über Mythologie das Wichtigste an.

Anaxagoras und Metrodorus meinten, daß in den homerischen Epen nur physikalische Vorgänge in symbolischer Weise dargestellt würden. Andere, wie Xenophanes wollten im Mythus nichts weiter erkennen als das freie dichterische Walten der Phantasie und behaupteten, Homer und Hesiod seien die Erfinder und Urheber des mythischen Processes, und selbst ein Euripides und andere nennen die Mythen Erfindungen der Poeten. Dem entgegen sah der Cyrenaiker Euhemeros in den mythischen Göttern nur ausgezeichnete Menschen, die einst thatsächlich gelebt hatten. Der sogenannte Euhemerismus, der ganz besonders das geschichtliche Element im Mythus in einer einseitigen und verkehrten Weise zur Geltung zu bringen suchte und bestrebt war, in allen Mythen und mythischen Persönlichkeiten nur Thatsächliches und Geschichtliches zu erblicken, fand besonders im Alterthum großen Beifall, und ihm huldigten bekanntlich auch einige Kirchenväter. Die einseitige und rein geschichtliche Mythendeutung hat überhaupt vielen Anklang gefunden. Wir haben nur nöthig an die alten deutschen Schriftsteller zu erinnern, unter denen besonders Saxo und Konrad von Würzburg dieser Richtung anhingen. — Die von der Phantasie begeisterte und getragene religiöse Poesie nannten wir den Hebel des ganzen mythischen Processes, und die hierauf bezüglichen Elemente werden sich im Mythus nicht verkennen lassen; allein deshalb die Mythen als bloße phantastische Erfindungen zu bezeichnen erscheint ebenso einseitig wie verkehrt. Die Hinsicht auf die nach der ersten Feuerzeit herrschende kindliche physikalische Weltanschauung (wir nannten sie die „kosmo-magische Anschauung") bildete, wie wir sahen, vorzugsweise das innere Vehikel, oder anders ausgedrückt, den anregenden Hintergrund für den Mythenproceß, aber dennoch wäre es gleichfalls völlig verkehrt, wollten wir im Mythus überhaupt nur symbolische Vorstellungen und poetische Einkleidungen physikalischer Vorgänge suchen. Eine solche einseitige Auffassung würde von vornherein alle übrigen Elemente übersehen und außer Acht lassen. Die thatsächlichen, traditionellen und historischen Data aus den tiefeingreifenden erschütternden und lehrreichen Volkserlebnissen nannten wir die äußern Vehikel des Processes, d. h. es waren das diejenigen äußern Stützpunkte, durch welche die Elemente in den mythischen Proceß

eingingen, die zur Stütze objectiver Verbreitung und vor allem objectiver Dauer dienten, sodaß der Fluß desselben eine festere und dauerhaftere Form gewann. Wir dürfen folglich im mythischen Processe keinesfalls, wie das bisher in neuerer Zeit geschehen ist, die historischen Grundelemente in manchen Mythusformen ganz übersehen, eine solche Außerachtlassung würde eben nur beweisen, daß wir die höchst wichtige Frage nach der sogenannten „Objectivität" des Processes nicht in Betracht zögen. Will man jedoch wie der Euhemerismus in allen Mythen zugleich ohne alle weitere Voruntersuchung wirkliche Thatsachen und historische Daten erkennen*, so ist auch dieses wieder im Grunde eine verkehrte und einseitige Ansicht. Denn nicht bei allen Mythen, sondern nur bei den ältesten, verbreitetsten und somit verhältnißmäßig wenigsten können wir überhaupt sicher erhaltene historische Grundelemente, die sich verstecken (und die selbst jedenfalls auch hier entstellt worden sind im Laufe der Zeit), noch vermuthen. Gerade diese Untersuchungen nach den historischen und verschütteten Wurzelelementen sind, wie dem Kenner des mythischen Processes leicht einleuchtet, die allerschwierigsten und verwickeltsten. Der Euhemerismus aber, der diese Untersuchungen nicht für nöthig hält anzustellen, verurtheilt sich eben damit als kritiklos von selbst. In neuerer Zeit hat sich die Mythendeutung mit Vorliebe, aber damit zu gleicher Zeit mit oft großer Einseitigkeit, dem physikalischen Elemente zugewandt. Ueberall glaubte man nur mysteriöse, symbolisch verhüllte und verkleidete Personificationen von Naturgewalten herausfinden zu müssen, allen Mytheninhalt versuchte man systematisch zurückzuführen auf bestimmte physikalische Verhältnisse und gewisse allgemeinere Naturanschauungen und durch die Naturbetrachtung an die Hand gegebene Zeitabschnitte und Ereignisse. So war es Dupuis ganz besonders, der den Versuch machte, allen religiös umkleideten physikalischen Mytheninhalt auf den Sonnenumlauf zurückzuführen und von hier aus alles Weitere abzuleiten. Während wir im Hinblick auf den Verlauf des mythischen Processes eben erkennen, daß der vorwiegend von physikalischer Seite in den Mythus eingedrungene Inhalt nur ein Moment und eine Phase des ganzen Verlaufs repräsentirt, gehen die Anhänger Dupuis' eben völlig verkehrt zu Werke, indem sie anstatt die Mythen genau zu individualisiren und einzeln zu untersuchen, dieselben voreilig in ihrem Inhalte verallgemeinern und damit ein künstliches System herzustellen suchen, das sich als vollkommen einseitig erweist. Unter dem Einflusse dieser Lehren

* Wie etwa, wenn man den Fluß Ifing, der die Riesen und Götter trennt, auf den alten Landkarten suchen zu können meint.

mußten somit eine Reihe von einseitigen Untersuchungsmethoden entstehen, die alle nicht das Rechte trafen; denn in dieser Hinsicht bleibt es ganz gleichgültig, ob wir den physikalischen Mytheninhalt allgemein durch das Sonnenjahr, oder durch das Feuer, oder durch das Wasser, oder durch den Phallus, oder was derartige Bruchstücke (die sich auf die herrschende physikalische Weltanschauung der spätern Periode der Feuerzeit beziehen) mehr sind, zu erklären suchen. Nicht nur die falsche Verallgemeinerung und die künstliche Erklärung alles Mytheninhalts durch ein fälschlich angenommenes Princip, kennzeichnet derartige verkehrte Versuche, sondern auch der einseitige Hinblick auf das im mythischen Processe bestehende physikalische Element *, beweist von vornherein, wie wenig belangreich und ausreichend diese ganze Anschauungsweise ist. In dieser Hinsicht sagt Bastian mit Recht ** „Creuzer vertrat die mystisch-symbolische Methode, Forchhammer die meteorologische, Bernhardy die physikalische und andere Mythologen eine geologische, teleologische oder philosophische Methode u. s. w. In allen diesen Systemen wurde der Fehler begangen, von dem Standpunkte eines fortgeschrittenen Wissens, einer höhern Bildungsstufe, auf die primitiven Erzeugnisse des Menschengeistes zurückzublicken, um die Denkoperationen eines spätern Entwickelungsstadiums in sie hineinzutragen und den vorgefundenen Bildern einzuzwängen.*** Um die Mythen richtig zu verstehen, muß der umgekehrte Weg eingeschlagen werden."

„Statt herauszugrübeln, was wir nach unserer jetzigen Weltanschauung unter den überlieferten Symbolen gedacht haben möchten, müssen wir uns zu verstehen bemühen, was auf der Stufe einfachster Naturanschauung unter ihnen wirklich gedacht sein kann. Wir müssen uns auf den psychologischen Standpunkt stellen und den Gedankengang der Naturvölker mit ihnen durchleben." Diese Forderung ist in der That berechtigt und nothwendig; sie vollständig erfüllen heißt aber nichts anderes als: der mythische

* So glaubte Trautvetter in den höchsten Göttern nichts weiter wie Schwefel, Quecksilber und Salze, oder Schwere, Bewegung und Affinität zu entdecken.

** Vgl. Bastian, „Das Beständige in den Menschenrassen", S. 70.

*** In diesen Fehler fiel besonders auch Heyne, welcher im Mythus eine von den Priestern mit Absicht vorgenommene Verwechselung von Form und Sache erkennen will, sodaß wir zu dem Schlusse zu kommen hätten, Priester und Sänger hätten sich der „mythischen Dichtungen" nur als Form bedient, tiefere Gedanken dem kindlichen Sinne in einer verdaulichen Form zu übergeben. Daß von solcher absichtlichen und bewußten Denkweise innerhalb des ursprünglichen mythischen Processes nicht die Rede sein kann, leuchtet von selbst ein.

Proceß kann nur dann vollständig und klar begriffen werden, wenn wir uns einen übersichtlichen Umblick über den Verlauf der psychologischen Urgeschichte überhaupt verschafft haben. „Statt ein abgerissenes Flickwerk unverständlicher und scheinbar sinnloser Träumereien vor uns zu sehen, finden wir uns in Bezug auf den Mythus plötzlich inmitten neuer, eigenthümlich und specifisch durchgebildeter Ideen versetzt, die zwar in einem engern und beschränktern Gesichtskreise als dem unserigen verlaufen, die aber überall eine gewisse psychologische Verknüpfung hindurchblicken lassen, und sorgfältig ineinander verarbeitet sind.“* Tadelt Bastian mit Recht alle diejenigen Psychologen, welche sich, um den mythischen Proceß zu begreifen, auf einen höhern Gesichtspunkt stellen, von dem aus sie „die Denkoperationen eines spätern Entwickelungsstadiums in ihn hineintragen“, so müssen wir diejenigen Mythologen noch viel mehr abweisen, die wie Schelling bezüglich der Deutung und Erklärung des mythischen Processes nur einseitig von vorgefaßten speculativen Gesichtspunkten überhaupt ausgingen. In seiner berühmten Einleitung zur Philosophie der Mythologie hat Schelling den Versuch gewagt, eine Philosophie des mythischen Processes zu geben. Aber die Art dieses Versuchs liefert nur um so mehr den Beweis, daß sich keine solche Philosophie entwickeln läßt, ohne genügende Rücksicht auf die Psychologie zu nehmen, die sich zu stützen und anzulehnen hat auf das Material, das die Urgeschichte an die Hand gibt. Ohne diese Rücksichten auf das Wirkliche und Thatsächliche schweben alle derartige Speculationen in der Luft. Schelling sieht die ganze urgeschichtliche Menschheit in geistiger Beziehung als eine in sich homogene Einheit an. Eine Idee ist es zugleich, von der ursprünglich die ganze menschliche Urgemeinde beseelt ist, es ist die Idee der das Ganze umfassenden Unendlichkeit. Aber der Zustand, in dem die ersten Urmenschen von dieser einheitlichen Idee getragen wurden, konnte nicht verharren. Eine geistige Krisis kam, welche die einheitliche herrschende Grundidee erschütterte und sie auseinanderfallen machte. Die Trümmer dieser frühesten, unbewußt anerkannten Einheitsidee sind die polytheistischen Anschauungen und die sich daran schließenden mythologischen Vorstellungen. Aber allmählich mußte die Einheit der Idee sich wieder Bahn brechen, und so strebte die Menschheit denn nach ihrer bisherigen Zerfallenheit wieder zu einem Monotheismus hin, durch welchen die Einheit wieder lebendig und bewußt in den Vordergrund des Geisteslebens trat. Man wird leicht erkennen, wie viel und wie wenig diese Speculationen mit dem wahren Sachverhalt der

* Bastian, S. 71.

geistigen Entwickelung übereinstimmen. Schelling sieht mit Recht den mythischen Proceß als ein wirkliches Bruchstück des ganzen religiösen Processes an, aber was das eigentliche Getriebe des erstern anlangt, so konnte er hiervon um so weniger feststellen, als er überhaupt in den eigentlich psychologischen Sachverhalt und Thatbestand der Urgeschichte nicht eindrang.

Was nun den neuesten Standpunkt der mythologischen Forschung anlangt, so macht sich mehr und mehr das Bestreben geltend, die Mythen einzeln bezüglich ihres Inhalts zu untersuchen, diesen mit Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Sprachforschung mit dem Inhalt ähnlicher Mythen bei verwandten Völkern zu vergleichen und den Aufbau der mythischen Vorstellungsweise durch möglichst exacte psychologische Analyse festzustellen. Bei der Analyse einer Mythe werden nach dem Vorausgeschickten im wesentlichen folgende Fragen in Betracht kommen. Erstens wird das muthmaßliche Alter einer Mythe festzustellen und mit Rücksicht auf die zu erforschende Verbreitung derselben der Zeitraum ihrer muthmaßlichen Entstehung anzugeben sein. Was alsdann die Zergliederung des Inhalts anlangt, so sind zuvörderst die Elemente zu bestimmen, die etwa als wirkliche Traditionen mit dem Mythus ursprünglich verwebt wurden. Ferner sind scharf alle religiösen Elemente der priesterlich-physikalischen Anschauung von den traditionellen Elementen zu sondern. Endlich sind die Elemente spätern Anwuchses möglichst aufzusuchen, und fällt der Mythus in eine schon spätere Zeit, so ist außerdem zu erforschen, ob nicht durch künstliche Zusätze gefälschte Daten und fälschliche Historisirungen u. s. w. mit der Sage verschmolzen wurden. Als hervorragend unter den neuern Arbeiten über Mythologie sind vorzugsweise diejenigen der oben im Texte genannten und hervorgehobenen Forscher zu erwähnen. Kuhn und Müller sind an die Spitze der vergleichenden Mythologie getreten, ihnen folgen Spiegel u. a. Steinthal, Delbrück, Cohen und andere haben sich besonders um die Feststellung einer genauern allgemeinen psychologischen Analyse des einzeln zu untersuchenden mythischen Thatbestandes verdient gemacht. — Wir haben durch unsere Hinweisungen angedeutet, daß alles, was bisjetzt in dieser Hinsicht gethan wurde, eben nur erst Anfänge sind zu einer umfassenden eigentlich wissenschaftlichen Mythologie, die sich in einer ähnlichen Weise herauszubilden und zu entwickeln haben wird wie die moderne Sprachforschung. Es bleibt das Ziel der Zukunft, die genauern psychologischen Gesetze zu erforschen und exact festzustellen, welche den mythischen Proceß in seinen Phasen beherrschen. Mögen die oben gegebenen Andeutungen dazu beitragen, einige Fingerzeige zur Lösung der hier zur Sprache kommenden Fragen zu geben.

Fünftes Buch.

Der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens.



1.

Die Rückwirkungen der makrokosmischen Anschauung auf den Vorstellungsproceß.

Die Entwickelungsgeschichte und die Erscheinung der Katastrophe. — Rückblick auf den bisherigen Entwickelungsgang des Geistes. — Die hohe Entwickelung der ackerbautreibenden Culturvölker nach seiten ihrer Naturanschauung und Auffassung des Erhabenen und Unendlichen. (Vgl. zugleich hierzu das Ausführlichere in den Anmerkungen zum Schlusse des Kapitels.) — Die sich an der Hand der Regelmäßigkeit und Stetigkeit der makrokosmischen Erscheinungen aufschwingende Geistesentwickelung. — Die ruhelose abschweifende Phantasie gegenüber der Stetigkeit des tiefern Nachdenkens. — Die Einschränkung der Phantasie, die Zunahme der geistigen Sammlung und die tiefere Ausdehnung des Nachdenkens. — Das sich in Rücksicht auf die Erscheinungen des Makrokosmus stärkende Zeit- und Raumbewußtsein, und die sich hieran von neuem aufschwingende Geistesentwickelung.

Die Urgeschichte des Geisteslebens lehrt uns mehr und mehr erkennen, daß das Aufwachsen der geistigen Kräfte nicht immer in continuirlich gleichmäßiger und allmählicher Weise vor sich geht. Im Gegentheil bemerken wir oft, daß der Proceß des Wachsthums, unterstützt durch äußere Anknüpfepunkte, häufig ganz plötzlich einen raschen und gewaltigen Aufschwung nimmt, sodaß wir über die Mächtigkeit des plötzlichen Fortschritts erstaunen. Der Eintritt eines solchen gewaltigen plötzlichen Aufschwungs ist gewissermaßen einer äußern *Katastrophe* vergleichlich, die mit ihrem ersten Einbruch eine Reihe von Uebeln erzeugt, welche sich nur nach und nach ver-

lieren, dennoch aber später erkennen lassen, daß sie trotz aller anfänglichen unwillkommenen Rückwirkungen nur einen ersprießlichen Fortschritt herbeiführten. Der Entwickelungsproceß des Menschenthums beweist uns, daß geschichtliche Katastrophen außerordentlich reichlich über die Entwickelung hereinbrachen, und fast könnte man glauben, es ließe sich kaum ein Entwickelungsproceß überhaupt denken ohne die mächtigen Einwirkungen gewisser geschichtlicher Begebenheiten und Katastrophen, welche die innern Leistungsfähigkeiten der bereits angesammelten Kräfte unter den Völkern herausfordern, um sie in ihren Wirkungen zu erproben. Sind diese Wirkungen stark genug, so ist ihnen der Sieg gesichert und hiermit auch der Fortschritt der geschichtlichen Entwickelung begründet. Aber vergessen wir nicht, je mehr sich die Entwickelung der Menschen auf die Höhen einer freiern Bahn erheben konnte, desto weniger hatte sie nöthig, die Fortschritte ihrer Bestrebungen abhängig zu machen von mehr oder weniger scheinbar zufälligen Anstößen gewisser äußerer geschichtlicher Katastrophen, im Gegentheil, der spätere Verlauf der ganzen innern und äußern Menschengeschichte lehrt uns, daß die sittlichen Volksführer mit mehr oder minder großem Glück sich stets bemühten, durch reformatorische Bestrebungen aller Art derartige äußere revolutionäre und katastrophenartig auftretende geschichtliche Einflüsse möglichst zu meiden und somit allen hierbei nebenbei entstehenden Uebeln zu entgehen. Deshalb darf man mit Recht sagen, daß die Katastrophe und die Revolution kein sittliches Förderungsmittel der geschichtlichen Entwickelung ist. Sehen wir nun selbst noch in unserm modernen geschichtlichen Völkerleben überaus gefährliche und heftige Katastrophen zum Ausbruch kommen, ja werden derartige Begebenheiten (wie Revolutionen oder Völkerkriege) selbst von Staatslenkern zuweilen gesucht und benutzt, um einer Entwickelung (mit Beiseitelassung aller friedlich reformatorischen Bestrebungen) einen heftigen Anstoß zu ertheilen, so beweist das dem Historiker, daß die bildenden Kräfte zur ruhigen Entwickelung in sittlicher Beziehung thatsächlich

noch unreif waren, oder doch, was ebenso möglich ist, kurzweg und voreilig, vielleicht auch böswillig von oben herab dafür gehalten wurden. Beschränken wir uns hier bezüglich des Werthes der Katastrophe für die geschichtliche Entwickelung anzudeuten, daß dieselbe thatsächlich im höhern und spätern Entwickelungsleben der Völker mehr und mehr eingedämmt wurde, in der Urgeschichte dagegen noch ein fast nothwendiges Entwickelungsmittel der Aufsammlungen von innern und äußern fortstrebenden Kräften war. Deshalb kann es nicht wundernehmen, wenn wir die Völkerrassen der Urzeit untereinander fast ruhelos in dauernden und furchtbaren Kämpfen begriffen sehen und stets beobachten, wie bei der geringsten Durchkreuzung der gegenseitigen Interessen die Kräfte in gewaltsamer revolutionärer Weise aufeinanderstoßen. Aehnlich nun, wie es sich in der äußern Völkergeschichte zugetragen hatte, war es sonderbarerweise auch auf dem Gebiete des innern Geisteslebens. Auch hier gab es anfänglich noch keine ruhige und stetige Gedanken-, Anschauungs- und Vorstellungsentwickelung. Zwar hatten alle äußerlich aufgenommenen Hülfsmittel als Stützen dazu gedient, die ursprüngliche Erhebung der geistigen Entwickelung zu ermöglichen, aber eben die durch diese Anstöße und Eingriffe angeregten ersten Rückwirkungen gingen gleichsam in ihren Wellen anfänglich noch zu hoch, um den Fortschritt zu einem stetigen, reformatorischen und ruhigen zu machen. Die thierische Betrachtungsweise der Dinge, die in der frühesten Zeit den Urmenschen theilweise noch beherrschte, hatte ihren ersten Anstoß zu höherer Entwickelung durch eine Reihe von Factoren erhalten, die wir früher der Reihe nach zergliedert haben, unter ihnen, sahen wir, befand sich auch die Sprache, welche dem sich entwickelnden Menschengeiste zu einem Vehikel geworden war, durch welches er seiner geistigen Entfaltung und Ausbildung einen äußern stützenden Unterbau verlieh. Aber so sehr auch der Geist durch die Mithülfe der Sprache in seinen Fähigkeiten wuchs, und so sehr die innern Kräfte hiermit in eine neu erzeugte Bewegung kamen, die hierdurch angeregte

Gedankenbewegung war anfänglich dennoch keine stetige und ruhig fließende. Im Gegentheil, die erste Bewegung war durch die mannichfaltigen Rückwirkungen, welche sie nebenbei erzeugte, eine in ihrer Art revolutionäre und zugleich unruhiger wie die, in welche sich der Mensch ursprünglich (noch bevor in genügender Weise alle jene Anstöße auf ihn wirkten) hineingewöhnt hatte. Ganz neue Kräfte und Anlagen begannen sich durch neue Erfahrungen zu entwickeln, Anlagen, welche im Thiere schlummernd liegen bleiben, und wie sollten daher die neu entfesselten Mächte keine Unruhe durch ihre Rückwirkungen in dem bisherigen Gedankenkreise des Menschen erzeugen? Wie sollte die neu entflammte Phantasie die Gedankenwelt nicht in mächtige unruhige Schwingungen versetzen? Diese erste neu hervorgerufene innere Unruhe glich einer Katastrophe, die, so lange sie dauerte, hohe Wellen trieb, bis sich allmählich wiederum durch neue Gewohnheit ein ruhiger Gedankenkreis ansammelte, innerhalb dessen Strömungen der Vorstellungslauf stetigere Richtungen verfolgen konnte. Nun erst konnte sich die Aufmerksamkeit sammeln und das consequentere Beobachten nach einer bestimmten Richtung mehr und mehr platzgreifen. Der Menschengeist begann jetzt nachzudenken und zu combiniren, und kam so zu seinen frühesten Entdeckungen. Durch diese abermaligen Anstöße erhielten seine Lebenserfahrungen wiederum einen neuen Aufschwung. Doch wiederum auch dieser neue, plötzliche und gewaltige Aufschwung des noch beengten Bewußtseins war mit heftigen Rückwirkungen verbunden, die den Geist in eine gewaltige Bewegung und Unruhe versetzten. Denn statt der gewohnheitsgemäßen naiven Anschauung sollte eine abergläubische Betrachtungsweise der Dinge vor ihm auftauchen. Staunend und unruhig blickte das Menschenauge nunmehr von neuem in die Welt hinaus; denn diese Welt hatte sich in dieser Neuheit vor ihm völlig verzaubert.* Bewegt durch die unruhigen Rückwirkungen

* Vgl. den vorigen Abschnitt, Kap. 4, Anmerkungen.

dieser neu emporgetauchten magischen (abergläubischen) Betrachtungsweise der Dinge geräth die Gedankenbewegung in einen neuen, mächtig erregten Fluß. Getragen durch die aufgeregten Geisteswogen, sahen wir, erhob sich die Phantasie zu einer hohen Begeisterung, und vielleicht wäre in diesen Wogen der Phantasie der Geist nunmehr zu einem träumerischen, völlig unklaren Ideenwandel herabgesunken, hätten sich nicht bereits bestimmte Anknüpfepunkte gefunden, die von neuem Stützen wurden für einen stetigen und ruhig ablaufenden Gedankengang, auf dessen Basis wir allmählich die Geistesanlagen zur Entwickelung kommen sehen, die nun wiederum auf dem reflectirten Standpunkte der unsichern fetischistischen Betrachtungsweise der Dinge ein ruhiges und unbefangenes Nachdenken begründeten und die zugleich im Geiste den frühesten Drang nach klarer, unbefangener und genauer Forschung allmählich rege machen sollten.

Es wird im Folgenden unsere psychologische Aufgabe werden, wiederum alle diejenigen äußern Stützen aufzusuchen, welche für diesen Entwickelungsproceß des Geistes als Vehikel in Betracht kommen.

Die Zeit, in der die Phantasie vorzugsweise das Feld des innern Gedankenkreises beherrschte, war, wie wir sahen, die Blüteperiode des Mythus. Es war zugleich die Zeit, in welcher die thierisch-naive Weltanschauung, welche noch vor der Feuererfindung die herrschende war, rasch in den Hintergrund trat und nur noch in Trümmern innerhalb des neuen Ideenwandels erhalten blieb. Die fetischistische Weltanschauung mit ihrer reflectirten und bewußtvoll abergläubischen und ängstlichen Betrachtungsart der Naturereignisse war es, die den großartigen Hintergrund bildete zu den sonderbaren Gestaltungen der Einbildungskraft, die der mythische Proceß zum Ausdruck brachte. Die kosmomagische Anschauung, welche zugleich Hand in Hand ging mit der Zauberei, hatte sich bis zum gewissen Grade unter allen Völkern entwickelt. Allenthalben hatte sich die Zauberei verbreitet, und überall standen die physikalischen

Zauberkünste unter den Völkern in Ehren. Auch der mythische Proceß fand unter allen Völkern ein gewisses Wachsthum; denn alle Völker besaßen Traditionen, also Wurzeln, die unter dem Lichte der kosmomagischen Anschauung sich umbilden und mythisch entwickeln konnten.* Wir haben bereits früher erwähnt, daß nicht alle Völker sich gleich hoch in der kosmomagischen Betrachtungsweise emporschwangen. Viele Völker blieben stehen bei einer sehr niedern und sozusagen kleinlichen fetischistischen Anschauungsweise der Dinge, und nicht alle Stämme gewannen gleichmäßig ein dauerndes und weitreichendes Interesse an den entfernt gelegenen makrokosmischen Himmelsobjecten, um sie damit in das Bereich eines religiösen Cultus zu ziehen.** In ganz hervorragender und umfassender Weise waren es, wie wir sahen, besonders die frühzeitig zum Ackerbau übergegangenen Culturvölker, die von einem überwiegenden Interesse für die Himmelserscheinungen gefesselt waren. Hier in den eigentlichen Culturländern, wo sich zugleich die frühesten naturkundigen Flamines durch die seßhaftern Verhältnisse und durch die hiermit verbundene weiter gehende Arbeitstheilung der leitenden Staatskräfte eine höhere und einflußreichere Stellung im allgemeinen zu erringen gewußt hatten, brachte es auch der Menschengeist früher wie anderswo dahin, der Natur durch primitive Beobachtungen gewisse Geheimnisse abzulauschen. Hier leichter wie unter andern Verhältnissen begann der Urmensch den Zusammenhang zu ahnen, der sich zwischen der Fruchtbarkeit des Erdbodens und den makrokosmischen Erscheinungen des sich über ihm wölbenden Himmels ausgesprochen findet. So vertiefte sich früh die kosmomagische Anschauung, und Regen, Sonnenschein, Blitz und Gewitter nahmen in diesen Ländern des Menschen höchstes Interesse in Anspruch, und erhabenere Gottheitsvorstellungen bildeten

* Vgl. die Theorie des mythischen Processes im letzten Kapitel des vorigen Abschnitts.

** Vgl. den vorigen Abschnitt und Anmerkungen dieses Kapitels.

sich aus, um in diesen Vorstellungen belangreich die niedere und kleinliche fetischistische Anschauung so vieler Völker zu überragen. Hinauf zum Himmel lernten wahrhaft anbetungsvoll die Culturvölker ihre Blicke wenden, und gedankenvoll blieben sie an den hehren Erscheinungen des Makrokosmus haften. Nicht als ein Stück „klaren Specks" (wie den Hottentotten) erschien ihren Vorstellungen die Sonne, sondern sie war ihnen ein von einem mächtigen Feuerzünder geführter Feuerwagen. Und verbarg sich das lichte Gestirn hinter Wolken, und träufelte fruchtbarer Regen vom Himmel, so war ihnen das ein von den erhabenen Machthabern gespendeter heiliger wunderbar wirkender Trank, der die Saaten belebte und die Erde zur Fruchtbarkeit anregte. Welche mächtigen Anregungen fand hier in den ackerbautreibenden Culturländern der Geist, der nur erst ganz allmählich den wahren und wirklichen Zusammenhang der kosmischen Kräfte staunend und verwundernd ahnte. Aber eben diese früheſten Ahnungen in Bezug auf einen entferntern geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte mußten mit der Zeit auch zu einem Anregungsmittel werden für den Antrieb, die Gewißheit zu erforschen. So wurde der Beobachtungssinn und die Sammlung angeregt und es bildete sich der abschweifenden und alles verschmelzenden Phantasie gegenüber ein Gegengewicht, das mächtig zur Entwickelung der geistigen Anlagen beitrug. War allmählich und nach und nach die Phantasie belebt worden durch den erhabenen Eindruck der Erscheinungen und durch die Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der Objecte, so bedurfte es unter dem reichhaltigen Wechsel aller einstürmenden Eindrücke jetzt von neuem einer äußern Stütze, an welche die geistige Sammlung, und hiermit die Erinnerungsfähigkeit und die Stetigkeit des Gedankenganges nach einer bestimmten Richtung hin, im Gegensatz zur abspringenden Phantasie sich anlehnen, anknüpfen und sich fortentwickeln konnte. Und das von der Phantasie bewegte, ruhelos umherschweifende Auge hätte sich ohne Zweifel wol in den Wundern des Makrokosmus wie in einem Labyrinth verloren, wenn nicht die

große Regelmäßigkeit, mit der die gewaltigen Feuer am Himmel aufflammten und wieder zu verlöschen schienen, und also die Stetigkeit, mit der Licht und Dunkelheit, und Tag und Nacht sich erneuerten, für den umherirrenden Sinn, gleichsam einen stetigen und zusammenhangsvollen äußern Faden gebildet hätten, der sich durch den bunten Wechsel der äußern Erscheinungen hindurchzog. Dieser stetige Wechsel von Licht und Finsterniß, der schon die Sinnesweise des Thieres beherrschte und der unbewußt den Hintergrund auch des bisherigen Geisteslebens des Urmenschen gebildet hatte, ohne daß freilich der thierisch umflorte Geist durch eine besondere Aufmerksamkeit oder durch ein specifisches Interesse auf diesen gewohnten Wechsel besonders gemerkt hätten, dieser Wechsel überhob sich nunmehr plötzlich dem Drucke der Gewohnheit und trat im neuen Lichte in das Bereich des Bewußtseins. So lernte die auf den Lauf der Gestirne gerichtete Sinnesweise des jetzt darüber bewußtvoller denkenden Menschen die ungebundene Phantasie allmählich zwingen und bändigen, indem der Geist seiner Aufmerksamkeit und Beobachtungsweise zugleich eine stetige Richtung verlieh, die von größerer Consequenz getragen, zugleich die Deutlichkeit der Wahrnehmung im einzelnen schärfte und den Umfang für eine zusammenhangsvollere Uebersicht und Betrachtung der Erscheinungen vergrößerte. Umfang, Schärfe, Beobachtungssinn und Schlußfolgerungsweise begannen nun zu wachsen, und lernte der Geist auch nicht sogleich im wissenschaftlichen Streben die wahren und eigentlichen Ursachen der Erscheinungen ergründen, und kam er also nicht sogleich zur Wissenschaft, so begann er sich jetzt doch bereits mehr wie bisher (wenn auch noch in primitiver, kindlicher Weise) zu bemühen, gewisse Ursachen im größern Zusammenhange der Erscheinungen zu erforschen. Die verschiedenen Jahreszeiten mit ihren jährlich nur einmal wiederkehrenden Erscheinungen in Wald und Feld und ihren eigenthümlichen Witterungsverhältnissen wurden in ihrer regelmäßigen Aufeinanderfolge festgehalten, und ohne daß schon an eine sogenannte Himmelswissenschaft zu denken gewesen

wäre, dennoch bereits mit der Ursache des Sonnenumlaufs verknüpft. Die physikalische Periode des Mythus ist ebenso reich an eigenthümlichen Naturbeobachtungen, die in diesen Gedankenkreis hineingehören, wie an religiösen Festlichkeiten, die daran angeknüpft wurden, um hervorragend erscheinende Abschnitte durch Gebräuche festzuhalten und dem Bewußtsein einzuprägen. So, sehen wir, war die früheste, wenn auch immerhin noch kindliche und durch den phantasiereichen Mythus ausgeschmückte Betrachtungsweise der Himmelsobjecte für die Entwickelung des Geisteslebens uranfänglich schon von weittragender Fruchtbarkeit. Denn wunderbar, der emporstrebende Menschengeist lernte in der Hingabe seiner Anschauung an den regelmäßig eingetheilten Verlauf der großen mächtigen Himmelsfeuer sich mehr und mehr ein bestimmteres und klares Zeitbewußtsein vor Augen führen. Die dem Verstande so wichtigen Gegensätze von Länge und Kürze der Zeitdauer prägten sich in immer deutlicherer Uebersicht dem kindlichen Bewußtsein ein, und stärkten die innere Urtheilsfähigkeit und Beobachtungsgabe. Aber nicht nur der Zeitsinn, sondern auch die Raumanschauung fand in jener Periode der ersten Ausbildung einer umfassendern Weltanschauungsweise bereits, ohne daß man schon daran denken konnte, fest bestimmte, objectiv gültige Grundmaßstäbe einzuführen, genügende Stützen und Anknüpfepunkte zu ihrer Stärkung und Ausdehnung im Bewußtsein. Die tief durchgreifende Trennung von Himmel und Erde und die zugleich sich hiermit begründende objective und bewußtvollere Unterscheidung von hoch oben und tief unten waren für das wachsende Raumbewußtsein in ebenderselben Weise mächtige Anhaltepunkte und Stützen, wie sie der Wechsel von Tag und Nacht für das entstehende Zeitbewußtsein darbot. In jener Periode der Weltanschauungsweise bildete sich zugleich auch, wie wir sahen, die Seelenvorstellung aus, mit ihr zerfiel der Körperzusammenhang beim Tode in den feurigen, sich ins Unsichtbare verflüchtigenden warmen Seelendampf und die todten zurückbleibenden, verweslichen Stoffe. Blieb die Leiche des

Körpers ein Bestandtheil des Irdischen, so schien die dem himmlischen Feuer und dem Aether verwandte feuerartige Seele sich nach dem Tode in ein überirdisches unsichtbares Jenseits zu erheben. Damit trat bewußtvoll ein neuer Gegensatz vor die Phantasie, der, obwol wunderlicher Art, das Raumbewußtsein stärkte, indem das Weltall nunmehr in ein Diesseits und Jenseits, oder dem ähnlich in eine Ober- und Unterwelt getheilt wurde. So, sehen wir, gewann neben dem Zeitbewußtsein auch das Raumbewußtsein in der Phantasie an mannichfachen Beziehungen, und Raum und Zeit begannen sich immer deutlicher und tiefer dem Bewußtsein einzuverleiben. Wir werden uns daher nicht darüber wundern, daß im Laufe der weitern Entwickelung sich diese neu bereicherten Bewußtseinselemente (und zwar besonders nach der physikalen Phase des mythischen Processes) rasch fortbildeten, sodaß alsbald eine umfangreichere Basis für die Betrachtung des Makrokosmus und seiner Erscheinungen gewonnen wurde; eine Anschauungsweise, die sich in der That deutlich in den spätern Kosmogonien und Theogonien widerspiegelt. — Wir sehen, der Makrokosmus mit seinen gesetzlich verlaufenden Erscheinungen blieb jetzt, da er von den verschiedensten Seiten in den Kreis eines tiefern Interesses gezogen war, nicht mehr ohne Einfluß auf die Ausbildung des Geistes und Verstandes, und wir können daher mit Recht sagen, daß sich die Anlagen der Culturvölker durch die neugewonnenen Beziehungen zu den Himmelserscheinungen ganz vorzugsweise entwickelten, während dem gegenüber die niedern Naturvölker, die bei ihrer kleinlichen fetischistischen Betrachtungsweise stehen blieben, nur mühsam oder gar nicht diesem Aufschwunge folgen konnten.

Waren die sogenannten Culturvölker auf der Alten und Neuen Welt diejenigen, welche am frühesten und späterhin auch am tiefsten und umfassendsten, in Rücksicht auf die kosmomagische Anschauung dem Gestirndienst und besonders dem Sonnendienst huldigten, so wurden im Laufe der Entwickelung, wie wir früher bereits bemerkt haben, doch auch sehr viel niedrigere Völker bis zum gewissen Grade zum Gestirncultus geführt,

und zwar um so leichter, als eben die Feuerverehrung sich allenthalben hin verbreitet hatte und mit ihr die physikalische Zauberei und der Fetischismus aufgenommen worden war. Nur verhältnißmäßig wenige Völker (vgl. Kap. 7 des vorigen Abschnitts) sind es daher, die nicht wenigstens den Himmelserscheinungen eine gewisse Beachtung geschenkt hätten. Aber wir irren, wenn wir meinen, die Sonne hätte sich unter den Himmelserscheinungen der aller allgemeinsten Beachtung und Aufmerksamkeit erfreuen müssen. Dem ist nicht so. Im Gegentheil beachteten viele Völker nur den Mond, andere nur die Sterne, einige sogar nur eine bestimmte Sterngruppe, so die Abiponen, von denen behauptet wird, daß sie nur die Plejaden verehren. Die Abiponen halten die Plejaden für ihren Stammvater (d. h. genauer für die dorthin versetzten feurigen Seelen ihrer Stammältern) und gaben ihnen denselben Namen wie ihren Zauberärzten, Keebet.* Die Panindianer brachten alljährlich dem von ihnen verehrten „großen Sterne“ (als Seelenlicht ihres „großen“ Stammvaters), nämlich der Venus, ein Menschenopfer dar. Bei einigen Hottentottenstämmen genießt nur der Mond einige verehrungsvollere Aufmerksamkeit. Die Namaqua halten den Mond für einen Menschen, der (wenn sich seine Gestalt verfinstert und verkleinert) Kopfschmerz habe und die dunkle Hand an den Kopf legt.** Die Mbocovies halten manche Sterne für Bäume mit leuchtenden Zweigen, andere für einen Strauß, den Hunde verfolgen. Die Sonne ist ihnen ein Weib, das einmal auf die Erde herabgefallen ist und dabei großes Unglück angerichtet hat. Nur mit Mühe gelang es, sie wieder an ihren Platz zu setzen. Der Mond dagegen ist ihnen ein Mann; daß er sich verfinstert kommt daher, daß ihm ein Hund die Eingeweide aus dem Leibe reißt.*** Bei den Navajos gilt der Mond für einen Reiter auf einem Maulthiere; die Sonne dagegen wird jeden Morgen von einem alten Weibe an den Himmel gesetzt.† Schon aus diesen wenigen Beispielen, die sich bei genauer Durchforschung der Thatsachen vielfach mehren lassen, erkennen wir leicht, daß trotz mancherlei Beachtung, die man den Gestirnen und Himmelsobjecten mit der Zeit schenkte, neben der Belebung und selbstverständlichen Personification dieser Erscheinungen sich nicht unter allen Völkern auch wirklich erhabene Vorstellungen, die zugleich zu wirklicher religiöser Hingabe und Verehrung führten, hierüber ausbildeten. Vielen

* Vgl. Dobrizofer, II, 80, 87 fg.

** Vgl. Waitz, II, 342.

*** Vgl. Guevara, „Historia del Paraguay“, I, 15; Waitz, III, S. 472.

† Vgl. Davis, „El Gringo or. New Mexico and her people“ (Neuyork 1857), S. 414; Schultze, S. 245.

Völkern schien der Mond interessanter zu sein wie die Sonne, ja, es ist sogar dem vergleichenden Forscher auffällig, um wie viel mehr gerade unter niedern Völkern, die keine Cultur erlangten, der schwach leuchtende Mond sich einer besondern (wenn auch nicht immer verehrungsvollen) Beachtung erfreute. Aber auch wirklich verehrt wird der Mond von sehr vielen niedern Stämmen, welche die Sonne kaum einer besondern Aufmerksamkeit würdigen. Der häufige Gestaltenwechsel des Mondes erklärt uns diese Thatsache bis zu einem gewissen Grade; denn nachdem die für die Himmelsfeuer rege gewordene Phantasie die Gefühle der Gewohnheiten, welche bisher den Geist beherrschten, abgestreift hatte, forderte der Wechsel des Mondes die Fetischmänner ganz besonders zum Nachdenken hierüber auf. Aber bei weitem nicht alle Völker schenkten dem Monde und seinem Gestaltenwechsel irgendwelche tiefere Beachtung; denn einige, wie die Kamtschadalen und Abiponen, übergingen denselben und wandten sich dem gegenüber ganz bestimmten einzelnen Sternbildern zu, welche von andern Völkern, die gar nicht entfernt wohnten, wiederum nicht einmal am Himmel der Lage nach gekannt wurden. So, sehen wir, herrscht in allen diesen Betrachtungen keine Einstimmigkeit, und wir ersehen hieraus, wie wenig sich die Ideenassociation in dieser Hinsicht an bestimmte Regeln bindet. Auffällig, aber im Rückblick auf die Ergebnisse des vorigen Abschnitts sehr erklärlich, ist es ferner, wie zugleich der Cultus der als feurig vorgestellten Seelen und Geister sich hier und da mit dem Gestirncultus verschmolzen hat. So besonders auf den Südsee-Inseln. Den meisten dortigen Stämmen gelten die flammenden Sterne als die feurigen Seelen ihrer Verstorbenen. Der sich verkleinernde Mond dient dort den abgeschiedenen Seelen zur Speise. Bei Mondfinsternissen fürchten die Insulaner, es möchte den Seelen die Nahrung ausgehen, und um das zu verhindern, bringen sie sogleich bei Verfinsterung ein großes Opfer von Cocosnüssen.*

Eine weit über alle derartige Vorstellungen hinausgehende Betrachtungsweise der Himmelserscheinungen der niedern Völker hat sich in den Viehzucht- und ackerbautreibenden Culturländern ausgebildet. Hier war, wie dargethan, die umfassendste Heimstätte des allgemeinen Gestirndienstes, und es ist selbstverständlich, daß sich hier nicht blos einzelne Ideenassociationen geltend machen konnten, auf Grund derer nur dieser oder jener Stern oder nur der Mond in den Kreis der Verehrung gezogen wurde, sondern hier eben war es das umfassende und begründete Allgemeininteresse das alle Himmelserscheinungen nebeneinander würdigen lehrte, und es ist

* Vgl. Turner, S. 529 fg.

selbstverständlich, daß hierbei die Sonne nicht etwa übergangen wurde, sondern wie es natürlich war, zuerst in den Vordergrund trat.

„In Amerika erhob sich die Sonnenverehrung auf ihre höchste Stufe, in Mittel- und Südamerika bei den Mexicanern und Peruanern."* Auch die meisten nordamerikanischen Indianer schenken der Sonne Verehrung, und das hauptsächlichste Opfer, das dieselben der flammenden Sonne darbringen, ist der aus der Pfeife aufsteigende Tabacksrauch. Das Anzünden des Tabacks und das Rauchen ist bei ihnen eine religiöse Ceremonie** (die selbstverständlich mit dem Feuercultus und der Vorstellung der dampfenden Seele wiederum in Verbindung steht). Die Häuptlinge der Hudsonbai-Indianer rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und hielten dabei eine ehrfurchtsvolle Anrede.*** In der Versammlung geht die Pfeife stets rechts herum, wie es heißt, dem Laufe der Sonne folgend.† „Der Culturgrad der Indianer läßt sich aus dieser ihrer religiösen Stufe ermessen. Es hat sich durch die vortrefflichen Untersuchungen Waitz' herausgestellt, daß er im Durchschnitt viel höher angeschlagen werden muß, als man bisher angenommen.†† Je mehr man sich dem Gebiete von Mexico nähert, um so höher findet man die Sonnenverehrung entwickelt, um so höher die Cultur gestiegen."††† „Die Pueblos, die Bewohner des nordöstlichen Neumexico, deren Hauptgottheit die Sonne ist, treiben sehr fleißig Ackerbau mit gut construirten Werkzeugen, bauen Wolle und Baumwolle, gehen stets ordentlich bekleidet und bauen aus Stein und Luftbacksteinen Häuser von drei bis vier Stockwerken hoch. Seine höchste Ausbildung hat der amerikanische Sonnencultus bei den Mexicanern und Peruanern erfahren. Diese Völker waren schon zu der Zeit, wo sie mit den Europäern in Berührung kamen, keine Wilden mehr, sondern Culturvölker im vollsten Sinne des Worts, aus eigener Kraft einer Weiterentwickelung fähig, welche die schönsten Blüten getrieben hätte, wäre sie nicht durch die fanatische Gier eines Cortez und Pizarro frevelhafterweise unterbrochen und auch in der Folgezeit durch die Barbareien christlicher Tyrannen fortwährend absichtlich

---

* Vgl. Schultze, S. 252.

** Ebend., S. 252.

*** Vgl. de la Poterie, I, 121, 131; II, 106.

† Vgl. Pervin du Lac, I, 179.

†† Es stimmt das zu dem, was wir früher über die asiatischen Einwanderer Nordamerikas bereits in culturhistorischer Hinsicht anführten. (Vgl. Bd. 1, Kap. 6.)

††† Vgl. Schultze, S. 253.

und gewaltsam zu Boden getreten worden."* Mit der ackerbautreibenden Cultur vertiefen sich die Vorstellungen über die Gestirne und über die mit ihnen verbunden geglaubten Götter. Die Gottheitsvorstellungen wachsen und nehmen an Erhabenheit zu. Aber die Auffassung des Abstandes zwischen dem Irdischen und Erhabenen kann sich leicht überspannen und nach verschiedenen Seiten hin in die abstruse und abstracte Allgemeinheit und Ueberschwenglichkeit hin verlieren, und so konnte es unter einzelnen höhern Culturvölkern (in denen das Generalisationsvermögen vorzuwalten begann) geschehen, daß sich der hier ausgebildete Gestirncultus und die damit verknüpfte kosmomagische Anschauung so vertiefte und verallgemeinerte, daß man neben Sonne, Mond und Gestirne auch das unbegrenzte Firmament und den „lichten Himmel" als den allgemeinen sichtbaren Hintergrund anbetete, an welchen gleichsam die Gestirne in ihrem Laufe gebunden schienen. Wir sehen, es war der Drang nach dem Momente des Kolossalen und Erhabenen, der sich in diesen religiösen Gefühlsanschauungen offenbarte und die Vorstellung dahin führte, das ganze „Himmelsgewölbe" selbst noch über und hinter den Gestirnen gleichsam zu personificiren. Der schwärmerische Geist bemühte sich gleichsam, das Ganze noch einmal in erhöhter Weise über und hinter den hervorspringenden Theilen zusammenzufassen, ohne freilich genauer zu berücksichtigen, daß dieses sinnliche Ganze nur der verschwommene Hintergrund war, der sich aus allen in ihm liegenden feinern Einzeltheilen zusammensetzte. So führte der sinnliche Verallgemeinerungstrieb den Geist im Streben nach Erhabenem und Unendlichem zu weit hinaus in eine abstracte Höhe, in der alle Theile in ein verschwommenes mystisches, unklares Ganzes zerflossen und für dessen Vorstellung kein bestimmter Ort und keine bestimmte Wirksamkeit übrigblieb. Durch eine gewissermaßen geistige Ungeschicklichkeit wurde die Vorstellungsweise dieser Völker dazu veranlaßt, im Streben aufs Erhabene und Unendliche ins sinnlich Ueberschwengliche und Abstracte überzugehen, sodaß das rechte sich selbst beschränkende Maß und der concrete Charakter des Erhabenen in Bezug auf den Gottheitsbegriff von den Völkern, welche dieser sinnlichen Ueberschwenglichkeit verfielen, weder nach dieser noch nach jener Seite hin gefunden wurde. Daß die Völker, welche auf diese Stufe der Anschauung sich erhoben, in geistiger und sittlicher Hinsicht dennoch hoch entwickelt waren, ist leicht zu übersehen. „Als Repräsentanten können wir die Perser mit derjenigen Anschauung, welche Herodot ihnen zuschreibt, und die Chinesen** an-

* Vgl. Schultze, S. 254.

** Auch die Samojeden verehren den sogenannten Himmel im Num und

führen."* Ferner werden die Inder in Rücksicht auf die von ihnen ausgebildete höchst überschwengliche und abstracte Zeit- und Raumanschauung ebenfalls diesen Völkern zuzuzählen sein. Daß die Perser das sogenannte Himmelsgewölbe als Gottheit anriefen, will Herodot (vgl. I, 137 fg.) bezeugen. Auch den Chinesen galt der sogenannte ganze Himmel (Yang) als der Vater und das Zeugende, während (Yn) die Erde, das Empfangende weibliche Princip darstellt. „Wo man von unserm Gedankenkreise aus in den chinesischen Religionsschriften von Gott etwas zu hören erwartet, da ist überall vom Himmel die Rede, oft mit Hinzufügung der Erde, häufiger aber steht der Himmel allein. Dieser Himmel ist aber wirklich der natürliche Himmel, wie wir ihn vor uns sehen, und man setzt in seine scheinbare Bewegung um die Erde den Grund aller Lebensbewegung."** Darin liegt eben der Mangel dieser Anschauung, daß sie, obwol am Sinnlichen haften bleibend, dennoch das Sichtbare unklar zu verallgemeinern bestrebt ist. Die wahre Anschauung der Erhabenheit und Unendlichkeit wendet sich über das Sinnliche hinaus und bleibt nicht daran haften, führt aber dennoch nicht zu einer überschwenglichen, ganz unklaren verallgemeinerten Vorstellung des Sichtbaren, sondern ist bestrebt, in dem was den Sinnen nicht mehr sichtbar ist, sowol nach seiten des Mikrokosmus wie nach seiten des makrokosmisch Ueberirdischen die sittlich-ästhetischen Formen, die uns als das Unvergängliche im Sinnenkreise, d. h. in unserer nähern Umgebung erscheinen, in ähnlicher Weise wieder zu suchen oder zu ahnen. Das wahrhaft Erhabene und Unendliche kann daher niemals das abstract Verschwommene und unklar Verallgemeinerte und Verwaschene sein, dies vielmehr ist das falsche Erhabene und falsche Unendliche, sondern das wahrhaft Erhabene und Unendliche im Weltall sind allein die unvergänglichen, sittlich-ästhetischen Formen, die sich im Sichtbaren spiegeln, um ahnen und durchblicken zu lassen, daß sie eine gleiche unvergängliche Gültigkeit besitzen im Mikrokosmus und Makrokosmus überhaupt. Deshalb berühren uns diese ästhetischen Formen so tief, weil sie in ihrer Weise das Ganze spiegeln und damit über sich hinausweisen, deshalb reißen sie uns mit sich fort, weil sie daran erinnern, eine wie unendlich weit reichende Gültigkeit sie im Weltall besitzen, um dasselbe für ewig in seinem Wesen

fassen ihn als den Beschützer ihrer Viehheerden, der Donner ist ihnen eine Eigenschaft des Himmels. Bei den Finnen wird unter Tatwas der materielle Himmel verstanden, bei dem die Chinesen Tieu und Schangti unterscheiden. (Vgl. Bastian, II, 188.)

* Vgl. Schultze, S. 272.

** Vgl. Wuttke, III, 25.

zu tragen. Und wie Raum und Zeit uns in Gedanken aus der nahen Umgebung und aus der Gegenwart ins Ewige hinausführen, so überschreitet der Gedanke des wahrhaft Erhabenen und Unendlichen den Kreis der Sichtbarkeit. Deshalb erhoben sich nicht alle Culturvölker, obwol sie ihre Blicke auf die Objecte des Makrokosmus ehrfurchtsvoll gerichtet hatten, zu der wahren Vorstellung des Erhabenen, weil ihr Geist sich noch nicht loszumachen verstand von der bloßen Auffassung der Gegenwart, er blieb in der gegenwärtig sichtbaren Sinnenwelt stehen, ohne die makrokosmische Feinheit und Tiefe des ganzen Zusammenhangs zu ahnen, die mit bloßem Auge nicht mehr betrachtet werden konnten, und ohne sich der Schnelligkeit und Größe der Kräfte bewußt zu werden, die im Makrokosmus unsichtbar wirken. Das Haftenbleiben am Groben im Kreise des Sichtbaren war so maßgebend bei den meisten Culturvölkern, daß sie dazu übergingen (wie wir im vorigen Abschnitt sahen), ihre Vorstellungsweise durch rohe sinnliche Götzenbilder zu unterstützen. Dasjenige Volk, das zu einer wahrhaft erhabenen Vorstellungsweise einer mächtigen regierenden Gewalt und Gottheit im Sinne des wahrhaft Erhabenen überging, mußte sich daher gegen allen Götzendienst erheben und alle kleinlich-sinnliche Betrachtungsweise der Gottheit beseitigen, ohne jedoch in eine solche abstruse Ueberschwenglichkeit und Verallgemeinerung zu fallen, daß in Bezug auf die Gottheit die allein sittlich-ästhetisch und erhaben wirkende Form der Persönlichkeit verloren ging. Erst in späterer Zeit gelang es dem auserwählten Culturvolke der Hebräer, sich zu einer richtigen übersinnlichen und wahrhaft erhabenen Betrachtungsweise einer persönlichen Gottheit emporzuschwingen.

Neben den leuchtenden Gestirnen gewannen bei den meisten hohen Culturvölkern selbstverständlich auch andere Himmelserscheinungen, wie z. B. Blitz und Gewitter, eine sehr weitgehende religiöse Bedeutung, und wir haben nur an Griechen, Römer, Germanen und Slawen zu erinnern, um uns zu vergegenwärtigen, welche Stellung hier die Blitze schleudernde und donnernde Gottheit in der religiös-physikalischen Betrachtungsweise dieser Völker einnahm. Bei den meisten niedern Völkern hat das Gewitter schon deshalb nicht immer Beachtung gefunden, weil sie an Donner und Regen nicht den Antheil nahmen wie die ackerbautreibenden Völker. Dennoch lehnt sich die Verehrung des feurigen Blitzes so eng an die überall verbreitete Feuerverehrung an, daß wir die Verehrung dieser Erscheinung unter den Völkern weit verbreitet antreffen.* Auch der Regen hat in

* Vgl. Schultze, S. 188.

dieser Beziehung unter dem Einfluß einer gewissen (wenn auch niedrigen) kosmomagischen Betrachtungsweise der Dinge bei niedern Völkern eine gewisse Verehrung gefunden. „Der aus der Wolke strömende Regen wird als solcher bei den Betschuanen verehrt. Da ihr Laud dürr und unfruchtbar ist, so betrachten sie den Regen als den Geber alles Guten. Sie beginnen und schließen jede feierliche Rede mit dem Worte Puhla (Regen), und die (zauberischen) Regenmacher stehen bei ihnen im höchsten Ansehen.“*

Was nun die Grundkategorien von Raum und Zeit anlangt, so wissen wir von psychologischer Seite, daß dieselben bereits im Traume und im frühesten Kindesalter bis zum gewissen Grade für die innere Unterscheidungsthätigkeit zur Geltung kommen. Aber im unbewußten Traume wirbeln die Unterscheidungselemente noch von Raum und Zeit bis zu einer unbestimmten Grenze chaotisch durcheinander, und im frühesten Kindesalter beginnen sie bekanntlich nur erst langsam sich zu consolidiren und durch Wachsthum und Unterstützung der Erfahrung zu klären und an Unterscheidungsumfang zu bereichern. Das gereifte Thier und der Naturmensch gewinnen nur erst im Laufe ihrer Erfahrungen bis zum gewissen Grade eine für ihre Lebenszwecke ausreichende Schätzungsweise der Raum- und Zeitverhältnisse, wenngleich wir sehr rasch übersehen werden, daß sich im Gesichtskreise der Thiere ebenso wie in dem des frühesten Urmenschen, bevor derselbe seinen Erfahrungskreis bis zu den Gestirnen und der makrokosmischen Anschauung erweitert hatte, für die genauere Schätzung der Zeitverhältnisse weit weniger Anknüpfepunkte fanden wie für die äußern Raumdistanzen. Wir können daher mit Recht schließen, daß die Schätzungsweise der Zeit beim frühesten Urmenschen ebenso wie beim Thiere weit hinter der ihrer Raumbeurtheilung zurücktritt. Erst jetzt in der Zeit, da sich der Blick des Menschen in Bezug auf die Naturbeobachtung erweiterte, die thierische Apperceptionsenge durchbrochen wurde und der Lauf der Gestirne neue Unterstützungspunkte bot, um den einförmigen gewohnten Wechsel von Tag und Nacht sicherer einzutheilen, hob sich der Zeitsinn bedeutend, und mit seiner Hülfe verbesserte sich allmählich selbstverständlich nun auch die naive Schätzungsweise der Raumverhältnisse. So geschah es erst jetzt, nachdem sich der Zeitsinn vervollkommnete, daß ein gewisses

---

* Vgl. Thompson, I, 180. Daß unter allen diesen Völkern sich die Zauberer besonders mit dem Regen zu schaffen machten, ist hiernach leicht erklärlich. Fast alle afrikanischen Völkerschaften besitzen daher unter den Zauberern ganz bestimmte sogenannte Regenmacher.

deutlicheres Bewußtwerden von Raum neben Zeit und Zeit neben Raum im Geiste platzgriff. War dieses Bewußtwerden auch immer noch kein reflectirt-wissenschaftliches, so war es doch in Bezug auf die Ausbildung beider Kategorien bereits eine viel höhere Stufe als die bisher in Bezug hierauf eingenommene naive Anschauungsweise des dumpfen thierischen Bewußtseins, und wir können daher unsern heutigen Naturmenschen in dieser Beziehung gar nicht mehr mit dem Thiere oder dem noch halb thierischen und wirren Urmenschen vergleichen. Sein Zeitsinn hatte sich mit der gewachsenen Weltanschauung mächtig bereichert und sich zu einer umfassenden Klarheit erhoben, wenngleich der Zeitsinn eines Wilden gegen den eines an die genaue Uhr gewöhnten Europäers immer noch sehr zurücksteht. Der Raumsinn dagegen findet sich beim Naturmenschen wie bei manchen Thieren oft viel ausgebildeter in einzelnen Richtungen wie bei civilisirten Menschen, die viel im Zimmer verkehren und an die genauere Betrachtung des freien Feldes nicht gewöhnt sind. Wir sehen hiernach, wie Raum und Zeit nichts sind wie Anlagen, die von der subjectiven Erfahrung abhängig sind, um sich zu dehnen oder unter Umständen (wie in delirösen Zuständen und im Traume oder im festen Schlafe) in ihren Functionen wieder herabzusinken bis zum Erlöschen. Der Entwickelungsverlauf der psychologischen Urgeschichte bestätigt daher nur die Resultate Kant's von speculativer Seite und die Sätze Helmholtz' von physiologischer Seite. — Daß die Culturvölker, die zu einer tiefern Natur- und Gestirnbetrachtung vordrangen, auch ihren Zeitsinn mehr wie die übrigen Völker ausgebildet haben, ist selbstverständlich, wir können uns daher nicht wundern, daß die amerikanischen isolirten Culturvölker durch ihre makrokosmische Anschauung zu einer wissenschaftlichen Zeitrechnung kamen, die an das Wunderbare grenzt. „Nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Forscher hatten die Mexicaner Sonnenuhren in Gebrauch, und sie besaßen zur Grundlage ihrer Zeitrechnung ein Sonnenjahr von der beinahe größtmöglichen Richtigkeit. Das Jahr bestand bei ihnen aus 18 Monaten von je 20 Tagen = 360 im Jahre. Dem letzten Monate fügten sie 5 Tage hinzu, die sie unnütze nannten (nemontémi), da sie sich in diesen nur mit gegenseitigen Besuchen beschäftigten. Clavigero (II, 269) fügt hinzu: „Das Wunderbarste in ihrer Zeitrechnung und das, was den in mexicanischen Alterthümern unbewanderten Lesern gewiß nicht wahrscheinlich klingen wird, ist der Umstand, daß sie die einige Stunden betragende Differenz zwischen dem bürgerlichen und dem solaren Jahre kannten und sich deshalb zu ihrer Ausgleichung der Schalttage bedienten, aber mit der Abweichung von Julius Cäsar's Methode im römischen Kalender, daß sie nicht alle 4 Jahre einen

Tag, vielmehr alle 52 Jahre 13 Tage einschalteten."* Neben einem Sonnenjahre bestand noch ein Priesterjahr von 20 mal 13 Tagen, welches gegenüber dem bürgerlichen Jahre Tonalpohualli (Rechnung der Sonne), Metzlapohualli (Rechnung des Mondes) hieß. Schultze sagt (S. 258): „Diese religiöse Zeitrechnung, nach welcher die Feste geordnet wurden, ebenso der Umstand, daß für Monat und Mond wie bei uns derselbe Name Metzli gilt, weisen auf eine frühere Zeitrechnung nach dem Monde hin, welche Echevarria ihnen für die ältere Zeit auch wirklich zuschreibt." Die Zeitrechnung der Peruaner bestand nach Humboldt (vgl. „Vues des Cordillères", S. 129) in einem Jahre von 12 Mondmonaten und 354 Tagen, denen man am Ende jedes Jahres 12 Tage hinzufügte (Rivero, Tschudi), oder wie Herrera behauptet, 12 Schaltstunden am Ende jedes Monats. Neben den Peruanern treten die Araucaner hervor, welche ein Sonnenjahr von je 30 Tagen nebst 5 Schalttagen hatten. — Wir ersehen aus diesen Beispielen, wie hoch sich der Zeitsinn dieser Culturvölker gegenüber den niedern culturlosen Völkern erhob, und erkennen hieraus, welche Stützen dem Geiste und seiner Ausbildung aus der tiefern Gesammtbetrachtung und Einzelbeobachtung der Gestirne erwuchsen. Die Vertiefung des Geistes in die Wunder des Makrokosmus stimmte das Gemüth nicht nur erhabener, sondern stärkte auch den Verstand und die intellectuellen Kräfte. So erweiterte sich durch die Bewunderung des Universums nicht nur die Religion, sondern mit ihr wuchs, von ihr genährt und herangezogen, auch der berechnende, untersuchende und kritische Verstand.

* Vgl. die weitern hierauf bezüglichen Einzelheiten bei Prescott, I, 89 fg., und Schultze, S. 257 fg.

2.

Die ursprüngliche Entwickelung des Schriftwesens.

Rückblick auf die äußern Stützen und Vehikel zur Ausbildung der tiefern Seelenthätigkeiten. Die Schrift als neue Stütze der durch die Sprache bereits gehobenen Gedächtnißkraft. — Die Schrift ist ebenso wenig wie die Sprache in ihren Anfängen eine Erfindung. — Die natürlichen und primitiven Anfänge des Schriftwesens. — Der Bildungsproceß der Schrift verglichen mit dem Sprachbildungsproceß. — Unterschiede zwischen beiden Vorgängen. — Das primitive Schriftwesen der Urzeit und der niedern Völker. — Die Tätowirung. — Die Schrift unter den Culturvölkern. — Die amerikanischen Culturvölker sowie die Aegypter und die Völker der Keilschriften als die vorzugsweise schrift-schöpferischen Völker der Erde. — Die phonetische Schriftstufe und die Mexi-caner. — Die Fortbildung der Schrift auf der phonetischen Stufe verglichen mit der Fortbildung der Sprache auf der dem entsprechenden charakterisirenden Stufe. — Die alphabetische Schriftstufe und die Aegypter. — Die Hieroglyphen und das hiermit verbundene Gemisch der Schriftweisen. — Die Hebung der intellectuellen Kräfte durch die Schrift.

Die bisherige Entwickelung hat uns in Rücksicht auf die Thatsachen wiederholentlich gezeigt, daß die Ausbildung aller Geistesanlagen, worunter vorzugsweise auch religiöse Begabung einbegriffen ist, nur dadurch stets vorschreiten konnte, daß sie äußere Stützpunkte vorfand, an welche sich die Entwickelung wie an Vehikel anlehnen konnte, um sich kräftig emporzuschwingen. Wie die Seele gleichsam an den Sinneswerkzeugen des Körpers, welche ja innerlich ihre nächste und benachbarte Umgebung bilden, äußere Stützpunkte vor-

findet, an deren Functionen sie anknüpft, um sich während des Wachsthums mit ihren Grundthätigkeiten aufzurichten, so findet die tiefere Seelenthätigkeit auch in Bezug auf die Ausbildung anderer Anlagen wiederum ähnliche Vehikel, kraft deren Mitwirkung sie vorschreitet. Die äußern und innern gegebenen Umstände und Verhältnisse kommen sich hier hinsichtlich der thatsächlichen Entwickelung so merkwürdig entgegen, daß wir in dem Wechselspiel dieser von ganz verschiedenen Seiten wirkenden Factoren, welche sich die Hand zu reichen scheinen, gewissermaßen eine Weisheit der Vorsehung zu sehen meinen, die uns mindestens ahnen läßt, daß Seele und Geist mit der Körperwelt unbewußterweise in einem viel weiter reichenden Connex gegenseitiger Beeinflussung stehen, als wir gewöhnlich vermuthen. Gewiß ist es kein zufälliges Zusammentreffen, daß der thierische Instinct, der noch im frühesten Urmenschen vorherrschte, die Stütze der sinnlichen Sprachwerkzeuge vorfand, die er hastig ergriff, um sie zum Hülfsmittel seines Aufschwungs zu machen, und nicht minder zufällig war es für die primitiven geistigen Kunstanlagen, daß sie das körperliche Hülfsmittel der feinfühligen beweglichen Hand antrafen, durch welches unterstützt auch sie einen mächtigen Entwickelungsanlauf nahmen. Aber auch der schon tiefer in die Welt hinausblickende und höher entwickelte Geist fand zur Fortbildung der ihm anhaftenden Anschauung, wie wir sahen, im Laufe seiner Erfahrungen in der Naturumgebung gewisse Stützpunkte, die dem Aufschwunge der Entwickelung, besonders der religiösen Entwickelung zu Hülfe kamen, und die Entdeckung des Feuerzündens werden wir in dieser Beziehung nicht gering anzuschlagen haben. Was nun hinsichtlich des religiösen Lebens und der Entwickelung der religiösen Weltanschauung die in der Urzeit epochemachende Feuererfindung war, und was dem Kunstproceß die Handgeschicklichkeit an Unterstützung zur Entwickelung bot u. s. w., das wird für das höhere intellectuelle Leben, das wir unter dem Verstandesleben im engern Sinne verstehen, einerseits, wie wir bereits entwickelt haben,

der Einfluß des regelmäßigen Wechsels der Gestirne, und andererseits, wie nunmehr zu betrachten ist, die Schrift. Die Unterstützung der Schrift zur weitern Ausbildung der bisher bereits zur Entwickelung gekommenen Geistesanlagen, besonders aber zur Ausbildung der Verstandeskräfte, welche Ausbildung vorzugsweise eine concentrirte Sammlung und einen gewissen Grad von klarer Uebersicht über eine Reihe von Unterscheidungselementen erheischt, welche nur durch eine ganz besondere Stärkung und durch einen hervorragenden Aufschwung des Gedächtnisses sich ermöglicht, ist oft übersehen oder doch von den Psychologen nicht in dem Maße in Betracht gezogen worden, wie das in Bezug auf die Sprache für den geistigen Aufschwung im allgemeinen der Fall war. Stützte bereits die Sprache in hohem Grade, wie wir früher sahen, die Gedächtnißkräfte, da sie durch die Laute Anhaltepunkte bot, in der Gegenwart Abwesendes und also nur in der Erinnerung haftende Vorstellungen zu bezeichnen, so erhöht sich dieser Proceß nunmehr in einem ganz besondern Grade durch die Schrift, welche von neuem feste Stützpunkte liefert, sodaß die im Flusse der Sprache erzeugten Vorstellungen und zusammenhängenden Vorstellungsketten fixirt, gesammelt und übersichtsvoll der gewachsenen Verstandeskraft unterbreitet werden können. Getragen von diesem neuen unterstützenden Unterbau sammelten sich in hohem Grade die Verstandeskräfte, welche danach strebten, das Nachdenken und die Combination nach einer bestimmten Richtung hin stetig und consequent fortzuleiten. So sehen wir an der Hand der Schrift den Geist abermals so mächtig wachsen, daß wir über die raschen Fortschritte, die nach allen Seiten hin schon während der allerfrühesten Schriftperiode unter denjenigen Völkern, welche sich derselben bedienten, gemacht wurden, erstaunen müssen.

Die frühesten und primitivsten Anfänge der Schrift sind ebenso wenig wie die Anfänge der Sprache absichtlich erfunden worden. War die Sprache, wie wir erkannten, ein natürlicher Entwickelungsproceß, der sich aus der auch den Thieren

angeborenen Anlage zum Schrei mit Hülfe anderer Factoren herausbildete, so verhält es sich mit der Schrift ganz ähnlich. Auch die Schrift ist in ihren ersten Anfängen ein ganz allmählich vorschreitender, natürlicher, absichtslos sich vollziehender Entwickelungsproceß, dessen Keim wir in der ursprünglichen Anlage zur Handgeschicklichkeit zu suchen haben. In der That sind die frühesten Gegenstände, welche die menschliche kunstfertige Hand bildete, für uns heute im gewissen Sinne bestimmt fixirte Merk- und Schriftzeichen einer voraufgegangenen Entwickelungsperiode der Menschheit. Es sind gewissermaßen absichtslos hingestellte Buchstaben und Gedenkzeichen, die uns lesen und erkennen lassen, was und worüber die frühere Menschheit nachdachte, wie sie sich die Dinge vorstellte und wie weit ihr Bildungsproceß gediehen war. Wie dem Forscher heute aber alle aus der Erde gegrabenen Gegenstände und Geräthe mit ihren kindlichen Verzierungen und primitiven Malereien Fingerzeige und Anknüpfepunkte sind für die innern Vorstellungen und Anschauungen, welche jene frühesten Zeichner beseelt haben, so waren alle diese naiv hingeworfenen Schnörkel und Bilder auf Steingeräthen, Geweihen und Waffen der frühesten Zeit, für die damaligen Zeitgenossen nicht minder wahrgenommene und halb unbewußt aufgenommene Anknüpfepunkte und Merkzeichen für gewisse Vorstellungen, die dem Geist innerlich Interesse abnöthigten, und die er nicht nur mit der Sprache durch Laute und Worte, sondern auch mit dem Griffel durch Zeichnungen und erkennbare Bilder dauernd fixiren und dem Gedächtniß einprägen wollte. Allein mehr noch wie alle derartigen Bilder und Merkzeichen auf Geräthen und Waffen sind es die Grabmale jener frühesten Zeit, die den Geist des Urmenschen gleichsam wie von selbst veranlaßten, zum Griffel und zum Bilde zu greifen, um das Andenken des Todten der Nachwelt zu überliefern. In diesem Sinne sind die Grabhügel und Grabsteine in der That nichts wie Merk- und Gedenkzeichen für die Ueberlebenden, welche sich der Geist getrieben fühlte zu stiften, um die Todten nicht zu vergessen. Nicht Willkür und Absicht, sondern

innerer Drang und Zwang war es, der dazu antrieb, in solcher Art die Todten zu verzeichnen, um sie der Erinnerung zu erhalten. In diesem Sinne dürfen wir daher mit Recht sagen, daß der ursprüngliche Grabcultus, der die Hand anleitete, das Grab durch äußere Merkmale zu kennzeichnen, in gewisser Hinsicht bereits ein unwillkürlicher, primitiver und embryonaler Anfang des Schriftwesens war. Die Aegypter nannten ihre Todtendenkmale mannu, was soviel bedeutet wie: wir gedenken, und es hängt dieser Ausdruck mit dem Namen Memnon, mit dem griechischen Memnonia und endlich mit dem deutschen „mahnen" zusammen. Die sichtbaren dem Stoffe eingeprägten Zeichen sollen mahnen und erinnern, und zwar dauernd erinnern an die Vorstellungen, Wesen und Gedanken, auf welche sie hindeuten. In späterer Zeit, als sich der Gedankenkreis und die Interessen der Menschheit mehr und mehr erweiterten, wuchs nothwendig und unwillkürlich auch das Bestreben, neue Stützen und Handhaben zu suchen für den gedehntern Gedankenkreis. Während der Zeit des mythischen Processes, in der sich ganz besonders der Vorstellungskreis der Völker erweiterte, mußte sich in erhöhtem Maße dieses Bedürfniß kundgeben. Und in der That kam man in dieser Beziehung der religiösen Vorstellungsweise sehr früh entgegen. Neue Anregungen belebten den Geist und reflectirten sich in dem unwillkürlichen Drange, alle heiligen Tempelstätten und Götzenbilder, namentlich aber die innern Tempelwände mit Bildern und Zeichnungen aller Art zu versehen. Aber auch die Götzenbilder selbst, was waren sie mehr als verkörperte, und damit äußerlich fixirte Vorstellungen? Nehmen wir alles das, was die religiöse Kunst des Alterthums geschaffen hat, zusammen, so haben wir in allen Tempelverzierungen, Tempelbildern, in allen steinernen oder hölzernen Götzendenkmalen eine große Buchstabenreihe, gewissermaßen eine Lapidarschrift vor uns, die allen dem Cultus angehörigen Völkerkreisen objectiv deutlich und verständlich war. Aber alles das konnte dem vorschreitenden Geiste im allgemeinen nicht mehr genügen, die immer umfassender und

schärfer werdende Erinnerung drang mehr und mehr auf specificirtere Stützen und dem entsprechende Merkzeichen. Unwillkürlich griff man zum Bilde und versuchte es, die mythischen Göttergeschichten und dem entsprechende ähnliche längere Vorstellungsreihen zu fixiren und für die Erinnerung dauernd zu bewahren, und indem sich, wie bereits erwähnt, Grabmale und Tempelbauten mit Malereien und kleinen Bilderchen bedeckten, waren hiermit zugleich bestimmte Wurzeln unwillkürlich gegeben, aus denen sich die Schrift herausbilden konnte.

Im Bildungsprocesse der Schriftsprache wiederholt sich selbstverständlich nun bis zum gewissen Grade das Nämliche, was auch in der Sprachbildung bezüglich der Ausbreitung zur Geltung kam. Auch hier bei der ersten Fortbildung der bereits krystallisirten Grundwurzeln, durch welche der weitere Proceß sich vollzog, tritt verhältnißmäßig viel Subjectives zu Tage, und es würde auch hier wie dort wieder unbegreiflich erscheinen, wie unter dem Einflusse dieser subjectiven Ausbildungsweise sich eine völlig objective Allgemeinverständlichkeit der von Einzelnen verschieden gezeichneten Bilder und Schnörkel anbahnen konnte, wenn nicht in ganz derselben Weise die früheste Wurzelerweiterung und Fortbildung des Processes von solchen Individuen stattfand, die so erhöht dastanden, daß sie mit Recht als Lehrmeister gegenüber ihren Schülern dastanden, welche ihnen unbedingte Aufmerksamkeit und Nachahmung in dieser Beziehung schenkten. Wir sehen also, es vollzieht sich hier ganz derselbe Vorgang bezüglich der frühesten Ausbildung der Schriftsprache, wie bei der der Lautsprache, und zwar nur mit dem Unterschiede, daß hier dasjenige bereits gewissermaßen bewußter und deutlicher in den Vordergrund tritt, was bei der Ausbildung der objectiven Wurzelerweiterung der Sprache sich noch weniger bewußt und halb instinctiv vollzog, nämlich die Nachahmung des Schülerkreises gegenüber dem erhöht und objectiv erhaben dastehenden, allgemein anerkannten und aufmerksam verfolgten Lehrmeister. Waren, wie wir gesehen haben, für den

objectiven Lautproceß die hervorragenden Führer und Lenker bestimmter Volkskreise unwillkürlicherweise zu allgemeinen Lehrmeistern geworden, denen die übrigen durch Nachahmung ebenso unwillkürlich folgten, so verhielt es sich hinsichtlich des frühesten Schriftprocesses in ganz ähnlicher Weise, nur daß hier das Verhältniß des anerkannten Lehrers zu den Schülern thatsächlicherweise deutlich und ausdrücklich hervortrat. Die objectiv anerkannten Lehrmeister aber waren bezüglich des Schriftprocesses die mit hervorragendem künstlerischen Erfindungsgeiste begabten Zauberer und Priester, welche den Griffel zum Malen und Zeichnen so zu führen wußten, daß sie bestimmte Bildzeichen schufen, denen sie charakteristische Merkzeichen einzuverleiben wußten, die auf gewisse Vorstellungen mehr oder weniger mittelbar oder unmittelbar hindeuten konnten. Da jedoch diese Hindeutungen nicht immer in der Weise einleuchtend erfunden wurden und erfunden werden konnten, wie es unmittelbar nothwendig gewesen wäre, so fand hier, ähnlich wie bei dem Spracherweiterungsproceß, von der Basis der allgemein verständlichen Wurzeln aus, ein die aufmerksame Nachahmung und Beziehung beanspruchender Lernproceß statt, der freilich bezüglich der Schriftannahme viel schwieriger war und daher in einem viel höhern und auffälligern Grade hervortrat wie bei der Sprache, die sich bis zum gewissen Grade im allgemeinen „Lautgleisen“ bewegt, die als angeborene Sprachbefähigung einem bestimmten zusammenhängenden Volkskreise gemeinschaftlich waren. Der objective Lernproceß, der sich für die Sprache daher von gewissen Punkten aus sozusagen unwillkürlich rasch vollzog, war daher für die objective Schriftsprache viel schwieriger, und die ganze Entwickelung konnte sich daher nur mühselig von Stufe zu Stufe erheben und sich ursprünglich nur in ganz engen Kreisen vollziehen, um von hier aus sich zu weitern Kreisen zu erweitern. So kann es uns also bezüglich der Schriftsprache in psychologischer Beziehung nicht auffallen, wenn wir beobachten, daß sich überhaupt nur sehr wenige Völker anfänglich zu höhern Stufen

der Schriftausbildung emporschwangen und das Wesen dieser höhern Schreibsprache sich in den Ländern, wo es auftauchte, anfänglich sogar nur in den allerengsten eingeweihten Kreisen verbreitete, um sich von hier aus nur ganz allmählich auch in andern Volksschichten Geltung zu verschaffen.

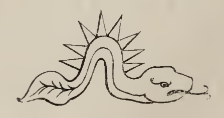
Was nun die unterste Schriftstufe angeht, auf der sich nur erst nach und nach im Bildermaterial (aus dem sich die Schrift aufbaut, wie die Sprache sich aus dem Lautmaterial erhob) die Wurzelansätze bildeten, so zeigt es sich allerdings, daß die meisten Völker der Erde diese Bilderstufe erreicht haben. Die Neigung zur Stütze der Erinnerung bestimmte äußere sichtbare Merkmale und dauernd sich erhaltende Gedenkzeichen, wie Bilder, Steindenkmale und andere Gegenstände aufzunehmen, die auf gewisse damit verknüpfte Vorstellungen hinweisen, finden wir durchgängig bei allen Völkern der Erde verbreitet. Nicht alle zwar erheben sich zur Fixation von Bildern; aber selbst im westlichen Australien fand Forster in Felsen eingegrabene Bilder, welche wir Grund haben als Bildschriften anzusehen. Auch von sehr vielen Indianerstämmen ist es bekannt, daß sie große Neigung besitzen, Zeichnungen und Bilder auf Thierfellen anzubringen, die in der Art, wie sie zusammengesetzt sind, beweisen, daß sie auf bestimmt zusammenhängende Vorstellungsketten hindeuten. Die mit diesen Bilderreihen angedeuteten und verknüpften Vorstellungen sind aber meist nur sehr schwierig zu enträthseln und zu entziffern. Die Subjectivität und Eigenart der Auffassung drängt sich bei diesen Zusammensetzungen von Bildern so sehr in den Vordergrund, daß dem Fremden und Uneingeweihten gegenüber diese Zeichnungen wie ein Rebus dastehen, an dessen Lösung er sich vergeblich versucht. Nicht mit Unrecht kann man daher hinsichtlich dieser Schriften annehmen, daß sie nur von einem kleinern Kreise selbst unter den Zeit- und Stammgenossen wirklich aufgefaßt und verstanden wurden. Eine Reihe von niedrigen Völkerstämmen besaß freilich nicht die Fähigkeit, Bilder auf Gegenstände zu zeichnen, und

ihre Erinnerungszeichen und äußern „Denkmale“ kamen daher nicht über Grabmale und gewisse Vorrichtungen zum Gedächtniß der Todten hinaus, doch findet sich bei ihnen häufig eine andere Sitte der malerischen Schreibweise, durch welche sie bekunden, daß auch sie in bestimmtester Weise das Bestreben fühlen, sich äußere sichtbare Merkzeichen in Rücksicht auf bestimmte Thatsachen und ausgezeichnete Ereignisse zu schaffen, durch welche sie der darauf bezüglichen Erinnerung zu Hülfe zu kommen suchen. Diese Sitte ist bekanntlich die Tätowirung, die bei den meisten Völkern zugleich ein mit religiösen Ceremonien vollzogener Brauch ist. Die Tätowirung ist eine malerische Auszeichnung der Person in Rücksicht auf Eigenschaften und Beziehungen, welche sich dieselbe durch Thaten und Handlungen nach dieser oder jener Richtung hin erworben hat, und in diesem Sinne sind die Tätowirstriche selten nur ein bloßer Schmuck, sondern es sind fast stets malerische und abergläubisch betrachtete Merkzeichen und also gewissermaßen Buchstaben und Bildzeichen, die auf damit verknüpfte Vorstellungen zurückdeuten. Offenbar ist die Tätowirung noch eine sehr rohe Stufe und unbehülfliche Art der Zeichenschöpfung, sie steht bei weitem tiefer wie die primitiven Malereien und die auf Thierfellen gefertigten primitiven Bildschriften der Indianer, und wir können sie daher in gewisser Hinsicht als die niedrigste Art des eigentlichen Schriftwesens ansehen. Schreiten indessen die Indianer und andere niedere Völker über diese niedrigsten Stufen hinaus, so erscheint es selbstverständlich, daß sich die Culturvölker sehr früh noch viel weiter erheben mußten, denn ihre Begabung und ihr Geschick sowol wie ihr Kunstsinn für die Malerei waren zugleich bei weiten entwickelter. Dennoch zeigen die frühesten Bilder, welche in den Culturländern Amerikas und am Nil als Schriftzeichen in Gebrauch kamen, noch eine große Aehnlichkeit mit den Bildschriften der Indianer, und nur langsam ging von hier aus der weitere Entwickelungsproceß der Schrift vor sich. Es gibt sich hier wie dort nur das anfängliche Bestreben kund, bestimmte Vorstel-

lungen durch eine bildlich möglichst bezeichnende Figur darzustellen. Blicken wir beispielsweise auf die indianischen Grabsäulen, die sich ganz besonders mit solchen Figuren bedeckt finden, so bemerken wir hier, daß die Vorstellung und der Begriff des Todes einfach durch einen Mann ohne Kopf bezeichnet wird. Nichts anderes ist es, wenn die Aegypter den Begriff der Nacht durch das Himmelsgewölbe und einen hineingezeichneten Stern darzustellen suchten. Ueber diesen rein bildlichen und symbolischen Charakter der Bezeichnungsweise ist die Schrift bei den niedern Völkern niemals hinausgewachsen, während sie bei denjenigen Völkern, welche genug mit Erfindungsgabe begabt waren, von dieser Basis aus höher entwickelt wurde. — Wie bereits angedeutet, waren es indessen verhältnißmäßig nur wenige Culturvölker, welche nach dieser Richtung hin eine natürliche und instinctive Erfindungsgabe entfalteten. Nur den amerikanischen Culturvölkern, und unter den Völkern der Alten Welt nur den Aegyptern und den Völkern der Keilschriften war es beschieden, nach dieser Seite hin besondere Talente zu entfalten. Können wir im Rückblick auf die gegebene Basis und auf das an die Hand gegebene ursprüngliche bereits bis zum gewissen Grade vorgebildete Material nicht von einer eigentlichen sogenannten Erfindung der Schrift reden, und zwar ebenso wenig wie wir von einer eigentlichen absichtlichen Spracherfindung reden konnten, so dürfen wir doch diejenigen Völker, die fruchtbringender wie die andern in den Fortbildungsproceß des Schriftwesens eintraten, beziehungsweise diejenigen einzelnen Individuen, die sich ganz besonders unter diesen Völkern für diese Fortbildung hervorthaten, im gewissen Sinne als die schrifterfinderischen bezeichnen. Wie wir mit gleichem Rechte bei Gelegenheit des Fortbildungsprocesses der Sprache auch von hervorragenden Individuen reden durften, die sprachschöpferischer auftraten wie die übrige Menge, so auch in Bezug auf die Schrift. Wenn uns alte Schriftsteller daher die Aegypter als die Erfinder der Schrift bezeichnen, und uns Plinius sogar einen hervorragenden Mann, und zwar Menon, als den Ur-

heber der ägyptischen Schreibweise nennt, so hat das für uns keinen andern Sinn, als daß eben dieses Volk, nebst den unter ihm befindlichen hervorragenden Persönlichkeiten, den Fortbildungsproceß der Schrift den übrigen Völkern gegenüber außerordentlich förderte. Daß von einer wirklich historischen Feststellung einzelner Namen hierbei gar keine Rede sein kann, ist einleuchtend. Stellen wir die Leistungen der Mexicaner und Aegypter hinsichtlich der Schriftweise nebeneinander, so erkennen wir sogleich, daß die Culturvölker Amerikas, so viel Talent sie entfalteten, dennoch bei weitem nicht jene Stufenreihe der Entwickelung erreichten, auf denen wir das hervorragende Schriftvolk der Alten Welt, nämlich die Aegypter, nach und nach emporsteigen sehen.

Die Mexicaner begannen ebenso wie die Aegypter von derjenigen Stufe der Bildschrift vorzuschreiten, auf welcher wir zugleich viele Indianerstämme und andere niedere Völker noch heute antreffen. Es werden auf dieser niedrigen Stufe der Schreibweise, wie bereits hervorgehoben, in Bezug auf eine bestimmte Vorstellung gewisse Bilder gezeichnet, die durch ein hervorragendes charakteristisches Merkmal oder durch das ganze Bild selbst auf den Inhalt hinweisen sollen, um dem Verständniß zur Stütze zu dienen. So wurde der Name Itzcoatl (Messerschlange) durch das Bild einer Schlange, die Stein-



messer auf dem Rücken trägt, wiedergegeben, oder das Wort Chapultepec (Heuschreckenberg) durch einen Berg mit einer Heuschrecke dargestellt. So faßlich und verständlich diese Schreibweise nun bis zum gewissen Grade erscheint, so umständlich, unbeholfen und so wenig flexibel verdient sie genannt zu werden. Kamen die Indianer und viele andere Völker über derartige Bildandeutungen nicht hinaus,

so erhoben sich die Mexicaner schon früh zu einer höhern Schriftstufe empor, die wir die „phonetische“ nennen. Es war bekanntlich Aubin, der fleißige und geistvolle Erforscher der mexicanischen Alterthümer, welcher genauer auf die Ausbildung dieser Schriftstufe in Mexico hinwies, nachdem Humboldt und Clavigero den Hinweis hierauf in ihren Beschreibungen der mexicanischen Kunst übergangen hatten.* — Auf der phonetischen Stufe werden die Worte bereits in einzelne Silben zerlegt, und je nach dem Klange derselben durch besondere passende Bilder wiedergegeben. So findet sich derselbe Name Itzcoatl im Vergara-Codex zerlegt in die Silbe Itz und coatl. Um ihn zu schreiben, malte man jetzt das Itz durch eine Waffe (Itzli genannt), die mit Obsidianblättchen besetzt war und die andere Silbe coatl, die Schlange bedeutet, durch einen irdenen Topf, Comitl, und darüber das Zeichen des Wassers, Namens Atl. Man verschmähte also hier das Bild der Schlange und hielt sich statt dessen an die Silbenklänge, für die man Zeichen und Worte suchte, die mit ähnlichen oder gleichen Lauten begannen oder gesprochen wurden. Es ist leicht zu sehen, daß mit dieser Fortbildungsweise der Schrift die Darstellung an objectiver Unmittelbarkeit verlor, daß sie complicirter, schwieriger verständlich, und sozusagen rebusartiger wurde; aber darauf kommt es vorerst für den Fortbildungsproceß der Schreibweise nicht an. Glichen jene Unmittelbarzeichen als selbstverständliche Bilder, die eine bestimmte Vorstellung deckten, den sprachlich unmittelbar verständlichen und auch der Thiersprache zukommenden Interjectionen, so, sehen wir, beginnt jetzt von diesen Wurzeln aus ein Erweite-

* „Herrn Aubin in Paris verdanken wir unsere erste klare Kenntniß einer Erscheinung von hohem wissenschaftlichen Interesse in der Geschichte der Schreibkunst. Es ist das ein wohlgeordnetes System phonetischer Charaktere, wovon Clavigero und Humboldt nichts bemerkt zu haben scheinen, da es in ihren Beschreibungen der Kunst nicht vorkommt.“ (Tylor, „Urgeschichte“, S. 116.) Vgl. Clavigero, „Storia-Antica del Messico Cesena“, II, 191, 248 fg.; Humboldt, „Vues des Cordillères“, XIII.

rungs- und Abzweigungsproceß, aus dem wir wahrnehmen, daß der Geist bemüht ist, die erste naive Auffassungsweise zu verlassen, um sie willkürlicher und selbständiger fortzuführen. Freilich mischt sich ebendeshalb in diesen Erweiterungsproceß sehr viel Subjectives, sodaß die Schreibweise an unmittelbarer Objectivität und Allgemeinverständlichkeit verlor, aber das Nämliche, sahen wir, war auch auf der sogenannten charakterisirenden Sprachstufe, in der die Wurzelbildung fortschritt und auf der ein allgemeinerer Erweiterungs- und Abzweigungsproceß der Wurzeln in ähnlicher Weise stattfand, der Fall. Bei der Sprache, sahen wir, wurde hinsichtlich der Schwierigkeiten, die sich für die Verständigung ergaben, die objectiv verständliche Fortbildung dadurch bewirkt, daß die Menge unwillkürlich einer bestimmten hervorragenden Person als Tonangeber innerhalb eines Sprachkreises nachzuahmen und zu folgen gezwungen war. Sollte ein allgemeinverständlicher Fortbildungsproceß der Schrift erzielt werden, so mußte also auch hier nothwendig die Autorität einer hervorragenden begabten Persönlichkeit und deren Schreibweise anerkannt, nachgeahmt und angenommen werden. Das war nun bei der Schrift zugleich um so leichter und gebotener, als es vorzugsweise nur die erfinderischen und im Nachdenken und Grübeln allen übrigen vorausgehenden Priester waren, die in den betreffenden Culturländern sich aus natürlichem Interesse der eigentlichen Schriftfortbildung widmeten. Denn die Priester waren es ja, welche vorzugsweise Gräber, Tempel und Opferbilder zu bemalen, zu schmücken und mit Gedächtnißinschriften zu versehen hatten, ihnen lag es daher auch mehr wie andern unwillkürlich nahe, die gegebenen Wurzeln zu spalten, zu erweitern und nach ihrer Auffassungsweise sinnbildlich fortzubilden. Wurde nun die Schrift anfänglich hiermit viel unverständlicher, geheimnißvoller und räthselhafter, so stimmte dieser Charakter ganz mit der Auffassungsweise des alten Priesterthums, das, wie wir gesehen haben, sich selbst als etwas Zauberisches und Geheimnißvolles vorkam und es somit auch

gern sah, wenn es sich nach allen Seiten hin mit räthselhaften tiefsinnigen Zeichen und Symbolen umgeben konnte, welche nur dem Eingeweihten zugänglich waren. Hier haben wir also einen charakteristischen Unterschied zwischen Schriftproceß und Sprachproceß zu verzeichnen, der leicht einzusehen und hervorzuheben ist. Der Entwickelungsproceß der Sprache erforderte zur Fortbildung innerhalb des Sprachkreises nothwendig den offenen, lauten Austausch der sich gegenseitig zugesprochenen Interjectionen, unterstützt und begleitet von Geberden. Nur öffentlich und von den Gliedern des Sprachkreises objectiv beobachtet konnte sich die Autorität für die Fortbildung dieses Processes geltend machen. Die Sprache, können wir daher mit Recht sagen, bildet sich allein unter dem Einflusse der öffentlich verkehrenden Gemeinschaft, sie sucht sozusagen auf dem Markte des Lebens die von allen gemeinschaftlich anerkannte Autorität, um daran einen offenen Austausch zu knüpfen, bei welchem das im Einzelnen entstehende Ungehörige unwillkürlich verworfen und ausgeglichen wurde.

Völlig anders erging es mit der ersten Schriftfortbildung. Diese vollzieht sich nicht öffentlich, auch nicht innerhalb der ganzen Gemeinschaft, sondern nur innerhalb einer hierzu besonders angeregten und befähigten Kaste, sie vollzieht sich somit seitab vom öffentlichen Markte des Lebens, sich anfänglich sogar nur im stillen fortspinnend, räthselhaft und geheimnißvoll, bei solchen Gelegenheiten auftretend, wo die religiöse Phantasie zugleich lebendig angeregt wurde. So geschah es, daß die früheste Schriftbildung in den Händen der eingeweihten begabten und hierzu befähigten Priester blieb und von der Menge ursprünglich im Tempel und auf Gräbern als ein räthselhaftes Wesen angestaunt wurde, das man zur Zauberei und zur Religion in Beziehung setzte. So erklärt es sich, daß wir die frühesten Schriftzüge vorzugsweise auf Tempelwänden, Säulen, Götzenbildern, Särgen und Grabmalen eingegraben finden, Objecte, die stets Veranlassung boten, die an Zauber und Wunder gewöhnte

Phantasie der kindlichen Menge jener Zeit geheimnißvoll zu bewegen.

Die phonetische Schriftstufe und Schreibweise, sagten wir, war ein Fortschritt des Schriftprocesses, trotzdem sich anfänglich Bilder und Züge hierbei für den Uneingeweihten ins Räthselhafte verloren; denn die selbstverständlichen Wurzeln erweiterten sich, es entstanden Abzweigungen, die sich dem Lautproceß und der Sprache zugleich anzuschmiegen und zu nähern suchten. Ueberall, wo die Schrift später in einer künstlichern und schwierigern Form aufgetaucht ist, mußte daher dem Entwickelungsgange gemäß vorher die phonetische Stufe bereits durchlaufen worden sein. Die phonetische Schreibweise, die sich von der unmittelbaren Objectivität durch Willkürlichkeiten bedeutend entfernt* und die daher nur dem Eingeweihten zugänglich blieb, bildete daher eine Zwischenstufe, die erst ganz allmählich zum eigentlichen Alphabet überführte. Die Mexicaner sind nicht über die phonetische Schreibweise hinausgekommen. Erst der befähigtern Priesterwelt der Aegypter und der Völker der Keilschrift war es beschieden, den Schriftproceß weiter fortzuführen und ihn zu einer noch höhern alphabetischen Stufe emporzuheben.

Ueberblicken wir die berühmten hieroglyphischen Inschriften der alten Aegypter, so treten uns eine Unzahl eigenthümlicher charakteristischer Bilder entgegen, wir erblicken tausenderlei Figuren, die uns leblose und lebendige Objecte darstellen sollen, und wir nehmen unter ihnen Thiere, Menschen, Pflanzen, Himmelskörper, Waffen

---

* So wurden bei dieser Schreibweise nicht nur ganz eigenthümliche Bilder gewählt, sondern auch oft ganze Silben ausgelassen, welche der Leser errathen mußte. Als Beispiel hierzu führen wir den Namen Teocaltitlan an, d. h. „Ort des guten Hauses", derselbe wurde durch die verschiedenen Silben (mit Ausnahme des eingeschobenen ti) ausgedrückt: durch Lippen (tentli), Weg (otli), Haus (calli) und Zähne (tlantli). Stellen wir die Anfangssilben der betreffenden Worte und dazu gewählten Bilder zusammen, so fehlt das ti, das errathen werden muß. Aber auch die gewählten Bilder, wie z. B. (das Bild des Weges mit Fußstapfen darauf) wird nicht sogleich verständlich erscheinen.

und Werkzeuge aller Art wahr. Kaum kann es hinsichtlich mancherlei Zusammenstellungen dieser Art etwas Rebusartigeres geben. Räthselhaft thut sich bei Betrachtung der Schriften ägyptischer Denkmale eine Welt vor uns auf, die uns im allgemeinen so unendlich viel zu sagen scheint und im einzelnen dennoch jahrhundertelang den spätern Völkern nur ein undurchdringliches Dunkel blieb. Wie und auf welche Weise in neuerer Zeit dieses Räthsel gelöst wurde, und welche hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der ägyptischen Schriftentzifferung einem Champollion folgen konnten, das zu berichten überlassen wir der Geschichte der ägyptischen Alterthumsforschung. Uns interessiren hier nur die ägyptischen Schriftzeichen vom Gesichtspunkte des geschichtlichen Entwickelungsprocesses des Schriftwesens selbst.

Ueberblicken wir den bisherigen Entwickelungsgang der Schreibsprache, so bemerken wir, wie sie vom unmittelbar selbstverständlichen Bilde, mit dem ein ganzes Wort durch ein congruentes Bild wiedergegeben wurde (wie das Bild des Pferdes für Pferd u. s. w.) sich zur phonetischen Schreibweise erhoben hatte, in der das Wort in Silben gespalten und jede einzelne derselben durch ein Wort und Bild wiedergegeben wurde, das mit der gleichen Silbe begann. Für den Eingeweihten und den mit den Bildzeichen Bekannten vereinfachte sich damit die Schrift; denn wo in der mexicanischen Sprache die sehr häufig gebrauchte Silbe co vorkommt, da wurde nun stets das Wort mit gleicher Anfangssilbe comitl (Topf) eingeführt und also stets für co ein irdener Topf gemalt. Damit war also für den Kenner ein dauerndes charakteristisches und typisches Zeichen für eine stets wiederkehrende Silbe gewonnen. Es gab in der mexicanischen Sprache in der That noch sehr viele andere Worte, die mit co begannen, um nun gerade das bestimmte Wort comitl allgemein zur Bezeichnungsweise für die Silbe co zur Verwendung zu bringen, dazu bedurfte es der Autorität, die, wie ersichtlich, für den Schriftproceß auf der phonetischen und

charakterisirenden Stufe in noch viel erhöhterer Weise nothwendig war, wie beim Sprachproceß. Es setzte sich also die bisherige Schrift aus selbstverständlichen Bildern, die wir Schriftinterjectionen nennen, und bestimmten Wortzeichen, die für bestimmte, stets in der Sprache wiederkehrende charakteristische Anfangssilben standen, zusammen, die wir deshalb kurz Schriftcharakteristica nennen.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift besteht nun ihrem Wesen nach theils aus solchen auf der untersten Stufe gebildeten Schriftinterjectionen, wie das Bild des Adlers für Adler, des Pferdes für Pferd u. s. w., theils jedoch aus solchen Bildern, die sich als Sprachcharakteristica ausweisen, wie z. B. das Wort Brotlaib, das Ta hieß, allgemein für die Silbe ta geschrieben wurde. Allein die Aegypter thaten noch einen weitern Schritt vorwärts und begannen die Worte nicht nur in Silben, sondern sogar in Laute zu spalten, und waren also bestrebt, bestimmte Worte, die mit einem bestimmten Laute begannen, dauernd für diesen stets wiederkehrenden Laut einzuführen. So also konnten die ägyptischen Priester dazu kommen, einfache Wortzeichen und Figuren zu einem Alphabet zusammenzustellen. Man schrieb nun für a das Bild des Adlers, weil der Adler Ag oder Achem hieß, für t eine Hand, weil sie Tot, für r einen Mund, weil er Ro, und für l einen Löwen, weil er Laboi genannt wurde, und so entstand ein ägyptisches A-b-c, das bereits Plutarch auf 25 Buchstaben angab.

Es gab jetzt also Interjectionsbilder, Schriftcharakteristica (oder Silbentypen) neben bildlichen Buchstabentypen in der Hieroglyphenschrift nebeneinander und miteinander gemischt, und es ist daher leicht zu übersehen, daß das Durcheinander der Schreibweise verschiedenartiger Stufen dem Leser die Entzifferung des Inhalts sehr erschwerte. Das Lesen war denn auch den eingeweihten Aegyptern selbst keine so ganz leichte Sache, und sie nahmen bei ihrer Schreibweise sehr häufig Rücksicht darauf, sich das Verständniß zu erleichtern, indem sie den Inhalt mehreremale hintereinander in phonetischer,

interjectioneller und endlich alphabetischer Buchstaben-Schreibweise wiederholten. Wo ihnen die selbstverständlichen Interjectionen zur Hand waren, nahmen sie dieselben selbst später gern noch in Gebrauch, um den Inhalt abzukürzen. Um aber die Interjectionsbilder von den alphabetischen Buchstabentypen zu unterscheiden, halfen sie sich dadurch, daß sie über dem Interjectionsbilde ein Zeichen, und zwar gewöhnlich einen Strich anbrachten. Wollten sie z. B. Mund schreiben, so schrieben sie nicht gern alle vier Buchstaben durch vier einzelne Bilder, sondern sie malten einfach einen Mund, der Ro hieß, da Ro aber auch alphabetisch für r stand, so wurde zum Unterschiede von r ein Strich über den gemalten Mund gemacht. Aehnlicher Abbreviaturen bedienten sich die Aegypter überhaupt gern, und sie griffen zu ihnen, selbst wenn sie das Bild nicht rein selbstverständlich und interjectionell zur Bezeichnung wählten, sondern nur eine sinnbildliche und ideographische Bedeutung dafür anführten. „Klein" hieß beispielsweise scherau und „schlecht" ban, beide Worte bezeichnete man gern durch das Bild des Sperlings, und zwar nur deshalb, weil dieser Vogel in Aegypten in großer Verachtung stand und den Fellahs ein Schrecken war. Aehnlichen Zeichen, die rein ideographischer Natur sind, begegnen wir in der ägyptischen Schrift sehr häufig, sie dienten zur Abkürzung und waren doch dem Gedächtnisse rasch zugänglich, sobald sie einmal aufgenommen waren. Die Hieroglyphen enthalten also, wie wir hiernach übersehen, vier Elemente, und zwar finden wir unter ihnen ein interjectionelles, ein phonetisches, ein alphabetisches und ein ideographisches. Unterstützten sich alle diese Elemente für den schreibenden Aegypter, so mußte die Abwechselung unter ihnen und die häufig auftretende Doppelschrift die Entzifferung für den uneingeweihten Forscher der spätern Zeit außerordentlich erschweren, und wir haben darin einen Grund zu suchen, weshalb sich die Aufklärung der einzelnen gefundenen Texte oft so verhältnißmäßig lange verzögerte.

„Die Hieroglyphen finden sich unverkürzt auf Holz und Stein

geschrieben, wo sie größer ausgeführt sind, oftmals farbig und ausdrucksvoll. Der Art der Charaktere gemäß kann die Schrift von oben nach unten, von links nach rechts oder umgekehrt laufen, das letztere ist wie in semitischen Schriften das Gewöhnliche." *

Erst ganz allmählich bildete sich nun neben der im großen ausgeführten priesterlichen Schrift, wie sie auf Stein und Holz zur Verwendung kam, noch eine dem entsprechende Currentschrift, die sich zu der mächtigen Bilderschrift wie unser Geschriebenes zum Gedruckten verhielt, und mit der man nun auch auf andere leichter zugängliche Gegenstände, wie namentlich auf Papyrus schrieb. Clemens Alexandrinus nannte diese Currentschrift Hieratisch. Aus diesem sogenannten hieratischen Alphabet hat sich, wie anzunehmen, das phönizische, das hebräische, das griechische und römische Alphabet abgezweigt, und auch wir Deutschen haben Grund anzunehmen, daß unsere Schrift ursprünglich den Hieroglyphen entstammt, sodaß unser heutiges a demnach nichts anderes wie ein im Laufe der Zeit entstelltes Bild des Wurzelbildes aus dem Aegyptischen wäre, das den Adler darstellte.

Bekanntlich hat sich in Aegypten neben der hieroglyphischen und hieratischen später noch eine dritte Schrift gebildet, welche die demotische heißt und einer jüngern Sprache angehört, die sich gegenüber dem eigentlichen alten, geheiligten Aegyptisch später ähnlich verhielt wie unser heutiges Plattdeutsch zum Hochdeutschen, oder besser, wie das Prakrit zum Sanskrit, oder die vulgär-arabische Sprache zur Sprache des Korans und der Hamasa. **

Die Geschichte des Schriftprocesses lehrte uns, wie wir sahen, daß die Schreibweise sich nur von bestimmten Volkskreisen (und zwar den priesterlichen) allmählich unter alle Schichten der Gesammt-

---

* Vgl. L. Stern, „Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter" („Ausland", Jahrg. 1869, S. 843).

** Vgl. ebend., S. 843.

bevölkerung verbreitet hat, und es hat verhältnißmäßig sehr lange gedauert, bevor das Schreiben über den Priester- und Gelehrtenstand hinausgedrungen ist. Wir können uns daher nicht wundern, wenn ein Schreiber bei den Aegyptern zugleich soviel wie ein Gelehrter, ein Wissenschaftler ist.* In der That diente ja der Schriftproceß hauptsächlich, wie wir im Eingange dieses Kapitels hervorhoben, dazu, die intellectuellen Kräfte zu heben, die Sammlung zu erleichtern, den Ueberblick durch die neu gestützte und getragene Erinnerung zu erhöhen, und somit die Combinationsgabe mehr und mehr in Aufschwung zu bringen. Der grübelnde erfinderische Geist hatte eine neue Stütze gewonnen, kraft deren er dem innern Vorstellungsleben überhaupt einen neuen mächtigen Anstoß zur Fortentwickelung verlieh. Immer umfangreicher und tiefer gestaltete sich, getragen durch dieses Hülfsmittel, die Anschauung der Dinge, immer vollkommener gelang es denen, welche sich mit dieser Stütze betraut gemacht hatten, die Weltgeschichte zu durchforschen und die Naturgeschichte zu erfassen, und wir können mit Recht sagen, was wäre der Forscher und der Gelehrte überhaupt ohne den Unterbau der Schrift, auf deren Pfeilern er sein Wissen stützt und dauernd befestigt. In der That, nur erst der feste Kitt der Schrift konnte dem durch die Phantasie trotz der Sprache bisher unstet getriebenen Vorstellungsleben jene dauernde Festigkeit und Continuität verleihen, durch welche sich die früheste Wissenschaft, die „Gelehrigkeit“ und das primitive Gelehrtenthum des grauesten Alterthums begründen und entwickeln konnte. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie sich die geistig-intellectuellen Anlagen durch die Beobachtung und Anschauung der Himmelserscheinungen erweiterten, wie sich besonders das Raum- und Zeitbewußtsein hob und eine ruhigere, weniger abschweifende Betrachtungsweise der Dinge allmählich platzgriff. Diesen Anstößen und äußern Anleitungen kam jetzt von anderer Seite die

* Vgl. L. Stern, „Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter“ („Ausland“, Jahrg. 1869, S. 843).

Entwickelung der Schrift zu Hülfe, um den Entwickelungsproceß der intellectuellen Fähigkeiten, die auf klarer Uebersicht aller Verhältnisse, auf Nachdenken, Ueberlegung, Sammlung und Berechnung beruhen, zu beschleunigen und zu verstärken. Eine ähnliche Unterstützung gewährten dem geistigen Streben nach Uebersicht und Berechnung zugleich die Merkzeichen der Zahlen, deren Entstehung wir im folgenden Kapitel betrachten werden.

Auch die Chinesen machten im Schriftproceß früh den Fortschritt von Bildern zur phonetischen Schrift. Sie begannen damit, die einfachsten Umrisse von Sonne, Mond, Schildkröte, Fisch, Axt, Baum, Hund u. s. w. zu zeichnen und bildeten so Charaktere, die noch heute vorhanden sind und als die Ku-wän oder alte Bilder von den Chinesen bezeichnet werden.* Diese Bilder haben sich selbstverständlich im Laufe der Zeit sehr verändert, doch sind ihre Formen noch zu sehen und werden noch in gewissem Maße in chinesischer Schrift angewendet, wie in den Charakteren für Mann, Sonne, Mond, Baum u. s. w. Die meisten der jetzt angewendeten Charaktere bestehen aus zwei Zeichen, und zwar das eine für den Klang, das andere für den Sinn, sie heißen hing-sching, d. h. Bilder und Klänge. Nun ist bekanntlich die chinesische Sprache sehr wortarm, und die Chinesen gebrauchen daher sehr viele gleichlautende Worte für viele Begriffe und Bezeichnungen. So bedeutet das Wort tschow = Wellenkräuseln, ferner heißt tschow Schwatzhaftigkeit, ferner das Flackern der Flamme, Wagendeichsel u. s. w., eigentlich aber ist die Haupt- und Grundbedeutung von tschow Schiff, und das Bild des Schiffes wird daher für das Wort tschow eingesetzt. Soll nun tschow Flamme bedeuten, so wird das Zeichen des Feuers darüber gesetzt, soll es Schwatzhaftigkeit bedeuten, so wird das Merkmal der Rede u. s. w. als Determinativ hinzugesetzt.

Was die Alphabete und ihre Entstehung anlangt, so hat Mr. Samuel Sharpe den Versuch gemacht, die hebräischen Buchstaben von ägyptischen

---

* J. M. Callery, „Systema Phoneticum Scripturae Sinicae", I, 29; Endlicher, „Chinesische Grammatik", S. 3.

Hieroglyphen abzuleiten, und bleibt auch noch mancher einzelne Punkt hierüber zu untersuchen übrig *, so dürfen wir doch als feststehend annehmen, daß die Juden und die Phönizier die Schreibkunst von den Aegyptern im wesentlichen überliefert erhalten haben. Fast mit Recht darf man aber vermuthen, daß das hebräische, samaritische, syrische und selbst das griechische Alphabet einen gemeinschaftlichen Urheber gehabt haben, da ihre Buchstaben in gleicher Ordnung folgen und fast gleiche numerische und vocale Bedeutung haben. Es ist möglich, daß von diesen Alphabeten das samaritische das älteste ist. Unter dem Namen des phönizischen ist das samaritische der Grundstock der meisten jetzt im Gebrauch befindlichen Alphabete. Die Juden gebrauchten es bis zur Zeit des Esra; als sie sich von den Samaritern trennten, wurde es dagegen durch das chaldäische (das jetzige hebräische Alphabet) ersetzt. ** — In Bezug auf das Schreibmaterial sei hier kurz erwähnt, daß es wahrscheinlich verhältnißmäßig langer Zeit bedurft hat, bevor die priesterlichen Schreiber der Urzeit auch auf andern Gegenständen, die nicht wie Tempelwände, Sarkophage, Säulen und Stelen geweiht und geheiligt waren, zu schreiben begannen. Erst in der Zeit, da sich durch die hieratische Schrift die Kunst verallgemeinerte und man das Schreiben zu vielerlei andern Zwecken zu gebrauchen begann, ging man dazu über, zugleich bequemeres Schreibmaterial herbeizuschaffen. In Aegypten wurde dann alsbald die Aufzeichnung auf Papyrusrollen allgemeiner, während Plinius wol nicht ganz mit Unrecht bemerkt, daß man als die ältesten Schreibmethoden die auf Palmblättern und auf Baumrinde ansehen könne, auf denen heute noch in Indien und Ceylon geschrieben wird. Daß das Schreiben auf Ziegen- und Widderfellen gleichfalls uralt ist, trotzdem Gesetzgeber und Religionsstifter der Dauerhaftigkeit und Heiligkeit halber auf Stein-

---

* Vgl. Tylor, „Urgeschichte", S. 131. Es wird nicht zu leugnen sein, daß sich bezüglich der spätern Ausbildung, Ueberlieferung und Vervollkommnung der Alphabete und alphabetischer Schreibmethoden schon in höherm Grade Willkür, Absicht und Erfindungsgabe Einzelner geltend machten. Ganz unverändert und ohne mannichfaltige Zusätze haben sich die Alphabete daher niemals übertragen können, und wenn uns Tylor sogar Beispiele beibringt, die völlig erweisen, daß sich selbst unter niedrigen Völkern Geister fanden, die (wie der Neger Momuru Doalu Bukere) eigenthümliche syllabische Schreibmethoden und Alphabete erfanden, so zeigt sich, daß hier schon die freie Erfindungsgabe vorwaltet und in den Vordergrund tritt.

** Vgl. auch „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1100.

tafeln schrieben (vgl. Exod. 26), beweisen uns die Urkunden der alten Jonier, die nach Herodot auf Schaf- und Ziegenfellen geschrieben waren. Die weitere Geschichte der Vervollkommnung des Schreibmaterials liegt nicht mehr im Bereich unserer Betrachtung. — Endlich sei noch hinzugefügt, daß auch die persischen Keilschriften ihren Ursprung gewissen Bildern verdanken, in ganz der nämlichen Weise wie die ägyptischen Hieroglyphen.

3.

Die Entstehung der Zahlzeichen.

Die Steinkreise als selbstverständliche niedergezeichnete Zahlzeichen. — Das Zählen als schärfstes und bestimmtestes Merken und Erinnern. — Die Unterstützung des Zählens als schärfste knüpfende und sondernde Verstandesoperation vermöge der Zahlzeichen als dauernde Erinnerungsmerkmale. — Hinweis auf die schwächere und undeutlichere Zahlunterscheidung der Thiere. — Die Feststellung der Zahl als vergleichbare Größe in Rücksicht auf einen constanten objectiven Grundmaßstab. — Das Zählen der niedern Völker durch Körpermaße, wie Finger und Handbreiten. — Das Zahlenmerken durch den Quipu und die Verbreitung dieser Zahlenmerkweise. — Hinweis auf die Hervorbildung der Zahlzeichen aus den Bildschriften. (Vgl. zugleich die Anmerkungen zum Schluß des Kapitels.)

In gleicher Weise wie die Bilder und Schriftzeichen sind auch die Zahlen nur objectivirte Erinnerungsmale und Gedenkzeichen, an denen sich die auf das Zählen gerichtete Verstandesoperation aufrichtet. Die Entstehung der Ziffern hängt zugleich aufs engste mit der Entstehung der Buchstaben zusammen. In einer ähnlichen Weise, wie die steinernen Monumente und Grabmale sichtbare und objectivirte Vorstellungen waren, die in ihrem Lapidarstile gewissermaßen mächtige Schriftzüge darstellen, aus denen wir lesen, was im Innern der Menschen vorging, und die uns noch heute in

ihren Zügen deutlich an die längstversunkenen Vorstellungen und Weltanschauungen der verflossenen Zeit erinnern, so bildeten die nebeneinandergestellten Grabsteine und Tumuli gewissermaßen ursprüngliche und selbstverständliche Ziffern, die zugleich auf die Anzahl der unter ihnen begrabenen Todten hindeuteten. Nicht nur an die Verschollenen und Abwesenden überhaupt wollte sich der Geist nachdrücklich erinnert fühlen, sondern er wollte auch jeden Einzelnen gegenüber den übrigen in der Erinnerung gesondert wissen, um keinen zu vergessen, deshalb bezeichnete er das Grab jedes Einzelnen selbst da, wo er eine große Anzahl von Todten zusammen zu beerdigen sich genöthigt sah. Für jeden Einzelnen schuf er sich durch ein Merkmal ein bestimmtes äußeres Erinnerungszeichen, das ihm lieb und werth war. — Backhouse bemerkte eines Tages in Vandiemensland, wie ein eingeborenes Weib mehrere Steine ordnete, welche flach, oval, etwa zwei Zoll lang und in verschiedenen Richtungen mit schwarzen und rothen Linien gezeichnet waren. Diese bezeichneten gefärbten Steine stellten, wie er erfuhr, abwesende Freunde vor.* Werfen wir einen Blick auf die sogenannten Steinkreise des Nordens, welche mit ihren wunderlich geordneten Merkmalen gemeinschaftliche Grabstätten darstellen, so erblicken wir in diesen sonderbaren Denkmalen Schriftzüge, die in ihrer Art, wie alle Steinsymbole überhaupt, die natürliche Vorstufe zur Bildschrift darstellten. Es sind alle diese Steindenkmale an sich selbstverständliche fixirte Erinnerungszeichen, in denen Begriff und Zahl noch völlig ungetrennt verschmolzen waren. Erst in einer spätern Entwickelungsperiode und bei weiterer Ausbildung des Schriftwesens konnte es geschehen, daß das Zeichen der Zahl an sich völlig bewußt von den Bildern getrennt wurde, welche letztern zugleich Begriffe und Vorstellungen ausdrücken. Fällt das Denken als intellectuelle Thätigkeit unbedingt schwer, oder ist es vielmehr gar nicht möglich ohne den stützenden

* Vgl. Tylor, „Urgeschichte", S. 139.

Unterbau der Sprache (weil sich ohne die sprachliche Hülfe die Vorstellungsreihen nur unbehülflich abwickeln und einander durch Abschweifungen gestört nicht klar und sicher genug folgen), so mußte sich dem entsprechend gerade diese Art von intellectueller Fähigkeit außerordentlich heben, sobald der Unterbau der Sprache abermals neue und festere Stützen in dem Schriftwesen gefunden hatte. Das genaue Zählen als eine schon höhere intellectuelle Operation konnte daher nicht früher klar und genau zu Stande kommen, bevor im allgemeinen Denken und Nachdenken so sicher gestützt waren, daß sich die hieran geknüpften Bewegungen übersichtsvoll nach allen Seiten hin gestalteten. Diese Uebersicht und Klarheit konnte aber erst völlig erreicht werden durch die äußerlich sichern Anhaltepunkte der Schriftzeichen, in denen sich das an der Hand der Sprache bewegende Denken sichtbar spiegelte. Der Geist erkannte gewissermaßen instinctmäßig sehr bald, inwieweit dem Processe des Nachdenkens das äußerlich sichtbare Merkzeichen nützlich und behülflich werden mußte, und die Naturvölker haben daher alle Versuche gemacht, sich bestimmter äußerer Merkzeichen zur Erinnerung wichtiger Handlungen zu bedienen. Wir haben in dieser Beziehung bereits das Tätowiren erwähnt. Es ist bekannt, daß bei Südseevölkern durch Tätowirstriche die Anzahl erschlagener und verspeister Feinde angemerkt wird und in dieser Beziehung dienen daher die Tätowirstriche zugleich als Zahlzeichen. — Das Schreiben mischt sich hier noch innig mit dem Zählen, und das deutliche, bewußte Zählen geht ursprünglich als Verstandesoperation ohne die unterstützenden hinzugenommenen Merkzeichen nicht von statten, ja wir können sagen, daß durch die Zahlzeichen unterstützt das Zählen und die Zahl nur erst vollends klar ins Bewußtsein tritt.

Daß auch die Thiere zählen können, diese Thatsache ist im allgemeinen nicht zu bezweifeln; denn es ist festgestellt, daß die meisten höhern Geschöpfe eine große oder eine kleine Menge von Feinden recht wohl zu unterscheiden wissen. Der Hase, der von

vielen Hunden gleichzeitig angegriffen wird, weiß dies, wie seine Bewegungen beweisen, recht wohl; er läuft ganz andere Wege, als wenn nur ein einziger Hund hinter ihm her ist. Würden wir aber aus dieser Thatsache den Schluß ziehen, daß die Thiere genau zählen können, so wäre das ein Irrthum. Man hat zwar mit einigen Thieren in Bezug auf das genauere Zählen Versuche angestellt und aus Beobachtungen schließen wollen, daß sie bis zu einer gewissen Zahl ganz deutlich zählen. Allein der Beweis, ob dieses wirklich ganz genau der Fall ist, läßt sich nur schwierig oder gar nicht eigentlich führen. Wir müssen daher dabei bleiben, daß nur erst die Stütze des äußern Merkmals diese Vorstellungsthätigkeit zu einem deutlichern und genauern Ausdruck bringt, diese Stützen entbehren aber die sprach- und handlosen Thiere von vornherein, und ihr Zählen bleibt daher ein nur mehr oder weniger unbestimmtes Rathen. Denn das Zählen als Verstandesoperation ist eben mehr als ein unbestimmtes Unterscheiden zwischen einem und vielem, wie es Hund, Hase, Elster und andere Thiere thun, es beruht seinem Wesen nach auf der genauen Einsicht in alle diejenigen einzelnen Theile, die sich zwischen das Eine und Viele einschieben. Das Zählen ist also offenbar nichts weiter als ein genaues und haarscharfes Unterscheiden, d. h. ein exactes Sondern und richtiges gegenseitiges Abwägen und Schätzen. Diese genauere Schätzungsweise bedarf aber nun eben, um klar zu Stande zu kommen, bestimmter und fester äußerer Merkzeichen, und je besser, sorgfältiger und geschickter wir uns durch solche äußere Handhaben und Zeichen zu unterstützen verstehen, um so besser und rascher werden wir Zahlen, Größen und Verhältnisse gegeneinander schätzen. Allein dieses Geschick mußte in der Urzeit nicht nur erst erworben werden, sondern es besaßen zugleich auch nur bestimmte Völker eine hierzu geeignete innere Begabung. Diese eigenthümliche Begabung wurde um so mehr erfordert, als das Zählen neben der erwähnten genauern Einzelunterscheidung zwischen Einem und Vielem als Verstandesoperation

gleichzeitig noch eine andere Thätigkeit voraussetzt, welche in höherm Grade nur wenigen Völkern von vornherein zukam. Diese Verstandesthätigkeit ist die Generalisationskraft, d. i. das abstrahirende Verallgemeinerungsvermögen. Die sogenannte Abstraction hatte bisher nur sehr geringe Anhaltepunkte gefunden; denn der Sinn und die Betrachtungsweise des Menschen waren ursprünglich zu mächtig an das Einzelne und Concrete gebunden. Die Sprache, welche dem abstrahirenden Generalisationsvermögen in vieler Hinsicht Hülfe leistete, war bezüglich der frühesten Anschauungen und Vorstellungen doch nur zumeist an solchen Dingen zum Ausdruck gekommen, die an ihrer charakteristischen Bezeichnungsweise erkennen lassen, wie sehr der sprachliche Bezeichnungssinn an den individuellen concreten Einzelmerkmalen haftete. Wollte der Mensch die Dinge verallgemeinern und ein gemeinsames Grundmerkmal an vielen Dingen suchen, um sie durch dieses zu kennzeichnen und zugleich alle übrigen individuellen Merkmale an den verglichenen Objecten zu übersehen und zurückzustellen, so mußte er hierzu nicht allein ein bereits hoch ausgebildetes Sammlungsvermögen, sondern, was gleichzeitig damit verbunden ist, auch eine zusammenfassende Uebersicht in der Erinnerung zur Vergleichung vieler der Vorstellung nicht sogleich gegenwärtiger Gegenstände besitzen. Das Erinnerungsvermögen ist es also ganz besonders, das hoch ausgebildet sein mußte, um den Abstractionsproceß überhaupt vollziehen zu können. Der feste Unterbau der Schrift aber war es eben ganz besonders, wie wir sahen, welcher der Erinnerung zu Hülfe kam, und zwar in einem noch viel höhern Grade wie die Sprache, und so können wir uns nicht wundern, wie einige Völker an der Hand der schriftlichen Erinnerungszeichen in Rücksicht auf eine ganz besonders hervorragende innere Anlage zur Generalisation, sehr bald dazu übergingen, alle concreten Gegenstände durch gewisse möglichst farblose Bilder und Zeichen (wie Striche, Finger oder Steine) so weit zu verallgemeinern, daß sie im Hinblick auf ebendiese abstracten Zeichen nur noch als all=

gemeine Größen irgendeines constanten und objectiven Maßstabes, d. h. als Zahlen, betrachtet wurden. In der That stellt uns die Zahl jedes beliebige Ding als bloße rechnungsfähige, d. h. mit andern Dingen in Bezug auf einen allgemeinen Grundwerth hin vergleichbare Größe vor. — Es ist noch etwas anderes, bestimmte Dinge und Gegenstände zu zählen, als alle Dinge überhaupt als bloße Zahlen und Größen in Bezug auf Raum und Zeit als letzte Grundmaßstäbe anzusehen. Erst diejenigen Urvölker, welche sich in ihren Anschauungen und Beobachtungen der Zeit und der Raumverhältnisse so hoch emporschwangen, daß sie einen Grundmaßstab einführen konnten, der sich der Uebereinstimmung und Anerkennung aller Beobachter zu erfreuen hatte, begannen thatsächlich zu rechnen und endlich zu berechnen. Wir werden in den folgenden Kapiteln genauer sehen, wie sich diese früheste Berechnungsweise der Dinge nach seiten des Raums und der Zeit ausbildete und wo sie ihre Anknüpfepunkte suchte, um zu objectiv anerkannten und constanten Werthmessern und Maßstäben zu gelangen. Für jetzt beschäftigt uns nur die Vorbedingung des Rechnens, nämlich die Entstehung und Hervorbildung der Zahl. — Das Zählen verhält sich zur Berechnung wie das Sprechen und Schreiben zur wissenschaftlichen, schriftstellerischen Gedankenarbeit. Wie das Sprechen am Laut, das Schreiben am Buchstaben, so kommt das Zählen gleichfalls nicht ohne Merkzeichen und nicht ohne genaue Unterscheidung, beziehungsweise Verallgemeinerung der einzelnen Gegenstände zu Stande. Schon früh zählten die Völker ihre Viehheerden. Aber die Objecte der Heerden waren Dinge und Gegenstände, die man sich stets vergegenwärtigen konnte, während der Mensch bei zunehmender Erinnerungskraft auch das zu zählen bestrebt war, das dauernd abwesend war. Hierzu bedurfte er ganz besonders äußerer Anlehnepunkte für die Erinnerung, und er suchte dieselben in nahe liegenden und bequem zur Hand gelegenen Gegenständen. — So geschah es, wie erwähnt, unvermerkt, daß der Urmensch die Todten an den Steinen zählte, die in dem

Steinkreise und der gemeinschaftlichen Grabstätte bei den Leichenceremonien für sie niedergelegt waren. Diese Steine waren ihm gleichsam selbstverständliche natürliche Merkmale, an welche sich unmittelbar das Zählen abwesender Gegenstände in der Erinnerung anknüpfte. Als nun in den bestimmten Culturländern die Schriftzeichen aufkamen, da behalf man sich nun nicht mehr mit Steinen, mit bunten Tätowirstrichen oder den Fingern, sondern man ging dazu über, auch für die Zahlen ganz bestimmte Schriftzeichen einzuführen. Dennoch hat es in einigen Ländern verhältnißmäßig lange gedauert, bevor man mit Hinweglassung der Finger zur Anwendung bestimmter Zahlzeichen überging. Die Völker, die das Schriftwesen überhaupt nicht hoch durchbildeten, blieben selbstverständlich bei den rohen bunten Tätowirstrichen oder bloßen äußerlichen Aufsammlung der Skalpe stehen, die ihnen die Zahlen der erschlagenen Feinde dauernd vergegenwärtigen mußten. Unter einigen Völkern bildete sich indessen noch ein anderes Verfahren aus, um Zahlen dauernd zu merken und leicht und bequem zu zählen. Dieses Verfahren bestand darin, als Erinnerungszeichen einen Knoten in eine hierzu bestimmte Schnur zu knüpfen. Diese Knotenschnur war der sogenannte Quipu. Das Wort Quipu bedeutet Knoten und gehört der peruanischen Sprache an. Die Quipos dienten in Peru als Merkzeichen selbst noch in jener Zeit, da die Cultur hierselbst sich außerordentlich entwickelt hatte. Dadurch, daß man die Schnuren zugleich färbte, versuchte man es auch, Verschiedentliches durch die Quipus zu bezeichnen, bequemer jedoch, wie zur bildlichen Bezeichnungsweise complicirter Vorstellungen, dienten sie zur Zahlenbezeichnung, und in der That waren die Quipus nichts anderes wie eine bequeme Zahl- und Rechentafel, und wir haben uns daher nicht zu wundern, wenn uns Tschudi berichtet, daß die Hirten auf den Gebirgsplateaux jener Länder noch heute die Ochsen, Kühe, Milchkühe u. s. w. der Zahl nach durch den Quipu verzeichnen. Tylor berichtet, daß auf diese Weise in alten Zeiten daselbst die Armee-

listen eingerichtet waren. Auf einer bestimmten Schnur waren die Schleuderer verzeichnet, auf einer zweiten die Streitkolbenträger, die Lanzenträger u. s. w. Wir besitzen eine große Anzahl Quipus, von denen es ungewiß ist, was sie eigentlich bedeutet haben; doch so schwierig und fast unmöglich es ist, ohne Schlüssel diese Verzeichnungsweise zu entziffern, so hat man doch ein Recht zu vermuthen, daß wir in ihnen nichts weiteres vor uns haben wie Stammlisten, Vermögensangaben, Kriegs- und Steuerlisten, sowie Zahlenangaben Verstorbener. In den südlichen Provinzen von Peru sollen sich, so berichtet Tylor, Indianer finden, welche vollkommen vertraut mit dem Inhalte gewisser aus alten Zeiten erhaltener historischer Quipus sind, allein sie halten ihre Kenntniß besonders den Weißen gegenüber geheim. Auch von den Chinesen behauptet man, daß ihre frühesten Aufzeichnungen an Quipusschnuren vorgenommen wurden, und in der That ist der Quipu ein in seiner Art so primitives Hülfsmittel, sich Merk- und Erinnerungszeichen in Bezug auf gewisse Vorstellungen und namentlich für Zahlen zu verschaffen, daß wir uns über den weitverbreiteten Gebrauch desselben in der Urzeit nicht zu verwundern haben. — Man findet den Quipu nicht allein in Ostasien und in den nach China hinüberdeutenden Culturländern Amerikas, sondern auch bei niedrigen Naturvölkern in Nord- und Südamerika, sowie auch in Afrika.

Was nun die Entstehung der Zahlzeichen anlangt, so wissen wir, daß bei den meisten schriftkundigen Culturvölkern sich die eigentlichen Zahlen erst aus den Schriftzeichen herausgebildet haben. Wir dürfen daher mit Recht vermuthen, daß die frühesten Zahlzeichen ursprünglich bestimmte alphabetische Buchstaben waren. So hat Prinsep nachgewiesen, daß die Zahlzeichen des Sanskritvolkes von Buchstaben sich ableiten, und zwar von denjenigen Buchstaben, welche als Anfangsbuchstaben der betreffenden Zahlwörter stehen. Eka heißt eins und das Zahlzeichen dafür ist dem e entsprechend,

dwi heißt zwei, und das Zeichen hängt daher mit d zusammen, tri heißt drei, und als Zeichen dafür wurde tr gewählt u. s. w.

Die genauern Untersuchungen ergeben, „daß das Sanskritvolk wahrscheinlich im 5. Jahrhundert vor Christi, also zur Zeit der persischen Achämenidenkönige, vielleicht aber auch noch viele Jahrhunderte später, sofern sie zum Schreiben der Zahlen sich wirklicher Zeichen bedienten, dazu die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter wählten, welche als Abkürzung benutzt wurden, und sofern mehrere Zahlwörter mit dem gleichen Buchstaben anfingen, auch wol umgekehrt oder sonst verändert wurden. Die Zahlen wurden dabei theils additiv, theils multiplicativ gebraucht". * Die alte Methode mit multiplicativer Schreibart und ohne Stellungswerth ist noch sehr lange in Uebung gewesen, nachdem die eigentliche Positionsarithmetik bereits erfunden war, und ist dem Princip nach noch in der Methode des Arya-Bhatta vorhanden. — Die eigentliche Rechnungskunst begann bekanntlich erst mit der Numerationsmethode und der Positionsarithmetik, zu deren Anwendung zugleich die Aufnahme des Nullwerthes nöthig wurde. Die Handhabung der Null findet sich indessen in einer so frühen Zeit noch nicht, und tritt erst in den Schriften des Brahmegupta auf, also ungefähr um das Jahr 600 nach Christi Geburt. Es erscheint als höchst glaublich und wahrscheinlich (wie auch von Brockhaus hervorgehoben wird, vgl. „Zur Geschichte des indischen Ziffernsystems" in der „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes", IV, 74 fg.), daß die Inder den Werth der Null erfunden haben. Ihre überschwengliche Phantasie war wenigstens am meisten dazu geeignet, sich früher wie andere Völker der Urzeit der Ausbildung der höchsten und niedrigsten Erkenntnißwerthe zuzuwenden. Was diese Erkenntnißwerthe vom Gesichtspunkte der Metaphysik anlangt, so sei hier bemerkt, daß in der concreten (angewandten) Metaphysik als der höchste Erkenntnißwerth der Begriff der Weltordnung erscheint, als die niedrigsten Grenzwerthe hingegen hier die Erscheinung der Ordnungslosigkeit, d. i. das Chaos und die Leere auftreten. Diesen Begriffen entsprechen in der abstracten Metaphysik die Begriffe des Seins (Substanz) und des Nichts. Ebenso ist es in der Metaphysik der Mathematik. Die Zahl erscheint hier als der Repräsentant der Ordnung.

---

* Vgl. Cantor, „Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker", S. 65.

Durch Zahlen messen, wägen, schätzen, ordnen und erkennen wir innerhalb der übersichtlich geordneten Verhältnisse von Raum und Zeit. Im Chaos und in der Leere, wo alle Grenzen verschwimmen, verwischt sind und aufgehoben erscheinen (vgl. Anmerkungen zu Kapitel 5 dieses Buches) läßt sich nichts mehr messen und bestimmen; denn die Gestalten sind hier zu einem völlig unklaren Continuum und Durcheinander zusammengeronnen, und da absoluter Stillstand der Zeit und völlige Aufhebung jeder discreten Folge in der Bewegung aller Dinge eingetreten ist, so läßt sich auch hier nichts mehr zählen. Im tiefsten Chaos und in der sogenannten Leere haben wir daher die niedrigsten Grenzwerthe der Erkenntniß. Im Merklichwerden dieser Zustände aber liegen ebenfalls Grenzwerthe mit Hinblick auf die hier allgemein wahrgenommene Aufhebung und Verundeutlichung der gegebenen geordneten meßbaren Verhältnisse. Je mehr sich daher das Chaos oder die Leere der Verhältnisse verwirklichen, je mehr sinkt die Deutlichkeit der Unterscheidung und Erkenntniß. Man kann daher in Rücksicht auf den sich für die Erkenntniß ergebenden Grenzwerth auch nur uneigentlich von höhern und tiefern Graden des sogenannten Chaos der Leere und der chaotischen Zustände reden, Grade, die alsdann vom Grenzwerthe *deutlicher* Erkenntniß als negative in sich unbestimmte Werthe abzuleiten sind, und die, weil sie über die klaren geordneten Formen von Raum, Zeit, Zahl und Maß hinausliegen, nicht mehr bestimmt gegeneinander festgestellt zu werden vermögen. Der Werth 0 ist nun metaphysisch betrachtet, wie sich ergibt, der werthvollste Erkenntnißgrenzwerth, der auf alle Unterscheidungsscalen des Unendlichen anwendbar ist und jedesmal da auftritt, wo von einem objectiv fixirten Punkte aus eine Reihe von Werthen unterschieden und festgestellt werden. Wo Unterschiede sind, lassen sich daher auch Nullwerthe feststellen. Im Chaos und der Leere, die überhaupt mit ihren einförmigen oder zerstreuten Zuständen unter den Grenzwerth der klaren deutlichen Erkenntniß sinken, sinkt demgemäß auch die *deutliche* Unterscheidung und das Festhalten der 0. Der mathematische Werth ∞ ist abstract betrachtet der Begriff des Seins, derselbe aber ist seinem Wesen nach das unzerstörbare ewige Etwas, d. h. die nicht fortzudenkende Substanz. Mit Einem Worte, das Unendliche läßt sich als solches nicht aufheben. Dieses unaufhebliche Sein als das Unendliche kann sich in concreto in den verschiedensten Formen bewegen, vom Werthe der höchsten und vollendetsten Ordnung bis zum tiefsten Grade des Chaos und der Leere. Welche Formen das Unendliche indessen auch annehmen mag, als Ordnung oder Unordnung muß es dem einmal vorgefundenen Grenzwerthe der klaren Erkenntniß gegenüber stets aufs genauste bestimmbar bleiben.

Das Unendliche kann daher, selbst im tiefsten Chaos oder als Leere gedacht, nicht das absolut Unbestimmte sein, denn wie tief auch das Chaos oder die Leere unter den Unterschieden der Ordnung aufhebend eingegriffen haben mögen, irgendein Werth gegenüber 0 muß sich hierfür in der Bestimmung noch ergeben, d. h. mit andern Worten: Was auch ein so tiefes Chaos oder eine völlige Leere dem Wesen nach sein mögen, einen hohen Grad der Unordnung gegenüber der Ordnung müssen diese Formen noch repräsentiren. Als das völlig Unbestimmte, Unterschiedslose und Allgemeine kann daher das Unendliche niemals definirt werden (wie man oft mit Rücksicht auf Spinoza auch unter Mathematikern behaupten hört). * Sagt man daher, ∞ sei größer oder kleiner als jede gegebene Größe, so bleibt das Unendliche doch noch stets eine bestimmte Größe gegenüber von 0. Denn wie wir uns auch wenden oder drehen mögen, niemals können wir 0 mit ∞ identificiren, sondern beides sind stets die Unterschiede die sich ausschließen und gegenübertreten. Mit Einem Worte, der Werth und Unterschied 0 läßt sich mit dem Werthe ∞ niemals identificiren, aber auch nicht loslösen, er ist der Schatten, der dem Lichte des Unendlichen als sein unaufheblicher Unterschied folgt. Nur der, welcher das Unendliche selbst zu 0, das Etwas zum Nichts aufheben zu können meint, oder wer das Unendliche selbst = Nichts setzt, kann metaphysisch in diese Verirrung verfallen. Es ist daher wohl zu merken, daß der Werth 0 niemals = dem absoluten Nichts ist (was wir von Mathematikern oft genug fälschlich behaupten hören), sondern der Nullwerth ist nur der auf jeder Unterschiedsscala auftretende Grenzwerth, von dem aus die Werthe contrastiren. Weil aber das concret Unendliche niemals ohne Unterschiede gedacht zu werden vermag, die in ihm ausgesprochen liegen, kann man auch den Werth ∞ niemals ganz ohne Rücksicht auf den Grenz- und Differenzwerth 0 auffassen. Wie ein Kreis, sei er noch so unendlich groß, ohne Centrum nicht denkbar ist, so ist auch das unendliche Sein nicht ohne diesen ersten und letzten Bestimmungspunkt der Richtungen und Unterschiede, die sich von ihm aus ergeben, denkbar, und so ist ebenso wenig das Unendliche in seinen Differenzen ohne den centralen Orientirungspunkt eines bestimmten Grenzwerthes denkbar, sei derselbe von der äußersten Peripherie des unendlichen Kreises (um im Bilde zu bleiben) auch noch so undeutlich unterschieden. Weil eben alle Wesen und Dinge sich in ihren Bewegungen voneinander abgrenzen und unterscheiden, kommt ihnen auch deutlich oder

* Vgl. Caspari, „Leibniz", S. 102.

undeutlich, bewußt oder unbewußt irgendeine Schätzungsweise ihrer Richtung und Bewegung zu. In der Schätzungsweise aber selbst liegt die Feststellung irgendeines orientirenden Grenzwerthes. Dieser orientirende objective Grenzwerth ist auf allen Unterschiedsscalen der Nullwerth. Wollten sich die Sterndeuter des frühesten Alterthums klar über den wechselnden Fluß der Gestirnbewegung orientiren, so mußten sie zuerst einen Punkt auffinden, der unter allen Punkten am Himmel am meisten ruhte, d. h. dessen Bewegung den übrigen gegenüber möglichst 0 war. Ueberall auf allen Unterschiedsscalen drückt daher 0 nur die merkliche Grenze des Contrastes aus, der sich zwischen positiven und negativen Werthen ergibt. Metaphysisch betrachtet ist daher eben der Werth 0 der unaufhebliche Unterschied im Unendlichen selbst. So viel über die Begriffe der Null, der Zahl und des Werthes ∞. Kehren wir jetzt zu den Zahlzeichen zurück. Auch in Babylon finden wir die Zahlzeichen mit den Schriftzeichen aufs innigste verwachsen, und zwar sind die Zahlzeichen in allen verschiedenen Keilschriften dieselben. Der Verticalkeil wurde für die erste Einheit gebraucht gleich einem aufgehobenen Finger, der sogenannte Winkelhaken stand für die Zahl 10. Grotefend erinnert bei diesem Zeichen an die zehn Finger der beiden Hände, welche man in dieser Weise beim Beten oben geschlossen aneinanderlegte. Daß das Zählen und die Zahlsysteme fast bei den meisten Völkern an die Finger und Zehen der Füße anknüpfte, beweisen uns die bei so vielen Stämmen angetroffenen Zehner-, Fünfer- und Zwanzigersysteme. Ueberhaupt lag es bei dem großen Einfluß der Geberde auf die Sprache sehr nahe, sich auch der Finger und Hände ähnlich wie der Taubstumme zu gewissen Zeichen zu bedienen, und so mögen denn mancherlei Schrift- und Zahlzeichen in ganz besonderer Rücksicht auf die Hand und Fingerstellungen zu Stande gekommen sein. Die Aegypter zählten in ihrer Hieroglyphenschrift mit senkrechten Strichen nach der Art der einzelnen Finger bis neun und machten dann ein besonderes Zeichen für zehn. Ein neuerer Beobachter sagt von den Creeks, daß sie ähnlich wie die Aegypter nach Zehnern rechnen, und indem sie auf Grabsäulen die Lebensjahre des Verstorbenen, die Skalpe die er genommen oder die Kriegszüge die er geführt hat, aufzeichnen, für Einheiten senkrechte Striche und für zehn ein Kreuz machen. (Vgl. Tylor, S. 134.) Auch dieses Kreuzzeichen erscheint gewissermaßen als eine Handgeberde, ähnlich der des Winkelhakens der Keilschrift, auf welche Grotefend hinweist. Wie die römische V an die gespreizte Hand, so erinnert die X an das Aneinanderlegen beider gespreizter Hände nach entgegengesetzter Richtung. Der bildliche Ursprung der I, II, III in dieser Beziehung steht außer Zweifel.

„Zahlreiche Zeichen, die in technischer Schrift noch üblich sind, wie unter anderm die astronomischen ⨀ ☽ u. s. w., leben noch, um zu zeigen, daß selbst inmitten der höchsten europäischen Civilisation der Geist der frühesten und rohesten Schreibform nicht ganz erloschen ist.“ (Vgl. Tylor, S. 134.) Die Babylonier und andere asiatische Völker bedienten sich bereits in sehr früher Zeit zur Erleichterung des Zählens und Rechnens des sogenannten Rechenbrets. * Auf diesem Rechenbret, in dem bestimmte Abtheilungen übersichtsvoll zum Einblick in die Zahlengrößen angebracht waren, konnte der Kaufmann und Handelsreisende des frühesten Alterthums bereits sein Zahlengedächtniß aufs beste äußerlich unterstützen. Die Aegypter standen im allgemeinen, was die Rechen- und Zahlenkunst anbelangt, gegen die Babylonier zurück, und sie bedienten sich noch zu Herodot's Zeiten eines unbehülflichen Rechnungsverfahrens mit Steinchen. Babylon war in dieser Hinsicht früh voraus. Im frühesten Alterthum war diese Stadt bereits ein Hauptstationsort der durchziehenden handeltreibenden Karavanen, die nach der Levante, nach Indien oder China hinüberzogen. Allgemein anerkannte Grundwerthe in Bezug auf Maß und Gewicht wurden hier früh zur Geltung gebracht, und eben dieses Uebereinkommen bezüglich objectiver Maßstäbe brachte nicht nur den Tauschhandel in Flor, durch die Herausbildung einer gemeingültigen Münze als conventionellen Werthmesser des Güterumsatzes, sondern diese Uebereinstimmung wirkte auch hinüber auf die wissenschaftlichen Gebiete, sodaß auch später die astronomische Beobachtungs- und Berechnungskunst hier einen großen Aufschwung nahmen. Das Rechnungswesen überhaupt, das den Handel charakterisirt, kam nach allen Seiten hier zu bedeutender Ausbildung. Nicht sowol Addition und Multiplication, sondern auch Proportionsrechnung bildeten sich hier früh aus, und es wird uns hiernach nicht wundernehmen, daß hier auch die Lehre von den Progressionen und sogenannten Medietäten sich ausbildete. Jamblichus berichtet, daß Pythagoras die harmonische Medietät aus Babylon, wo sie erfunden wurde, nach Griechenland gebracht habe. Wir lassen dahingestellt, inwieweit diese Angabe verbürgt ist, und wollen nur betonen, wie früh sich Babylon mit seinen einförmig aussehenden und an die Fingerzeichen überhaupt erinnernden Keilschriften bezüglich des Rechnungswesens über Aegypten erhoben hat.

---

* Ursprünglich malte man die Zeichen und Ziffern zu gegenseitigem Verständniß auf Sand. So hängt abacus, αβαξ, Tafel, Rechenbret, Bret, wahrscheinlich mit dem hebräischen abag, Staub, zusammen. Pulvis et abacus gelten zugleich sprichwörtlich als die Abzeichen eines Mathematikers. (Vgl. Geiger, „Ursprung der Sprache“, I, 295.)

4.

Der Einfluß der Schrift auf Mythus und Religion.

Rückblick auf die drei großen Entwickelungsanstöße des Geisteslebens. — Der Anstoß und die Einwirkung der Schrift auf die zur Zeit noch phantastische und mythische Denkweise. — Die frühesten Aufzeichnungen noch völlig vom mythischen Processe beeinflußt. — Die Aufzeichnung der Sagenkreise durch die Priesterwelt und die schärfere Charakterisirung der Sagen unter dem Einflusse der Schrift. — Die ursprünglich nur dem Eingeweihten zugänglichen Priesterschriften und die sich an den Schriftsatzungen ausbildende Priesterlehre. — Der Aufschwung des Priesterthums durch die Schrift, der sich neu begründende Wechselverkehr der Priester in Rücksicht auf Satzungen und Lehren, und die Zusammenfassung der Localculten innerhalb eines Volkskreises zu bestimmten herrschenden Göttersystemen. — Der im polytheistischen Göttersystem anerkannte und hervorgehobene Mittelpunkt eines Götterkönigs als Entwickelungskeim des Monotheismus. — Die Licht- und Schattenseiten des Schriftwesens und die Möglichkeit dauernder Festlegung des Irrthums durch den Buchstaben.

Drei großartige und hervorragende Epochen der frühesten geistigen Entwickelungsgeschichte sind es, in denen der Aufschwung des menschlichen Vorstellungslebens und des Anschauungsvermögens von gleich mächtiger Bedeutung war. Die erste dieser Epochen fällt in jene sehr frühe Zeit, da das Sprachvermögen außerordentlich unter den Völkern an Wachsthum zunahm. Hiermit erweiterte sich der ursprünglich nur geringe geistige Abstand zwischen den

höchsten Thieren und Menschen bis zu jener Kluft, die für alle Zeiten diese Geschöpfe völlig voneinander trennen sollte. Die zweite Epoche beginnt mit der tiefern Entwickelung der aus der naiven thierischen Apperceptionsenge heraustretenden Weltanschauung. Es war die Zeit, da der menschliche Sinn durch hervorragende hülfreiche Erfahrungen in seiner nächsten Umgebung die Stützen und Schwingen gewann, mit denen er sich hinaushob in die fernabliegenden Gefilde des Makrokosmus, es war die Zeit, da der regelmäßige Lauf und Wechsel der Gestirne für ihn ein dauerndes tiefes und unauslöschliches Interesse gewann, das der thierischen Auffassung noch abging. — Und als nach dieser großen Entwickelungsperiode der mythische Proceß, der jene erweiterten Anschauungen widerspiegelt, verschiedene Phasen durchlaufen hatte, war eine dritte große Epoche für das sich ausbildende menschliche Geistesleben hereingebrochen, und zwar durch die neu gewonnene Stütze der Schrift. Abermals hoben sich, getragen von diesem festen Unterbau, nach allen Seiten hin die geistigen Anlagen und Kräfte, und in einem neuen erhöhten Lichte begann das bisher Gewonnene zu leuchten. — Durften wir mit Recht sagen, daß der Mensch mit der Sprache aus der Thierwelt gleichsam in das eigentliche Menschenthum übertrat, so tritt der Geist aus dem Reiche der Sagen, in das ihn seine lebendige Phantasie auf dem frühesten Standpunkte eingesponnen hatte, durch die Stütze der Schrift in das Reich der mehr und mehr zu übersehenden Geschichte. Einen neuen festen Anhaltepunkt hatte der Geist gesucht und gefunden, seine Erlebnisse bemühte er sich jetzt dauernd so festzuhalten, wie Sinn und Auffassung es eingaben. Freilich war diese Auffassung ursprünglich noch eine wenig geläuterte; denn sie war anfänglich noch nicht frei von den Einflüsterungen einer überschwenglichen und erregten Phantasie, die während des ganzen mythischen Processes so mächtig ihre Schwingen regte und den Sinn des Geistes gefangen nahm. Aber das Streben machte sich doch wenigstens von nun an geltend, den wogenden

Strom des mythischen Processes gleichsam zum Gefrieren zu bringen, um seine Producte in den beweglichen Wellen der fortschreitenden Zeit nicht völlig versinken zu lassen. Fast unabsichtlich, man möchte sagen halb spielend, war das Priesterthum (als die früheste Schriftgelehrtenschaft im wahren Sinne des Worts) dazu gezogen worden, die sich an ihre heilige Tempelstätte knüpfenden Mythen, Göttergelegenden und sagenhaft durchsetzten Traditionen auf die Säulen und Wände zu malen, in einer bilderreichen Schrift, die ursprünglich nur der eingeweihten Priesterschaft und Gelehrtenschaft lesbar war, und deren Züge für die Menge ein Mysterium blieben. Aber nicht zu lange sollte diese ausschließliche Priesterweisheit dauern; denn nur zu bald erkannte die obere Staatsbehörde den Nutzen der Schrift auch für die Aufbewahrung der Staatsereignisse und für die dauernde Erinnerung an die Namen der mächtigen und wohlthätigen Herrscher, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die früheste Schriftgelehrtenschaft, die ja mit der Staatsleitung stets in ganz besonderer Verbindung war, auch angewiesen wurde, die Namen und Thaten, nicht nur der sagenhaften Götter, sondern auch die der Herrscher des Landes in großen dauernden Schriftzügen an den dazu passenden Denkmalen zu verewigen.

Der Einfluß der Schrift auf den zur Zeit noch in hoher Blüte stehenden mythischen Proceß ist so tiefeingreifend, daß es in psychologischer Hinsicht schwierig erscheint, ein umfassendes Bild davon zu entwerfen.

Nachdem mehr und mehr die Schrift zur Anwendung kam, mußte der mythische Proceß allmählich in einen Zersetzungsproceß übergehen. Die geschichtliche Tradition, die sich ursprünglich so innig, wie wir sahen, mit dem Mythus verwebt und verschmolzen hatte, begann sich von nun an, da die Erlebnisse des Volkes aufgezeichnet werden konnten, auszuscheiden und zu sondern, sie löste sich von dem weitern Verlaufe des mythischen Processes selbständiger los. Freilich aber würden wir fehlgreifen, wenn wir meinten, diese

Sonderung der geschichtlichen Thatsachen von den mythischen, phantastischen Anhängseln (die noch immer fortlaufend trotz aller schriftlichen Aufzeichnung fast unwillkürlich dazugesellt wurden) wäre mit Einem Schlage vor sich gegangen. Noch waren in dieser Zeit die Kräfte der Phantasie in einer viel zu lebendigen Erregung, und der bisherige Gedankenkreis war viel zu sehr von mystischen Elementen belebt, als daß sich der Schreiber und Schriftgelehrte jener frühen Zeit schon einer ganz unbefangenen und reinern Auffassung hätte befleißigen können. Alles das, was anfänglich, d. h. zur Zeit des Beginns einer historischen Aufsammlung und Aufzeichnung der Traditionen und Volkserlebnisse, von Priestern, begeisterten Sängern und schriftgelehrten Dichtern niedergeschrieben wurde, war noch theilweise vom Mythus umfangen und trug daher bis zum gewissen Grade nothwendig noch das Gepräge der mystischen Darstellung. Ja selbst noch in einer verhältnißmäßig viel spätern historischen Zeit hat sich ganz besonders die Priesterwelt und die eigentliche Schriftgelehrtenschaft von den Eingebungen ihrer religiösen Phantasie, in der noch immer Elemente des mythischen Processes nachwirkten und fortlebten, nicht ganz loszumachen verstanden. Der strenge Historiker hat daher ein Recht, gegen alle diejenigen Aufzeichnungen als Quellen ganz besonders vorsichtig zu sein, die von priesterlichen Händen gefertigt, oder doch von Schriftgelehrten und Dichtern niedergeschrieben wurden, die nachweislich von religiöser Begeisterung und hoher Phantasie belebt waren. — Nur erst ganz allmählich konnte sich die unbefangenere Geschichtschreibung von der mythischen und allegorischen Auffassungsweise der Thatsachen und Erlebnisse befreien.

Die eigentliche Geschichtschreibung ist, wie wir demnach ersehen, nur erst ein verhältnißmäßig sehr später Gewinn des Schriftprocesses.

Betrachten wir nun genauer die ursprünglichen Einwirkungen, die das Schreiben auf den mythischen Proceß und die Cultur im

Allgemeinen ausübte. — In den mythischen Proceß griff in der That die Schrift gleichsam, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, wie mit Schleusen ein, seine immer höher gehenden Wogen begannen sich mehr und mehr zu sammeln und konnten so allmählich zur Ruhe kommen. Jeder local ausgebildete Cultus irgendeiner Gottheit, der sich an seine bestimmte Tempelstätte oder an einen andern heiligen und geweihten Ort anknüpfte, hatte sich zugleich in einen bestimmten Sagenkreis gehüllt. Diese Sagen, die sich in unsicherer und flüssiger Form bewegten, fristeten bisher nur ein schwankendes, stets veränderliches Dasein, und nur wenige Kernpunkte, die durch bestimmte symbolische Handlungen oder durch ein charakteristisch aufgestelltes Idol tiefer fixirt waren, konnten sich dauernder erhalten. Nunmehr aber, da sich die Priester der Schriftkunde bemächtigten, fühlten sich dieselben alsbald unwillkürlich angetrieben, den ihnen heilig erscheinenden und mit ihrem Cultus verbundenen Sagenkreis aufzuzeichnen, d. h. durch bestimmte Schriftworte für ihre Nachfolger möglichst zu fixiren. Damit war nun der ursprünglich bewegliche Fluß des mythischen Processes im wesentlichen gehemmt, denn es kam hiermit ein festeres, haftbares Element, an dem die Treue der Erinnerung eine Stütze fand, in die mythischen Ueberlieferungen. So, sehen wir, wurde die Schrift für den Mythus und seine ausschweifende Bewegung ein nützlicher Hemmschuh. Erst jetzt unter dem Einflusse der Schrift konnten nun die Sagen eine genauere charakteristische Gestalt gewinnen, die sich um die nunmehr mit größerer Treue bewahrten und niedergeschriebenen Kernpunkte krystallisirte.

So waren also mit den aufbewahrten und heilig gehaltenen Aufzeichnungen, die nach Art der frühesten Bildschrift nur den eingeweihten Kennern lesbar waren, und die also für die Volksmenge noch ein Mysterium bildeten, festere und bestimmtere Mittelpunkte gewonnen, die dem einzelnen Cultus eine consolidirtere Gestalt und festeres Gepräge gaben wie bisher. Und so geschah es, daß der

Cultus nach manchen Seiten hin hiermit überhaupt einen Aufschwung erhielt, und zwar um so mehr, als die jetzt im Lapidarstil aufgezeichneten Ideen und niedergeschriebenen Sagen, die sich auf den Cultus bezogen, den Priestern im Grunde weit mehr als bloße heilige Ueberlieferungen waren. Die Mythen waren den Priestern der Urzeit, die ja, wie wir sahen, nicht nur Vorsteher des Opferwesens, sondern dabei auch Heilkünstler und Naturkundige waren und die vorzugsweise als Seher, Propheten und Wahrsager auftraten, wie wir wol zu bedenken haben, nicht etwa nur freundliche Märchen, Dichtungen und bloße Sagen, sondern es waren ihnen heilige, hochgehaltene Ueberlieferungen, in deren mystischen Kernpunkten sie einen tiefen religiösen Sinn aufzusuchen sich bemühten, an welchen sie anknüpften, um zu lehren und zu weissagen. So wurden die mythischen Erzählungen und die Göttergeschichten, welche in Rücksicht auf die zauberisch betriebene Naturkunde und die kosmische Anschauung der Urzeit so wunderlich nach physikalischer Seite hin ausgesponnen worden waren, ein reicher Schatz für mystische Sinnsprüche und Satzungen, an welche sich die dichtende und lehrende Priesterwelt der Urzeit anlehnte und deren Form man weiter ausprägte und niederschrieb. Die hieraus geschöpften Lehren, Sinnsprüche und Weissagungen aller Art bildeten in ihrer mystischen und ursprünglich nur dem Schriftkenner zugänglichen geschriebenen Form freilich ein Mysterium, in das einzudringen nur den Priestern vergönnt war. Aber es war die Aufgabe der Priester als Weise, diese geschriebenen mysteriösen Satzungen zu studiren und neue Schüler in dieselben einzuweihen. So, sehen wir, führte die Schrift den beweglichen mythischen Proceß, indem sie ihn bis zum gewissen Grade hemmte, gleichsam zu einem Krystallisationsproceß, durch welchen sich Satzungen erzeugten, welche mehr und mehr den M y t h u s zur L e h r e umbildeten. Der Mythus bestand ja, wie wir gesehen haben, in seinen Grundelementen aus Traditionen nebst Beimischung physikalischer Betrachtungsweise, und bildete so in seinem

Material eine treffliche Grundlage, an welche die nach sinnreichen Lehren strebenden Priester und Sänger nach allen Seiten anknüpfen konnten. So entstanden mit Hülfe der Schrift allerlei sinnreiche Satzungen, Lehren und Gesänge, und was dem Charakter der Urreligion, die sich so innig an das geheimnißvolle Zauberthum anschloß, ganz besonders ansprach, auch Geheimlehren. Primitive Naturkunde, d. h. physikalische kindliche Betrachtungsweisen der Wirkungen der Naturkräfte, sinnbildlich dargestellte moralische und religiöse Lehren, nebst Orakeln und Weissagungen, die geheimnißvoll vorgetragen wurden, bildeten im wesentlichen die ursprünglichen Grundlagen zu den meisten solcher Mysterien.

Die Schrift, die ursprünglich von der Priesterwelt fortgebildet und geübt wurde, mußte auch das Priesterthum heben und ihm einen ganz besondern achtbaren Anstrich verleihen. Priesterstand und Culten mußten sich daher in jenen Ländern, in denen die Schrift ein ursprüngliches Priestermonopol war, ganz außerordentlich neben der Staatsgewalt emporschwingen. Kein Land ist besser geeignet, uns diese Wahrheit vor Augen zu führen, wie Aegypten. Ein inniger Wechselverkehr der ganzen Priesterwelt begann sich jetzt auszubilden, ein Verkehr, dem der Austausch der niedergezeichneten Mythen und Sagenkreise die Grundlagen eines bisher in dem Maße nicht gekannten Interesses verlieh, durch welches zugleich ein höherer Gedankenaustausch befördert wurde. Mehr und mehr begann man die im Lande bestehenden Localculten und Mythen zu vergleichen und dichterisch fortzuspinnen, die nahe liegende Vergleichung forderte dabei auf, das Aehnliche zusammenzufassen, und so konnte es allmählich geschehen, daß die untereinander in näherer Verbindung stehende Landespriesterschaft die Localculten verknüpfte, die Götter und Göttinnen zusammenstellte und die ohnehin oft schon verwandten und miteinander verwachsenen Mythen zu einem ausdrücklichern System vereinigte. In diesem so entstehenden polytheistischen Göttersystem wurde nun derjenigen Gottheit die allgemeine Herrschaft

zuerkannt und derjenige Cultus mithin in den Mittelpunkt gestellt, welcher am häufigsten im Lande und vom gemeinschaftlichen Volke zugleich am höchsten und in den in dieser Hinsicht bedeutendsten Orten verehrt wurde. Um diese höchste Landesgottheit gruppirten sich alsdann die übrigen Gottheiten in den verschiedensten Formen. Wir werden nicht verkennen, daß hiermit das Wesen der einzelnen Localculten allmählich eine Schmälerung erlitt; aber noch viel weniger dürfen wir übersehen, daß unter den Einflüssen der Schrift nun ein neuer höherer Zug durch die den Mythus pflegende Priesterwelt ging, der zu erhabenern Anschauungen führte und die Geister bewußter, als das bisher der Fall gewesen war, dazu vorbereitete, die Götterlehre unter einem einheitlichern Gesichtspunkte zu betrachten. Nicht sowol in Aegypten als auch besonders unter den Griechen läßt sich während der Schriftperiode nunmehr das Streben nach einer bewußtvollern einheitlichern und zugleich damit erhabenern Gottesanschauung deutlich verfolgen, wenngleich, wie bereits früher bemerkt, dieses Streben nach Erhabenheit nicht in dem Grade unter diesen Völkern ausgesprochen hervortrat, wie unter dem auserwählten Volke Gottes, d. h. unter den Israeliten. So brachte, wie leicht zu übersehen, die Schriftperiode ein höheres religiöses Streben und eine höhere, übersichtlichere und erhabenere Anschauungsweise der Dinge überhaupt mit sich. Der Ueberblick erweitert sich und die jetzt leichter übersehbare und beherrschbare Reihe der Mythen und Sagenkreise gibt die Fäden an die Hand, vermöge deren sich sogar bereits die primitive Speculation zu regen beginnt, um einen Knoten zu schürzen, der als Mittelpunkt dient zu einem System, das, wenn auch noch tief mythisch in seiner Art, doch den ersten Wegweiser bildet zu weitern speculativen Forschungen über die herrschenden höchsten Götter und ihre Stellung zum äußern System der Natur und zum Weltall überhaupt. Stand die Priesterschaft bisher völlig abhängig unter dem mächtigen Flusse des mythischen Processes, so beginnt sie jetzt, da durch die Schrift der Proceß eine mehr festere Gestalt

gewinnt, sich über die natürlichen urwüchsigen Bewegungen des Mythus zu erheben, d. h. die Priester fangen an, die Bildung und Fortbildung des mythischen Processes selbständiger in die Hand zu nehmen. Priesterliche Dichter und Sänger, die an den jetzt gefestigten traditionellen Grundlagen eine sicherere Handhabe vorfinden wie bisher, spinnen die blütenreichsten Fäden an die Kernpunkte der Mythen. Und wenn das auch bereits früher ebenso schon bis zum gewissen Grade vor dem Schriftwesen gewesen war, so erhöht sich jetzt jedoch dieser freie willkürliche Proceß dadurch, daß viele der auftretenden priesterlichen Sänger ihre Hymnen und dichterisch mythischen Ausmalungen niederzuschreiben und zu verewigen wußten. So ging erst jetzt nach der Erfindung der Schrift der Mythus einer großen Wandlung entgegen, einer letzten Phase, während welcher sich allmählich freilich auch seine Zersetzung und Auflösung vollzog.

Neben diesen mächtigen Anregungen, welche die Schrift dem geistigen Entwickelungsleben, wie wir hieraus ersehen, ursprünglich darbot, wollen wir bei dieser Gelegenheit zugleich auch auf die Schattenseiten hinweisen, welche mit allen großen Erfindungen, so auch mit der Schriftausbildung sich früh verknüpften. — Wir dürfen nämlich nicht verkennen, daß die mit der Schrift verbundenen Schattenseiten in der That sehr störend für die Entwickelung der Menschheit werden können, wenn die Aufgabe außer Acht gelassen würde, dieselben möglichst zu beseitigen.

Der Buchstabe rief ähnlich wie früher die Sprache eine neue Gedankenwelt ins Leben. Gestützt auf die Dauer und Festigkeit der Schrift, wird das so unterbaute Gedankenmaterial gleichsam in ein neues Licht der Betrachtung gerückt, das zu höherm Nachdenken aufforderte. Allein vergessen wir nicht im Hinblick auf den großen psychologischen Vortheil dieser merkwürdigen Erfindung, daß alle die Anschauungen, Vorstellungen und Gedanken, die wir künstlich durch die Schrift fixirt haben, gegenüber dem Fortfluß der darüber hinausschreitenden Zeit mit ihrem fortwährenden Wechsel leicht ver-

steinern und verknöchern. — Auch die Sprache hatte ihre Schattenseiten mit sich gebracht, zwar hatte sie die Geistesthätigkeit unabsehbar gehoben, den Ideenaustausch und die Mittheilungsfähigkeit begründet; aber mit dieser Mittheilungsfähigkeit war auch dem Anhänger der Lüge und der Täuschung ein neues großes Operationsfeld geöffnet worden, und nur zu häufig wurde die Sprache dazu gemisbraucht, die Gedanken zu verbergen. Die durch die Schrift auf dauerndem Material gefesselte Gedankenwelt schien eine Stiftung für die Ewigkeit zu sein. Allein so vortheilhaft diese Festlegung der Gedanken ist, so unbequem und gefährlich kann sie dem Ideenstrome einer spätern Zeit werden. Die Zeit ist einem Strome vergleichlich, dem die Schrifttafeln einer veralteten Gedankenwelt unter Umständen zu Felsstücken werden, an dem sich der nothwendige Abfluß der Gewässer staut und die fortrollenden Wogen in störender Brandung sich gehemmt finden. Hüten wir uns, die steinernen Schrifttafeln der Vorzeit unzeitig zu zerbrechen; denn sie reden oft goldene Worte und sind der einzige Faden, der uns mit der Vorzeit continuirlich verknüpft; aber hüten wir uns ebenso, halsstarrig und eigensinnig an Gedanken und Anschauungen festzuhalten, welche durch eine kindliche Vorzeit festgelegt, in Widerspruch gerathen sind mit den Fortschritten der Zeit; denn es ist die Schattenseite der Schrift, daß sie, wie alles Menschliche, nicht nur die Wahrheit, sondern mit ihr vermischt auch den Irrthum und die Täuschung als einen Fluch für die Nachwelt festzulegen und zu verewigen die Hand bot. Das, was das Kind niederschrieb, erklärt sich, belächelt in vieler Hinsicht aber oft das reifere Alter. So tritt mit dem Schriftproceß die Aufgabe an den Menschen heran, sich mit doppeltem Eifer der Erkenntniß des Fortschrittes zu widmen, um mit Rücksicht auf das vor Zeiten Geschriebene richtig zu urtheilen über den Werth desselben, und wenn es noththut, die Fesseln zu lösen, die den Sinn durch den Buchstaben belasten. — Diese Fesseln aber sind wir nur zu lösen im

Stande, wenn wir trotz des Buchstabens und der gefesselten Form den Sinn alter Schriften mit den neuen Anschauungen vergleichen, um sie dem Neuen und seiner Wahrheit anzupassen und mit ihm zu verschmelzen.

Was die Mysterien betrifft, so sind deren viele nur während des Schriftprocesses fortgebildete Culten, die sich oft an Gebräuche anschlossen, denen nichts anderes zu Grunde lag, als die Feier eines bestimmten Jahresabschnittes mit seinen Erscheinungen und Gaben in der Natur. So schlossen sich die eleusinischen Mysterien beispielsweise an das Frühlings- und Erntefest und die Weinlese an. Freilich ist unsere Kenntniß über die Mysterien in mancher Hinsicht immer noch lückenhaft, und das ist leicht erklärlich; denn den Mysten gebot die Gottheit Stillschweigen. Als Quellen hierüber besitzen wir daher nur spätere Schriftsteller, und unter ihnen bekanntlich meistens Kirchenväter, deren einseitige, dem Heidenthum nicht immer geneigte Darstellung sehr oft deutlich durchleuchtet. Den Mittelpunkt des ganzen eleusinischen Geheimdienstes bildete Eleusis mit seinen Heiligthümern und den dazugehörigen erblichen Priestergeschlechtern, wenngleich diese letztern ihren Wohnsitz in Athen hatten. Wir finden in Eleusis ein völlig gegliedertes und organisirtes Priestercollegium, wie sonst nirgends in Griechenland, und es gab hier theils männliche, theils weibliche Aemter. Die oberste Stelle nahm der Hierophant ein, diesem kam die Aufgabe zu, die Priester einzuweihen in die Geheimnisse, ihm allein kam es zu, die Heiligthümer zu zeigen und das Allerheiligste zu enthüllen. Sein Amt war erblich im Geschlechte der Eumolpiden, d. h. „der Schönsänger", wahrscheinlich mußte er auch die Hymnen zu Ehren der Gottheit singen und die Gebete verrichten. Neben dem Hierophanten ragt der Fackelträger hervor, der besonders während des 12 Tage dauernden Herbstfestes eine große Rolle bei dem stets veranstalteten Fackelzuge und in der nächtlichen Ceremonie des Fackelsuchens (in welcher in Eleusis der Localsage nach die verlorene Demetertochter wiedergesucht wurde) eine große Rolle spielte. Dem Hierophanten und dem Fackelträger zur Seite trat der heilige Herold, dem es oblag, von priesterlicher Seite die äußere Ordnung und die Haltung der Gemeinde zu leiten. Als vierter in dem Rathe dieser Hohenpriesterschaft wird endlich noch der Altarist genannt, dem das Opferwesen wahrscheinlich anheimgegeben war. Diesen Priestern, welche zusammen einen heiligen Rath bildeten und in

Sachen der Mysterien eine selbst vom Staat anerkannte Gerichtsbarkeit übten, standen zugleich Priesterinnen zur Seite, die beim Feste geschmückt waren mit Kränzen vom heiligen Baume der Demeter. Was die Zulassung zu diesen Mysterien betraf, so galt als wichtigste Bedingung die echt griechische Abkunft. Wer sich durch Mord oder andere Uebelthaten aber im Lande entweiht hatte, durfte nicht den Heiligthümern nahen. Nicht auf einmal wurde man in alle Tiefen der Geheimnisse eingeführt, sondern es gab zwei verschiedene Grade, den niedern, der während des Frühlingsfestes bei den kleinen Eleusinien ertheilt wurde, und den höhern, der das vollkommene Schauen hieß und beim Hauptfeste im Herbst den Mysten enthüllt zu werden pflegte. Die eleusinischen Feste zerfielen nun in eine öffentliche Volksfeier und in eine Geheimfeier. Das Volk wurde in großen Zügen und Wallfahrten unter Opfern und Gesängen umhergeführt, wobei zugleich neben den religiösen Feierlichkeiten für weltliche Belustigungen aller Art gesorgt wurde, sodaß namentlich das Herbstfest eines der bedeutendsten Landesfestlichkeiten überhaupt war, dem jeder gern mit beiwohnte. Die Geheimfeier wurde in dem großen prächtig gebauten Tempelgebäude vorgenommen, das der eleusinische Palast hieß und dessen umfangreiche Grundmauern noch heute ein ganzes daraufgebautes Dorf tragen. — Wir wissen nun nicht mit Bestimmtheit, worin die Weihen der hier im Innern des Tempels vorgenommenen Geheimfeierlichkeiten bestanden, da die alten Schriftsteller abergläubisch zurückschreckten, sobald sie nahe daran waren, hierauf Bezügliches zu berühren. Allein aus einer Reihe von indirecten anspielenden Andeutungen, namentlich bei Aeschylus und andern, ersehen wir, daß hier ein seltsamer Cultus getrieben wurde, der sich zusammensetzte aus Gesängen, orakelhaft und höchst mystisch gehaltenen Predigten und Lehren, begleitet und gestützt durch lebende Bilder religiös-mystischen Inhalts und effectvolle, zauberhaft ins Werk gesetzte sinnbildliche Erscheinungen, in denen Feuer- und blendende Lichtwirkungen, welche das Elysium charakterisiren sollten, mit den unheimlichsten Scenen der Finsterniß, die den Hades repräsentirten, abwechselten. Todes- und Unsterblichkeitsvorstellungen, angeknüpft an die Erscheinungen von Licht und Finsterniß, und alle hiermit verschlungenen Zauberideen der alten Weltanschauung der Feuerperiode wurden hiermit gleichsam zusammengebraut in einem mystischen Hexenkessel, an welchem die Priester und Priesterinnen standen und die wunderlichsten Lehren ertheilten, um die Mysten damit in Angst und Erhebung zu weihen.* Man kann annehmen, daß die an

* Vgl. zugleich A. Baumeister, „Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst“ (Mainz 1865).

andern Orten und auch die in Aegypten ausgebildeten Mysterien alle ähnlicher Art waren.

Was die im Texte erwähnten Anregungen zu einer einheitlichen Auffassung der zerstreuten Localculten und den damit verknüpften Zug zu einer erhabenern und einheitlichen Gottesanschauung während der Schriftperiode anlangt, so läßt sich dieser Zug namentlich deutlich bei den Griechen verfolgen. „Wenn wir sehen", schreibt Ed. Zeller *, „wie sich der Glaube an die Einheit des göttlichen Wesens bei den Griechen aus der Vielgötterei entwickelt hat, so werden wir denselben Glauben gleichfalls bei andern Völkern begreiflicher finden, mag er auch bei diesen in anderer Weise und unter andern Bedingungen aufgetreten sein; und wenn das Christenthum eine bestimmte Form dieses Glaubens auch im hellenischen Bildungsgebiete schon vorfand, so werden wir uns um so leichter erklären können, wie es nicht blos diesen Theil der alten Welt in verhältnißmäßig kurzer Zeit erobern, sondern wie es selbst auch das, was es ist, werden konnte. Die griechische Religion war ursprünglich bekanntlich wie alle Naturreligionen Polytheismus. Aber bei der bloßen Vielheit göttlicher Wesen kann sich der menschliche Geist nicht lange beruhigen. Der erfahrungsmäßige Zusammenhang aller Erscheinungen und das Bedürfniß einer festen sittlichen Weltordnung nöthigt schon früh, jene Vielheit irgendwie zur Einheit zu verknüpfen. Wir finden daher in allen Religionen, die sich nur einigermaßen aus dem ersten Rohzustande herausgearbeitet haben, den Glauben an eine oberste Gottheit, einen Götterkönig u. s. w." Allerdings hat das emporblühende Schriftwesen unter den Culturvölkern außerordentlich viel dazu beigetragen, den ersten Rohzustand der Religion zu besiegen. Die Localculten, die sich in sehr früher Zeit jedenfalls mehr als wir das heute noch ahnen unter den Völkern einander den Rang streitig machten, wurden in ihrer Macht jetzt völliger wie bisher gebrochen, und mußten allmählich zu Gunsten eines bestimmten, im Lande am höchsten anerkannten Cultus und einer allgemeiner verehrten Gottheit abdanken. So verloren die Localgottheiten ihre Selbständigkeit, die sie während der ersten und zweiten Phase des mythischen Processes noch recht wohl zu behaupten wußten. Erst jetzt, als, gestützt auf die Schriftzeichen, die Priesterwelt den mythischen Proceß zu beherrschen anfing und ihn mit bewußter Selbständigkeit fortleitete, trat auch das Bestreben nach Einheit deutlicher wie bisher geschehen hervor. Diese größere und selbständigere Beherrschung des mythischen Processes traf zugleich zusammen

* „Die Entwickelung des Monotheismus bei den Griechen" („Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts").

mit der sich mehr und mehr steigernden Beobachtung der Himmelserscheinungen, und man wird nicht verkennen dürfen, daß sich hiermit das Bedürfniß nach einer einheitlichern und erhabenern Anschauung der Gottheit vermehrte. Wie die Sonne unter den Himmelslichtern am meisten hervorragte, so mußte unter den Göttern auch ein Götterkönig alle übrigen Götter beherrschen in der Weise, wie es ja mehr oder minder bestimmt auch das politische Bewußtsein des Volkes bereits mit sich brachte. Gestützt auf das politische Volksbewußtsein, das sich, wie uns die Urgeschichte lehrte, von Ursprung an gewöhnt hatte, einen hervorragenden Mittelpunkt anzuerkennen und auszuzeichnen, mochte schon früher der Verlauf des mythischen Processes darauf hingesteuert haben, in cursirenden Sagen und Gesängen einen Götterkönig hervortreten zu lassen; allein die vielfach sich durchkreuzenden Traditionen und die verschiedenen sich vermischenden Sagen ließen in diesem noch unstet hin- und hergetriebenen Processe das Einheitsbewußtsein auf diesem Gebiete noch nicht so klar und bewußtvoll hervortreten. Wir können uns daher nicht wundern, daß während einer noch sehr frühen Periode des mythischen Processes (eine Periode, die freilich so früh fällt, daß unsere heutigen Ueberlieferungen selbstverständlich nicht mehr so weit reichen) die Localculten durchaus nebeneinander ihr Recht behaupteten und buntscheckig, einheitslos, wie unter den Völkern, die nur Fetischismus treiben, durcheinanderwucherten. Erst allmählich also, und zwar nicht ohne wesentliche Mithülfe des Schriftprocesses, vollzog sich eine Reinigung unter diesen wild umherwuchernden Mythen und Culten. Das Streben nach einem hervorragenden und höchsten Cultus machte sich nun immer geltender, und die Priester, die zugleich mehr und mehr den mythischen Proceß zu beherrschen anfingen, kamen diesem Triebe entgegen. Freilich traten die Schwächen, die an den Göttervorstellungen noch in sinnlicher Beziehung klebten, in greller Weise auch an dem Götterkönige hervor, sodaß der Keim einer höhern Auffassung nicht ohne tiefgreifende Veränderung zur Entwickelung kommen konnte. „Auch in den Mysterien, welche man in der neuern Zeit nicht selten für die Schule eines reinern Gottesglaubens gehalten hat, war dieser sicher nicht zu finden, wie es denn an und für sich schon eine seltsame Vorstellung ist, daß bei der Verehrung der Demeter oder des Dionysos eine monotheistische Dogmatik hätte mitgetheilt werden können. Eine höhere Bedeutung für das griechische Volksleben erlangten diese Geheimdienste ohnedem erst seit dem 6. Jahrhundert, d. h. seit der Zeit, in welcher die allmähliche Reinigung des Volksglaubens und seine Annäherung an den Monotheismus eben begann."

„Diese Reinigung vollzog sich nun (in Griechenland) auf zwei Wegen: einestheils dadurch, daß die Vorstellungen über Zeus und seine Weltregierung gesteigert und geläutert wurden und daß so aus dem Polytheismus ohne Verrückung seiner Grundlagen das monotheistische Element, welches in ihm lag, herausgehoben, das polytheistische jenem untergeordnet wurde; andererseits durch Bestreitung der Vielgötterei und der Menschenähnlichkeit, mit welcher der Volksglaube die Götter umgeben hatte. An dem ersten von diesen Wegen haben die Dichter zugleich mit der Vollendung der Mythologie auch an ihrer Verbesserung gearbeitet; die Philosophen verbanden damit den zweiten, und aus dieser Verbindung ist jene geistigere Glaubensweise hervorgegangen, welche, seit Sokrates und Plato in immer weitern Kreisen sich ausbreitend, noch vor dem Auftreten des Christenthums überall, wohin der Einfluß des hellenischen Geistes reichte, zur Religion der gebildeten Volksklassen geworden ist." *

---

* Vgl. Zeller, S. 4.

5.

Die beginnende Himmelsspeculation in Form der Astrologie und die auf Maß, Eintheilung und Berechnung sich gründende klare Erkenntniß.

Rückblick auf das bisherige Wachsthum der Anschauungen. — Die sich durch die Sterndeutung unwillkürlich einführende Berechnung und Wissenschaft der Gestirne und des Makrokosmus. — Die Astrologie als Appendix des mythischen Processes. — Das Bestreben zur Aufsuchung eines festen objectiv hervorragenden Stützpunktes zur Maßnahme der Beobachtung und zur Grundlage klarer und übereinstimmender Erkenntniß. — Die Anknüpfung aller Entwickelung an einen hervorragenden Mittelpunkt zur übereinstimmenden Sammlung der Bewegungen. — Nachweis der Gültigkeit dieses Gesetzes in Bezug auf die Entwickelung der Außenwelt und Innenwelt. — Das Siebengestirn als Mittelpunkt und Orientirungspunkt der Gestirnbewegung in den Anschauungen der alten Völker. — Die Vorstellung des ewigen Wechsels und die Apperception des Begriffs der Ewigkeit. — Das in der Vorstellung Endlose und Unerfaßbare gegenüber dem Begriff der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit. — Der klare Erkenntnißanfang und die Erkenntnißgrenzen der Vorstellung. — Die Grenzvorstellungen der Raumleere oder des Chaos und der Zeitleere. — Die höchste und niedrigste Erkenntnißgrenze und die Vorstellung vom Weltanfange im Chaos.

Die Urgeschichte hatte uns gelehrt, wie unterstützt durch hervorragende Erfahrungen auf dem Gebiete der Natur, unterstützt besonders durch die Kenntniß des Feuers, dessen Wirkungen die sich

ursprünglich mit Zauber beschäftigende Priesterwelt in der geheimnißvollsten Weise zu betrachten sich gewöhnt hatte, die aufmerksame religiöse Betrachtungsweise sich den leuchtenden Himmelserscheinungen zugewandt hatte. Was ehedem sich innerhalb einer noch thierischen „Apperceptionsenge“ dem dauernden Interesse entzog, hatte sich seit langer Zeit unter dem Einflusse der zauberthätigen Priester und der fetischistischen Betrachtungsweise der Dinge mit einem heiligen Ehrfurcht einflößenden Nimbus umkleidet. Hatte sich doch an dem Hintergrunde jener jetzt mit so ganz andern Augen betrachteten hehren makrokosmischen Lichterscheinungen sogar eine eigenthümliche umfassende Weltanschauung gebildet, in der Licht und Finsterniß, Wasser und Feuer und Himmel und Erde eine hervorragende Rolle spielten. Geschahen die Wirkungen aller dieser Mächte auch vor den Blicken des Betrachtenden noch geheimnißvoll und zauberhaft, so hatte man sich doch bereits gewöhnt, den Blick auf das Ganze zu richten, und es war eine breite Grundlage gewonnen worden, auf der die nach immer größerer Erkenntnißklarheit strebenden Geister fortbauen konnten. Noch freilich lag ein von der Phantasie gewebter Schleier auf allen Objecten, die aus der entfernten Himmelswelt dem Auge herüberleuchteten. Noch schienen die Götter ihre feuerschnaubenden Rosse zu lenken, um den Sonnenwagen heraufzuführen, und Selene war es, die dem nächtlich umherstreifenden Jäger der Urzeit den Pfad erhellte. Die flimmernden Lichter der Sterne waren den Aegyptern, Indern und Chaldäern die Seelen der Tugendhaften, auch Syrer und Perser sahen in den Sternen wandelnde Seelen, und im Buche Henoch heißen die Engel Sterne. Aber während Religion und Mythus alle jene Erscheinungen am Himmel zugleich in das Gespinst der Phantasie einhüllten und die Augen der Priesterwelt mit geheiligtem Sinne auf die Veränderungen am Firmamente gezogen wurden, prägte sich *unwillkürlich mehr und mehr die Gesetzmäßigkeit der Vorgänge im Makrokosmus dem menschlichen aufmerksamen Bewußt-*

sein ein. Jene stete Regelmäßigkeit im Wandel der Gestirne, jene dauernde Gleichmäßigkeit und Wiederkehr der Erscheinungen am Himmel, welche ehedem, da der Auffassungshorizont und die Interessen des frühesten Urmenschen noch sehr eng begrenzt waren, nur dazu beigetragen hatten, die sich im engen Kreise bewegende Aufmerksamkeit für alles Entferntere einzuschläfern, hatten im Lichte der neuen erweiterten Anschauungen hingegen ein immer tieferes Interesse auf sich gezogen. Hatte der rege Menschengeist in den Culturländern doch allmählich beobachtet, daß mit dem Maße des Sonnenwandels und der Kürze und Länge der Tage auch die regelmäßige Wiederkehr der Erscheinungen von Frühling, Sommer, Herbst und Winter verknüpft war, wie hätte er also die Sonne in ihrem Verlaufe jetzt nicht verfolgen sollen, da er gelernt hatte, das Saatkorn in die Erde zu legen, um an die Aussaat die Hoffnung einer segensreichen Ernte zu knüpfen. So hatte sich längst dem Bewußtsein ein gewisses, wenn auch ursprünglich noch ganz ungenaues Zeitmaß eingeprägt, das an die Abschnitte eines Sonnenjahres geknüpft war, die sich kennzeichneten an dem Blumen- und Blütenschmuck des Frühlings, des heißen sonnigen Hochsommers, des früchtereichen Herbstes und des kühlern Winters. Allein Genauigkeit und Bestimmtheit erlangten, wie leicht einzusehen, alle Zeitmaße nur erst da, als die den Lauf der Gestirne beobachtenden Priester gelernt hatten, Ziffer und Zeichen zur Unterstützung der Erinnerung heranzuziehen. Nun erst konnte sich mit einer bestimmtern Sicherheit eine Eintheilung der Zeitmaße vollziehen, nun erst ordneten sich Tage, Monde und Jahre vor dem immer weiter blickenden Bewußtsein in ein beziffertes, genauer fixirtes Zeitsystem, und mit der Feststellung dieser ersten, der Erkenntniß so nothwendigen Zeitmaße begann die Geburtsstunde der frühesten exacten Wissenschaft zu schlagen. An der Hand von Maß und Zahl dämmerte jetzt dem Bewußtsein eine neue Gedankenwelt herauf, in der die Aufmerksamkeit sich getrieben fühlte zu ordnen, zu messen und mit Sicherheit

und Genauigkeit einzutheilen. Raum- und Zeitmaße bemühte sich jetzt der Geist aufzufinden, und während das Suchen nach einem objectiven, allgemein anerkannten Raummaße sich, wie wir sehen werden, zunächst den Körpertheilen, wie Hand, Finger, Fuß u. s. w. zuwandte, mußte sich das ursprüngliche Zeitmaß anlehnen an den makrokosmischen Wandel von Sonne, Mond und Gestirne, deren Himmelsbewegungen ihrer religiösen Erhabenheit halber im Bewußtseinshorizont des Geistes so bedeutungsvoll hervorragten.

Allein so sehr auch das Auge, gestützt auf diese neuen Errungenschaften, sich einer genauern Betrachtung der Himmelserscheinungen befleißigte, eine Betrachtung, die zugleich bemüht war, die Bewegungen der Gestirne nicht nur zu verfolgeu, sondern bestimmter zu berechnen und untereinander zu vergleichen, so irren wir doch, wenn wir meinen, alle diese bereits der tiefern Erkenntniß angehörigen Operationen hätten ursprünglich schon einem streng wissenschaftlichen Zwecke gedient. Wie lange hat es noch gedauert, bevor die Wissenschaft von der Erkenntniß um ihres eigenen Nutzens willen in bewußter Weise zum Selbstzweck erhoben wurde! Während des Zeitraums der Urgeschichte war an eine solche Erhebung des reinen Wissenstriebes noch nicht zu denken. Was auf dem Gebiete der Himmelskunde, welche, wie wir sehen, dasjenige Gebiet war, das am früheſten eine von tieferer Erkenntniß begleitete Aufmerksamkeit auf sich zog, an Resultaten eingeerntet und gewonnen wurde, das fiel ursprünglich unabsichtlich und nebenher ab, bei Gelegenheit gewisser Beobachtungen, deren Nutzen ganz anderer Art war. Dieser Nutzen läßt sich leicht übersehen, sobald wir eben nur bedenken, daß die Zeit, in der die Himmelskunde ein Forschungsfeld für das schriftgelehrte Priesterthum der Urzeit wurde, immerhin noch eine Periode repräsentirt, innerhalb deren sich der mythische Proceß vollzog. Es wäre daher im Hinblick darauf seltsam gewesen, hätte die auf die Gestirne gerichtete Aufmerksamkeit sich ursprünglich loszumachen gewußt von den mythisch-religiösen Anschauungen, die, wie wir gesehen

haben, in ihrer Weise das ganze Zeitalter seit dem Aufschwunge des Magierthums beherrschten. Wir dürfen uns daher in keiner Weise wundern, wenn wir bemerken, daß die Beobachtungen und Berechnungen der Wiederkehr der Gestirne, die Feststellung der Sternconstellationen und die ganze Eintheilung des Himmelsgewölbes ursprünglich nicht zu dem Zwecke geschah, den Horizont der Erkenntniß und des Wissens zu bereichern, sondern daß sich die Priesterwelt nur deshalb diesem mühseligen Geschäft unterzog, um daraus Prophezeiungen und Weissagungen herzuleiten. Waren ja doch die Sterne mächtige einflußreiche Seelen, deren Wandel Göttern und Menschen nicht gleichgültig sein konnte, ihr Lauf und ihre Stellungen zueinander und zur Sonne mußten daher bestimmte Bedeutung haben, und eben diese Bedeutung zu erforschen, das war der wichtige Zweck, den das Priesterthum verfolgte und dem zu Liebe es sich den ausdauerndsten Arbeiten langwieriger Beobachtung und Berechnung unterzog. Zwar mußten, um diese Deutungen auch mit Sicherheit und Genauigkeit vornehmen zu können, Zahl und Maß in gehöriger Weise benutzt und es mußte der Lauf und die Wiederkehr der Sterne bestimmt angemerkt und berechnet werden, aber diese Arbeiten von wissenschaftlichem Anstrich standen nicht im Dienste des zweckbewußten Wissenstriebes. So diente, wie wir ersehen, das Auge des Forschers der Wissenschaft nur absichtslos und unwillkürlich; denn noch immer waren die Priester Naturforscher, Aerzte und Sterndeuter in einer Person. Noch ahnte man nicht die tiefere rein wissenschaftliche Aufklärung, welche die genauere Beobachtung des Laufes der Gestirne dem Geiste zu gewähren im Stande war. Nichts weiteres wollten die Magier und Priester durch ihre Himmelseintheilungen ergründen, nichts anderes durch die aufmerksame Betrachtung der Constellationen der Sternbilder erforschen, als die Gedanken jener mächtigen leuchtenden, alles erzeugenden Wesen, von denen die uralte Weisheit lehrte, daß sie von ihrer Höhe herab das Schicksal und die Zukunft alles Irdischen, folglich auch die der auf

Erden wandelnden Menschen übersähen, sodaß sie, richtig gedeutet, dem Beobachter dieses Schicksal vorauszusagen wüßten. So weissagten die Priester in Aegypten aus besonders ausgearbeiteten Constellationstafeln der Gestirne bei der Geburt das Schicksal des Lebens. Bei jedem wichtigen Vorhaben ging das ägyptische Volk die Priester um Rath an, und diese befragten wiederum die Gestirne.* Auch bei den Libyern und Babyloniern konnte die Sterndeuterei sehr früh festen Fuß fassen, da diese für die Rechenkunst besonders begabten Völker auch dafür sehr rasch ein besonderes Interesse gewannen. Die sogenannte Astrologie war, wie wir hiernach sehen, ein Appendix des mythischen Processes in seiner letzten Phase, sie hatte sich angeschlossen und in ihrer Entwickelung abgezweigt aus den physikalischen Elementen, welche mit dem Mythus im Verlaufe der Zeit immer mehr und mehr verwebt wurden.** Wir begreifen daher leicht, daß die Sterndeuterei sich außerordentlich leicht verbreiten konnte, sodaß sie sehr bald nach Griechenland wanderte und später sich auch bei den Römern Eingang verschaffte. Doch geschah es bei ihnen erst, wie uns berichtet wird, zur Zeit der Imperatoren. Trotzdem besaß die Sterndeutekunst zu dieser Zeit bereits viele Gegner, und die Kaiser Diocletian, Maximilian, Konstantius, Konstantinus und Theodosius verboten dieselbe, jedoch wie es heißt ohne Erfolg. Bei Seneca*** lesen wir: „Das Schicksal der Völker hängt von den leisesten Bewegungen der Planeten ab, und Glück und Unglück treffen ein nach dem guten oder schlechten Lauf der Gestirne." Durch den Glauben an den günstigen oder ungünstigen Einfluß der Gestirne entstand zugleich der Glaube an glückliche oder unglückliche Tage, ein Aberglaube, der sich lange erhalten hat und bei allen alten Völkern, ganz besonders

* Vgl. Dulk, „Die Cultur des alten Aegyptens" („Ausland", 1868, S. 994).

** Vgl. das Kapitel über das Wesen des mythischen Processes.

*** De consolat. c. 18. Quaest. nat. II, 3, 2.

aber in Aegypten zu Hause war. Daß sich die Astrologen der Urzeit zugleich der Schrift bedienten, um die Gestirne zu merken und zu bezeichnen, ist nach dem Vorausgeschickten selbstverständlich. Schon in der früheſten Zeit finden wir bei den Phöniziern mit A den Mond, I die Sonne, H den Mercur, E die Venus, Ω den Saturn bezeichnet.* Vor A und Ω pflegte man, wie uns berichtet wird, den Sonnenbuchstaben I zu setzen, und so entstand der Gottesname Iaw (Jav), der bei den Bacchikern und Gnostikern vorkommt und an den syrischen Gottesnamen Jah erinnert, ein Wort, das wiederum mit dem Gottesnamen Jehovah zusammenhängt.** Wie innig die früheste Himmelskunde noch mit der mythischen Götterlehre und dem Mythus überhaupt verwachsen war, beweisen uns am besten die Auffassungen der Babylonier. Die Babylonier nahmen drei Rangordnungen von Göttern an: die fünf Planeten, die sogenannten zwölf Herren der Götter, d. h. die Zeichen des Thierkreises und die 36 berathenden Götter. Sie bestimmten nächst dem Thierkreise 24 Gestirne, von denen die eine Hälfte auf die eine Seite trat, die andern 12 dagegen ihren Stand auf der andern Hälfte des Thierkreises nahmen.*** So, sehen wir, begann sich der Geist des ganzen unendlichen Himmelsraumes zu bemächtigen und war bemüht, Ordnung und Ueberſicht in das mit Gestirnen reichlich übersäete Himmelsbild hineinzubringen, um sich ein möglichstes Verständniß über die Bahnen und den Lauf der Gestirne zu verschaffen. Freilich hatte dieses Verständniß, wie erwähnt, einen ganz andern als rein wissenschaftlichen Nutzen, aber war auch die Bereicherung des Wissens nicht die Absicht des Bestrebens, so war, wenn auch unabsichtlich und unwillkürlich, doch hiermit die Pforte zum Gebiete des Wissens und der Wissenschaft geöffnet worden; denn der Geist war begierig

* Vgl. „Die Götter Syriens", S. 161.

** Vgl. Friedreich, „Die Weltkörper in ihrer symbolisch-mythischen Bedeutung", S. 17.

*** Vgl. Münter, „Die Religion der Babylonier", S. 13.

geworden nach Kenntnissen, die einen nur relativ praktischen Werth hatten, oder im Grunde richtiger doch nur einem idealen Zwecke dienten. Nicht um der Mittheilung und Verständigung selbst willen hatte der Mensch ursprünglich sprechen gelernt; nicht der Erweiterung des religiösen Gefühles halber hatte er sich Erfahrungen und Entdeckungen von geheimnißvoll erscheinenden Kräften im Gebiete der Natur angeeignet, die eben dieses religiöse Gefühl später hinausleiteten in die entlegensten Kreise der Schöpfung; nicht um des bessern Gedächtnisses und der klarern und genauern Erinnerung und Vorstellung selbst willen endlich hatte sich die ursprüngliche Bildschrift entwickelt; denn die bildliche Nachahmung von Naturgegenständen geschah gleichfalls ursprünglich als etwas noch halb Unwillkürliches. In allen diesen, für die menschliche Entwickelung so wichtigen Processen trat die Absicht und die Willkür anfänglich zurück; denn die sich hier ursprünglich abspielenden Bewegungen dienten andern Zwecken und vollzogen sich absichtslos und instinctiv. Aehnlich, sehen wir, verhält es sich hier jetzt mit dem Proceß des Wissens und der Erkenntnißerweiterung. Im Dienste eines andern Nutzens vollzog auch sie sich absichtslos und unwillkürlich, und nur erst später war es dem einsichtigen Menschen beschieden, auf diese Erkenntnißerweiterung selbst zu merken, um deren Bedeutung und Nutzen für die Bildung des Geistes überhaupt einzusehen und so dahin zu gelangen, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu fördern. Doch wenn sich auch nach geraumer Zeit die Himmelskunde dem Dienste des Zaubers und der Wahrsagerei entzog, wie lange ist sie noch später die Magd einer finstern Religion geblieben, und wie lange sollte es selbst noch während der geschichtlichen Zeit dauern, bevor sie im Stande war, auch diese letzten Fesseln von sich abzustreifen, um frei und selbständig dazustehen. Und dennoch ist es merkwürdig, wie weit die Himmelskunde, obwol sie umfangen war von Zauberglauben und mystischer Wahrsagekunst, ursprünglich trotz dieser Einflüsse von den priesterlichen Sterndeutern gefördert wurde. Nicht

nur den Auf- und Niedergang der Gestirne, ihre Wiederkehr und ihre Stellungen zueinander hatten die priesterlichen Sterndeuter beobachten und berechnen lernen, sondern, was mit dieser Berechnungsweise aufs engste verknüpft war, die Forscher hatten sogar am unendlichen Himmelsgewölbe, das sich ihnen dauernd mit seinen unzähligen Sternhaufen um die Erde zu bewegen schien, nach einem constanten Ruhepunkte gegenüber der Erde im Makrokosmus sich umgethan, um eine objective Stütze für die klare Erkenntniß zu gewinnen und die genaue Berechnung zu ermöglichen. In der That ist ja die Berechnung nichts weiteres ihrem Wesen nach, wie erweiterte exacte Erkenntniß. Aber eben diese klare Uebersicht und Erkenntnißerweiterung am scheinbar unentwirrbaren Sternenknäuel des sich um die Erde bewegenden Nachthimmels bedurfte eines objectiven constanten und hervorragenden Anlehnepunktes, und wirklich haben diesen scheinbar ruhenden Punkt im Makrokosmus die Sterndeuter der Urzeit und des grauen Alterthums verhältnißmäßig früh gefunden. Das ganze Himmelsgewölbe mit seinen lichten Schwärmen, glaubten die Sternkundigen der Urzeit, drehe sich um die sieben Sterne des Bärengestirns. In dieser herrlich erscheinenden Sterngruppe glaubten die frühesten Himmelsforscher den Mittelpunkt des ganzen Makrokosmus gefunden zu haben, hier erblickten sie die feststehende Stütze und den um sich selbst kreisenden Pol in der Flucht der Erscheinungen. Es wiederholt sich auf dem Gebiete der innern Erkenntnißentwickelung, was sich als Thatsache in der ganzen geistigen Entwickelungsgeschichte überhaupt als Gesetz darstellte. Die Erweiterung gewisser Anlagen und Fähigkeiten und ihre allgemeine dauernde Fortbildung beginnt nur erst dann und hat nur erheblichen Fortgang, sobald sich äußerlich ein objectiv hervorragender und allgemein anerkannter möglichst feststehender Mittelpunkt gefunden hatte, auf den sich die Aufmerksamkeit von den verschiedensten Seiten unwillkürlich concentrirte. Erst dadurch also, daß die innere

Aufmerksamkeit eine äußere und übereinstimmend anerkannte Stütze gewinnt, die allen Gliedern gleichsam zum festen Stabe und als hervorragender Mittelpunkt zur Sammlung dient und zum Führer wird, gelingt es, die allgemeine Uebersicht zu erweitern und den „objectiven Entwickelungsproceß“ (bei dem sich innere und äußere Factoren gleichzeitig zu unterstützen haben) in Fluß zu bringen. Diese Erscheinung, die uns bei jeder Gelegenheit der äußern organisatorischen Entwickelung klar entgegentritt, wiederholt sich wunderbarerweise auch auf allen innern psychologischen Gebieten, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß sich uns hiermit ein Grundgesetz der allgemeinen psychologischen Entwickelungsgeschichte überhaupt enthüllt. Kurz ausgedrückt lautet dieses Gesetz: Ueberall wo regelrechte Differentiirung der Anlagen und Kräfte eintreten soll im Sinne einer sich ausbildenden Organisation, bedarf es eines objectiv hervorragenden Mittelpunktes, der als constanter Krystallisationspunkt der organischen Gestaltung dient. Im Bereiche der äußern Natur haben die Forscher dieses Gesetz längst erkannt, hier handelt es sich darum zu zeigen, daß ebendasselbe Entwickelungsgesetz auch auf den Gebieten des psychologischen Innenlebens eine ganz gleiche Geltung beansprucht. Schon bei der frühesten Ausbildung des Auges und der Wahrnehmung, und bei den dabei auftretenden reflectorischen Bewegungen läßt sich deutlich beobachten, wie die genauere Regelung und Ausbildung (bezüglich der Sammlung und Differentiirung) der Reflexvorgänge, die das Sehen und das geordnete deutliche Wahrnehmen vermitteln, nur dadurch zu Stande kommen, daß im Auge selbst ein fester Beziehungspunkt, gleichsam ein hervorragender, sammelnder Mittelpunkt sich als Stütze herausbildet, um als Führer für die Orientirung im Raume zu dienen. Dieser Leitepunkt ist hier zunächst die hervorragende Stelle des deutlichsten Sehens auf der Netzhaut. Es ist dieser Punkt im Auge gleichsam für das innere subjective, psychologische Schlußverfahren der Seele, das die räumliche Wahrnehmung

im Gehirn zu Stande bringen hilft, ein äußerer, objectiver und constanter Regulator, durch dessen hervorragende Mithülfe unwillkürlich die feinere Nuancirung in der Schätzung und Unterscheidung der Raumdistanzen gefördert wird, sodaß das Raumbild nicht chaotisch verfließt, sondern die Reize nebeneinander geordnet, klar und übersichtsvoll gegliedert aufgefaßt und verstanden werden können. Bei der weitern Ausbildung der wahrnehmenden Erkenntniß wiederholt sich das nämliche Verhältniß. Es ist hier das zum Himmel mit seinem Sternenchaos emporblickende Auge, das sich im Drange nach tieferer und erweiterter Erkenntniß unwillkürlich innerhalb der kreisenden Bewegungen und Verschiebungen aller Gestirne nach einem äußern hervorragenden Mittelpunkte als objectivem Regulator umthut, auf welchen es alle diese Bewegungen constant zurückbeziehen und vergleichen kann, um sie einzeln deutlich zu sondern, zu vermerken und damit das Sternenchaos verständnißvoll und berechnungsfähig aufzurollen und zu ordnen. Diesen Mittelpunkt hatten die Sternkundigen des frühesten Alterthums, wie erwähnt, im Siebengestirn* aufgefunden, und sie betrachteten diesen hervorragenden Fleck am Himmel als „den Gipfel des Weltalls", von dem herab man alle Bewegungen und Bahnen der Gestirne deutlich übersehen könne. — Es ist leicht einzusehen, daß es schwierig, ja fast unmöglich war, eine klare und geordnete Eintheilung des Sternenheeres vorzunehmen, bevor nicht eben dieser scheinbar ruhende Mittelpunkt vom Auge am Firmament aufgefunden und festgestellt war. Hatte sich bisher der wahrnehmende Blick am nächtlichen Himmel unter den dahinziehenden, sich gegeneinander mit der Zeit verschiebenden Sterngruppen nur zu leicht verirrt, wie in einem unentwirrbaren Labyrinthe, so war jetzt ein Compaß am Himmel gefunden, der die

---

* Nicht zu verwechseln mit dem heutigen Siebengestirn, den sogenannten Plejaden. Das Siebengestirn der ältesten sternkundigen Völker war der sogenannte Kleine Bär mit dem Polarstern.

Wahrnehmung und räumliche Uebersicht des Ganzen erleichterte und so durch seine Stütze dazu beitrug, daß sich die Wahrnehmungen in Bezug auf den Himmel mit seinen Sternbildern zur Erkenntniß erweiterten. So früh, sehen wir, war es dem Menschengeiste beschieden, sich eine gewisse Erkenntniß über die Verhältnisse im Makrokosmus zu erwerben, freilich betraf solche nur erst eine rein äußerliche genauere räumliche Orientirung, aber dieselbe war genügend, um auch auf das bisher ausgebildete Zeitbewußtsein zurückzuwirken. Konnte sich doch jetzt erst, nachdem sich die wachsende Erkenntniß mehr und mehr im Himmelsraume mit seinen Bildern und Objecten bewußtvoller orientirt hatte, allmählich die Idee der Unendlichkeit und Ewigkeit als höchster Erkenntnißwerth, wenn auch anfänglich noch unklar, aufdrängen. Das darf uns nicht auffallen; denn so lange die Himmelsforscher nur ein ganz unklares Gewebe von sich stets verschiebenden Bildern und Vorstellungen am Firmament vor sich hatten, über das nur bei Tage die Sonne hinüberfuhr, deren Lauf man nicht immer gleichmäßig verfolgen konnte, unterlagen ihre Eindrücke einem unklaren übersichtslosen Wechsel. Erst jetzt, nachdem am Himmelsraume ein fester, objectiver Anhaltepunkt entdeckt war, der als Stütze weiterer Vergleichung und zur genauen Feststellung aller Sterngruppen und Punkte diente, konnte sich ein feststehenderer continuirlicher Hintergrund für das umfassende Zeitbewußtsein bilden, auf den hinblickend der Geist sich aus dem Wechsel der Vorstellungen emporheben konnte zur Vorstellung des „dauernden Wechsels". Nun erst war dem erweiterten Zeitbewußtsein die objective Stütze geliehen, vermöge deren es die Vorstellung des continuirlichen und maßvollen Wechsels und der ewigen Dauer völlig klar ins Bewußtsein zu heben im Stande war. Nicht ohne die Stütze eines der Erkenntniß zugänglichen Maßes (Grenzwerthes) konnte sich folglich die Idee der ewigen Dauer und somit die Begriffe von Ewigkeit und Unendlichkeit überhaupt ins Bewußtsein heben; denn das an sich Maßlose und Unerfaßte ist nur das Endlose, das keiner Er-

kenntniß und gar keiner Vorstellung zugänglich ist. Der noch maß- und hiermit erkenntnißlose Wechsel der unzähligen, sich allnächtlich in jeder Stunde verschiebenden Sternbilder war dem Himmelsforscher nur ein Labyrinth, ein unentwirrbares Chaos von lichten Punkten, das keiner wahrhaften Auffassung zugänglich war. Es verhielt sich mit diesem auffassungslosen Wechsel der Verhältnisse um nichts besser, wie mit einem etwa eintretenden plötzlichen absoluten Stillstand aller äußern Objecte und Erscheinungen. Auch ein solcher absoluter Stillstand wäre (wenn überhaupt denkbar) im entgegengesetzten Sinne für die Auffassung und die Erkenntniß völlig werthlos. Denn hiermit wäre das Vorstellungsleben zu einer unerträglichen Eintönigkeit und Gleichförmigkeit, d. h. zu einem wahren Stillstand, gewissermaßen zu einer völligen Leere verurtheilt, sodaß der Geist in endloser Erlebnißlosigkeit, in Langeweile und Zeitleere verkommen müßte, ein Zustand, dem zu entgehen derselbe jede Anstalt treffen würde. Dort im Chaos die unentwirrbare Ordnungslosigkeit, die labyrinthische, keinem Maßstabe zugängliche Raumleere, hier dagegen die absolute Langeweile und Zeitleere, beides Verhältnisse, welchen ebensowol das wahrnehmende Auge wie dem entsprechend die vorstellende innere Erkenntniß nothwendig zu entgehen suchten. Wie der gesittete Staat der Anarchie und die ganze unendliche Weltordnung dem absoluten Chaos zu entgehen suchen, so strebt das nach Erkenntniß ringende innere Auge des Geistes nach geordneter Uebersicht der Erscheinungen, indem es sich an alle diejenigen constanten Punkte anklammert, die ihm entgegentreten unter den Eindrücken. Der klare Erkenntnißanfang beginnt also erst da, wo das Chaos der Eindrücke sich gruppirt und ordnet um die herausgegriffenen constanten Punkte, wie die Staatsglieder um den organisatorischen Führer und Lenker. Erst indem die Erkenntniß diese constanten leitsamen Punkte der Außenwelt jedesmal herausfühlt und an ihnen festen Fuß zu fassen sucht, wie der verschlagene Schiffer auf einer Felseninsel, um von diesem gesicherten Orte die

Wogen der Eindrücke zu übersehen, erst da beginnt das sich nach Maß, Ordnung und Uebersicht sehnende Auge der Erkenntniß zu bilden und zu erweitern.

Mit dem Beginne der klarern Erkenntniß aber heben sich von neuem die Schwingen des Geistes, denn neue Vorstellungen werden in ihm rege, und neue Fragen beginnt sich die Seele aufzuwerfen. Noch freilich war die soeben in einen Wachsthumsproceß getretene Erkenntnißfähigkeit, die sich an der Himmelskunde zuerst erprobte, nicht so weit vorgeschritten, daß sie die Fragen richtig stellte, um auch richtige Wege zu ihrer Beantwortung einschlagen zu können. Im Gegentheil, wir sehen den primitiven Proceß der Erkenntniß mit den allerverkehrtesten Fragestellungen beginnen, sodaß wir uns über die schiefen Antworten nicht wundern dürfen, welche sich der Geist anfänglich ertheilte, zumal diese nur mit Rücksicht auf die herrschende Weltanschauung beantwortet werden konnten. Es ergeht also der beginnenden Erkenntniß wie dem Steuermanne, der im Sturme oft die verkehrtesten Curse nimmt, um in den Hafen zu gelangen. Aber der sich entwickelnde Geist hatte dennoch die ersten Anker geworfen, er hatte bezüglich der Eindrücke des Himmels fest dauernde Punkte entdeckt, die ihm als Leitsterne auf den schwierigen Entdeckungsreisen der Erkenntniß dienten.

Hatte die sich entwickelnde Erkenntniß, wie wir sehen, die Idee der Dauer und der Ewigkeit ins Bewußtsein gehoben, so begannen nun mit Rücksicht darauf die himmelskundigen Forscher sehr früh aus ihrer nächsten Umgebung wiederum diejenigen Erscheinungen ins Auge zu fassen, welche der Idee der völligen Dauer zu widersprechen schienen. Schien auf der Erde nicht alles einen Anfang zu nehmen, ebenso wie der Mensch, schien nicht jede Pflanze, indem sie als Saatkorn der fruchtbaren Erde übergeben wurde, einen Anfang gehabt zu haben, und die menschliche Erkenntniß selbst, indem sie sich an feststehenden Punkten des Makrokosmus zu der Vorstellung des ewig dauernden Kreislaufes des Himmelsgewölbes um den schein-

bar ewig ruhenden Pol erhob, mußte nicht auch sie beginnen von einem schöpferischen Punkte aus? Wenn aber alles um uns und mit uns (so schloß der noch kindliche Geist) einen ersten Anfang gehabt hat, so muß doch auch der Himmel einen Anfang gehabt haben, und indem die noch kurzsichtige Erkenntniß die endlichen Theile und Erscheinungen mit dem unendlichen ewigen Ganzen vermischte, begann sich der Menschengeist die falschen Fragen mit Rücksicht auf die herrschende mythische Weltanschauung unklar und falsch zu beantworten. So konnte es geschehen, daß die frühesten Antworten der Priester auf die Frage, wie und woraus die Welt entstanden war, dahin lauteten: daß die Götter diesen Anfang schufen, indem sie vor sich das gestaltlose, maß- und erkenntnißlose Chaos oder die Leere der Ordnung unterbreiteten. — Nur erst die früheste Entwickelungsgeschichte des Erkenntnißprocesses ist, wie sich im Folgenden genauer noch zeigen wird, im Stande, uns auf die Vorstellungen hinzuweisen, welche den Menschen zum tiefern Nachdenken anregten, um ihn endlich zur Philosophie hinzuführen, nur erst sie ist ferner im Stande, zu zeigen, weshalb unter diesen Vorstellungen zugleich das gestaltlose Chaos und die Leere im Gedankenkreise der Dichter der Theogonien eine so große Rolle spielten. Sahen die ersten kosmologischen Denker das Chaos doch als den Urstoff der Welt an, zu welchem die Götter gleichsam erst die Form hinzutrugen, um das geordnete Weltganze zu bilden, Vorstellungen, die bekanntlich noch deutlich bis in die Gedankenkreise der großen griechischen Philosophen hinüberreichen.

Mit der Beobachtung dessen, was zum Beginn der klaren Erkenntniß gehört (und wir sahen, daß dieses zunächst die Concentration und Sammlung der unbestimmten wirren Eindrücke auf einen äußern constanten Mittelpunkt war, der sich der Anschauung gegenüber bestimmt hervorhob [Null- oder Vergleichspunkt] und so zum allgemeinen Stützpunkt der Vergleichung und klaren geordneten Uebersicht gemacht werden konnte), drängte

sich dem Geiste unwillkürlich zugleich diejenige Eindrucksweise im Bewußtsein auf, die eben die klare Erkenntniß hindert. Wir sahen, daß die himmelskundigen Priester sehr bald erkannten, daß dieses die an sich wirre Masse und das gestaltlose finstere Chaos war, sei dieses nun ein Raumchaos als wirre Ordnungslosigkeit, oder eine Zeitleere als ewiger Stillstand alles Geschehenen, d. h. die Zeitlosigkeit. Das gestaltlose Chaos (als Anschauung ohne Begriff) entspricht der Bedeutung der ordnungslosen Raumleere. Die Auffassung der völligen Zeitleere trat genau genommen erst später in der Entwickelungsgeschichte des Erkenntnißlebens auf, ihr entspricht allein die Bedeutung des „Nichts" (als abstracter Begriff ohne Anschauung), insofern hiermit der absolute Stillstand, d. h. die Aufhebung alles Wechsels und Werdens, mit Einem Wort die Leere ausgedrückt wird, und zwar nach dem Satze: „Aus Nichts wird nichts." Das Nichts darf man demnach dem Begriffe nach als die ewig wechsellose, absolut eintönige Zeitleere, als absoluten Stillstand betrachten. Der sonderbare Satz, daß Gott aus Nichts die Welt geschaffen habe, konnte nur erst ausgesprochen werden, als die Auffassungen der Zeitleere, d. h. der Zeitlosigkeit neben der Vorstellung der Raumlosigkeit höher ins Bewußtsein traten. Daß eben diese Begriffe als berichtigende (orientirende) Grenzbegriffe (vgl. Kap. 3, Anmerkungen über den Werth des Nullbegriffs) beim Beginn des Wachsthums der tiefern Erkenntnißfähigkeit eine Rolle zu spielen anfangen, darf uns nicht wundern. (Vgl. zugleich das folgende Kapitel.) Sonderbar ist es, was sich uns im Folgenden genauer zeigen wird, daß man stets diese in der Unterscheidung auftauchenden Grenzwerthe für wirkliche, reale Grenzen des Weltalls hinsichtlich eines wirklichen Anfangs und Endes selbst nahm. Man beachtete nicht, daß das Unendliche keineswegs aufgehört hatte zu existiren, wenn die Dinge und Wesen in ihm die Tendenz zum Chaos oder zur Leere eingeschlagen hatten; denn wie weit sich auch alle Welttheilchen in der Ordnungslosigkeit oder Monotonie der Gestaltung verlieren mochten, der Abstand vom mittlern Grenzwerthe der Ordnung mußte ihnen allen kenntlich und, wenn auch unsicherer, für immer fühlbar bleiben. Der Anfang und das Aufhören der Ordnung im Weltall sind daher selbstverständlich niemals der Anfang des Unendlichen selbst. Allein, was selbst in späterer Zeit den Weltweisen nicht immer vollends klar wurde, das konnte den speculirenden Priestern des Alterthums noch nicht zum Bewußtsein kommen, und so müssen wir es begreiflich finden, wenn wir von ihnen das sogenannte Chaos oder die Leere als den realen Anfangszustand des Weltalls bezeichnet finden. Damit hängt es zusammen, daß man übersah, daß sich aus dem Chaos

und der Leere überhaupt keine Ordnung schaffen läßt, sofern vorher noch nie eine Ordnung vorhanden war. Denn wir werden im Folgenden sehen, daß das Chaos und die Leere immer nur an sich eine mehr oder minder stark geminderte Ordnung bleiben. Das Chaos oder die Monotonie könnten sich daher unter Umständen aus Ordnung entwickeln, aber nicht die früheste Ordnung aus dem Chaos. Innerhalb verschiedener Bewegungsverhältnisse können sich recht wohl unter Umständen relative Gleichgewichtszustände ausbilden, die wieder in die Tendenz der Bewegung zurückgleiten, aber aus einem absoluten Gleichgewicht als ewigem Stillstand resultirt niemals eine erste kleinste Bewegung, es sei denn, ich rufe einen Deus ex machina zu Hülfe. Weil man indessen, wie sich in der Folge genauer zeigen wird, diese Ueberlegungen unterließ, geriethen die Priester eben nothwendig auf den Deus ex machina und auf die Götter als Schöpfer außerhalb aller Welt. Es ist von besonderm Werth in psychologischer Hinsicht, zu bemerken, daß sich der Nachweis hiermit an die Hand gibt, daß sich mit dem Beginn der klaren und tiefern Erkenntniß auch die gefährlichsten Irrthümer, welche sich so lange in der Erkenntniß behaupten sollten, ausgebildet und festgesetzt haben. Das im Text erwähnte psychologische Erkenntnißgesetz, dahin lautend, daß ohne Sammlung und, was damit zusammenhängt, ohne die objective Stütze eines mitwirkenden constanten und hervorragenden äußern Punktes, an dem das erkennende Subject diese Sammlung vollziehen kann, keine gesetzmäßige geordnete Uebersicht und Erkenntnißentwickelung möglich ist, ergänzt sich zu dem Satze, daß die chaotischen Vorstellungszustände als Grenzen die Erkenntnißfähigkeit lähmen und herabsetzen. Wie nachgewiesen hat dieses Gesetz indessen nicht bloße Gültigkeit für das innere Vorstellungsleben und die klare Erkenntniß, sondern es läßt sich in der äußern Natur und Wirklichkeit im Krystallisationsproceß bis tief hinab in die unorganische Natur verfolgen und kommt an den organischen Gebilden noch viel deutlicher zum Vorschein. Das äußere staatliche Zusammenleben der Individuen wiederholt dieses Bildungsgesetz gleichfalls, und auch der Sprachproceß ließ sich dem entsprechend als ein wunderbarer Krystallisationsproceß mit Rücksicht auf fortbildende constante Mittelpunkte nachweisen. So, sehen wir, wiederholen sich im Außenleben wie im Innenleben die gleichen Gesetze, wir sehen sie wiederkehren in der Morphologie des Mikrokosmus wie in der des Makrokosmus, sie treten in der Physiologie ebenso wie in der Psychologie zu Tage, und die Entwickelungsgeschichte aller Verhältnisse der Außenwelt stimmt hiernach nachweislich überein mit der Entwickelungsgeschichte der psychischen Innenwelt, und

auch die Bildungsgeschichte des tiefsten Erkenntnißlebens im Geiste macht hiervon, wie sich zeigt, keine Ausnahme.

Die Himmelskunde, mit der das tiefere Erkenntnißleben anfänglich erwachte, hatte sich merkwürdig früh derjenigen Mittelpunkte bemächtigt, welche seiner ersten Ausbildung zur Stütze dienten. Nicht nur, daß man für die zeitliche Tageseintheilung unwillkürlich den jeweiligen Standpunkt der Sonne und den Mond zum objectiven Anknüpfepunkte machte, um hiernach schon verhältnißmäßig früh eine gewisse Zeiteintheilung des täglichen Lebens zu treffen, sondern auch in dem sternenreichen Labyrinthe des Nachthimmels hatten die Forscher den Faden der Ariadne aufgenommen, um zu einem objectiven constanten Ruhepunkte zu kommen, der, wenn er auch blos scheinbar war, doch dem Auge als erster gesicherter Anknüpfepunkt für die Entwickelung weiterer Erkenntniß dienlich sein mußte. Daß die früheste genauere Zeiteintheilung noch anfänglich großen Schwierigkeiten unterlag, läßt sich leicht ermessen; so war es anfänglich zweifelhaft für die Himmelskundigen, ob man von einem Sonnenuntergange bis zum andern die Tageslänge rechnen und eintheilen sollte, oder ob man einfach die bloße Tageszeit in Bezug auf Sonnenauf- und Untergang zum Maßstabe der Theilung nehmen sollte. Es ist daher zweifelhaft, wie die erste Eintheilung getroffen wurde, und es erscheint wahrscheinlich, daß man anfänglich Tag und Nacht gesondert für sich betrachtet hat. Daß sich das niedere Volk und die Menge noch nicht einer solchen genauern Eintheilung, weder der Tage noch der Jahresabschnitte bediente, ist leicht erklärlich. Der Volkskalender der Culturvölker des frühesten Alterthums, hatte daher nichts weniger wie einen wissenschaftlichen Anstrich. Das Volk richtete sich nicht wie die himmelskundigen Priester und Weisen des Landes nach den Sternbildern, sondern nach den hervorragendsten Erscheinungen der Natur. So diente das Blühen gewisser Gewächse, das Reifen der Früchte, der Beginn der Ernte und das Erscheinen der Zugvögel zur Kalendereintheilung. Der Zug der Kraniche mußte die Saatzeit, und wiederum den herannahenden Winter verkünden, und ihr Flug wurde daher in Griechenland sorgfältig beobachtet. Wenn die Schwalbe im Frühling erschien, so war der Weinstock zu schneiden, und wenn die Schnecken aus der Erde hervorkrochen, so war die Ernte nahe. Die Blüte des Scolymus und der Gesang der Heuschrecke verkündeten den Sommer. Allmählich jedoch wirkten die Sternkundigen dahin, daß auch der Aufgang gewisser Sternbilder zum genauern Einhalten des Zeitabschnitts gewählt werde. So befiehlt Hesiod beim Aufgange des Orion im Julius zu dreschen, und wenn derselbe nebst dem Sirius inmitten des Himmels steht, Arctur aber in

der Morgendämmerung aufgeht, so sollte die Weinlese beginnen. Obwol also, wie wir hieraus erkennen, die Bewegungen und Stellungen der Sternbilder zu Zeitbestimmungen schon früh benutzt wurden, so rechnete man doch noch vielfach in verhältnißmäßig später Zeit im großen nach sogenannten Menschenaltern, nicht nach einzeln gezählten Jahren. Was das Jahr anbelangt, so rechnete man von einem Sommer zum andern, und zählte diese zu Menschenaltern zusammen; denn anfänglich wußte man noch nicht genau zu bestimmen, wohin man am sichersten den Scheidepunkt des einen Jahres vom andern Jahre zu verlegen hatte. Erst viel später, als die Stundeneintheilung des Tages schon ziemlich genau geworden, gewann man als Abschnitt hierzu die längste Nacht, die in der Göttin Leto personificirt wurde. — Hauptsächlich concentrirte sich seit uralter Zeit die Beobachtung der Priester auf den Mondwechsel. Die Zeit des Neumondes war bei allen Völkern des Alterthums ein religiöses Fest. Daß man den synodischen Monat von 29 Tagen 12 Stunden und 3 Minuten selbstverständlicheweise noch nicht sehr früh berechnen lernte, liegt auf der Hand. Dennoch theilte man die Zeit schon sehr früh ein in Monde, und man begann hierbei den Tag als den ersten des Mondes zu setzen, an welchem derselbe zuerst wieder neu erschien. Um die Zeit des Erscheinens versammelte man sich auf hohen Bergen, um genau das erste Hervortreten des Mondes zu bemerken. Bei dieser Beobachtungsweise war es möglich, ungefähr 30 Tage für den Monat ohne Ausnahme herauszubringen. Zwölf solche Monde ergaben 360 Tage, also nur fünf Tage weniger als das gewöhnliche Sonnenjahr. Indessen diese Differenz, die sich bei genauerer Berechnung noch größer stellt, kümmerte die alten Völker bei ihren noch geringen Hülfsmitteln nicht. Die Griechen theilten diese 30 Tage des Mondes in drei Theile zu drei Dekaden, indem sie bis 20 aufwärts und von hier an wieder rückwärts zählten, um so gleichsam durch den Zählungsact, bezüglich Zu- nnd Abnahme, dem Monde zu folgen. — Als die bedeutendsten Astrologen und Himmelskundigen der Urzeit traten unter den ältern Völkern die Aegypter, Babylonier und Chaldäer auf, besonders den letztern beiden Völkern kam ein großes Talent für die Auffassung von Raum- und Größenverhältnissen und Gewandtheit im Zählen und Rechnen hülfreich entgegen. — Sonne, Mond und Planeten begann man verhältnißmäßig früh von dem Wandel der übrigen Sternbilder zu sondern. Den Bogen, den die dem Sonnensystem angehörigen Sterne am Himmel beschrieben, theilte man in 12 bestimmte Theile, welche man der Reihe nach durch Thiere verbildlichte und den Thierkreis nannte. Die berühmen 12 Arbeiten des Herakles wurden

schon im Alterthum als das Durcharbeiten der Sonne durch die 12 Zeichen des Thierkreises angesehen.* Den Aufgang der Sonne verglich man mit einem Ei, den Untergang mit einem Apfel. Der Apfel war das Bild der reif gewordenen, zur Erde herabgefallenen Sonne. Im westlichen Meere, dort wo die Sonne untergeht, stand nach altgriechischem Mythus ein Baum mit goldenen Aepfeln, welche von den Hesperiden, den Töchtern des Hesperus (Abends) und von dem Drachen Ladon (der Nacht) gehütet wurden. — Was nun die Beobachtung des Fixsternhimmels betrifft, so sahen wir war es von hoher Wichtigkeit für die genauere Betrachtung und Berechnung der Gestirnconstellationen, daß die alten Sterndeuter (denn als eigentliche Astronomen waren sie noch nicht zu bezeichnen, sondern das wurden sie erst im Laufe der Zeit) bereits im „Siebengestirn" die „Höhe" des Weltalls gefunden zu haben meinten. Bei den alten Indern waren die sieben Sterne Kishis, d. h. fromme Büßer, die um den Mittelpunkt des Himmels wohnend, beständig in die Betrachtung Gottes versunken sind. In der Mitte aber thronte Indra.** Auch von den Chinesen wird uns Aehnliches berichtet; sie sahen in diesem Gestirn den Palast des höchsten Gottes und Herrn, des Urgeistes Tai-kie, von dem alles Maß und Ziel in der Welt ebensowol wie ein alles belebender schöpferischer Einfluß ausging. Selbst die Finnen wollen in diesem Gestirn das Thor erkennen, durch welches alles Leben in die Welt gekommen ist.*** Die Abiponen sehen im Siebengestirn die Seele ihres Großvaters (großen Häuptlings). Da das Gestirn in Südamerika in jenen Breiten einige Monate unter dem Horizonte verschwindet, trauern sie hierüber und halten den Großvater für krank, wenn er wieder emporsteigt, so feiern sie ein Freudenfest.† Die Babylonier sahen im Siebengestirn den Thron ihres mächtigen Blitzgottes.†† Die römischen Landleute vergleichen die sieben Sterne mit sieben Dreschochsen (septem triones), da sie bemerkten, daß dieses Sternbild sich ähnlich den Dreschochsen auf der Tenne stets rings im Kreise bewegte. Die Phönizier nannten dieses Gestirn das redende Dobebe oder Duben und richteten sich nach demselben auf ihren Schiffahrten. Da dem Ausdruck nach dieses Gestirn bei den Phöniziern zugleich Bär bedeutet, so sollen die Griechen das Siebengestirn

---

* Vgl. Menzel, „Vorchristliche Unsterblichkeitslehre", S. 13.

** Ebend., S. 44.

*** Vgl. Thomasson's „Finnische Mythologie", S. 38.

† Dobrizofer, II, 87.

†† Grotefend, „Keilinschriften", 1852, S. 21.

aus Misverständniß den Bären genannt haben.* Daß bei solcher außerordentlicher Zunahme des Zeitbewußtseins, wie es durch die Anstöße der frühesten Sterndeuterei geschah, auch der Sinn für genaueres Maß und Eintheilung der Raumgrößen wachsen mußten, läßt sich von vornherein voraussehen. Doch mußte sich hier auf dem Gebiete der Geometrie anfänglich ein ähnlicher Proceß vollziehen wie überall, d. h. es mußten sich vorerst bestimmte und constante Maßstäbe allgemeine und objective Geltung verschaffen, bevor ein übereinstimmendes Messen vorgenommen werden konnte. Es verhielt sich nun, wie uns berichtet wird, mit der ersten Aufnahme solcher Maßstäbe wie mit der Feststellung der frühesten Zahlbilder. Wie sich das Zählen halb unwillkürlich des bessern und leichtern Merkens wegen an die Finger anlegte und die Zahlzeichen mit bestimmten Hand- und Fingergeberden zusammenhängen, so in ähnlicher Weise verhielt es sich mit den ersten objectiven Raummaßstäben; um sie zu gewinnen, lehnte man sich unwillkürlich an das Nächstgelegene an. Dieses Nächstgelegene war der eigene Körper (der ja unbewußt in seiner Größe und seinen Bewegungen dem Auge längst die äußern Anknüpfepunkte zur Schätzung und Vergleichung der Größenverhältnisse geboten hatte). Vom Körper schnitt man daher fast unwillkürlich alle diejenigen leichtbeweglichen Theile heraus, die zum Messen benutzt werden konnten; diese Theile aber waren Hand und Fuß. So finden wir beispielsweise im alten Aegypten zwei Maßeinheiten im Gebrauch, und zwar die große oder königliche Elle, und die sogenannte kleine Elle, deren Verhältniß 7 : 6 war. Wie war aber dieser Maßstab gewonnen worden? Das ist leicht zu erkennen, sobald wir uns nur die Art seiner Zusammensetzung betrachten. Die königliche Elle (Mahi suten) bestand nämlich aus sieben Palmen, das sind Handbreiten, und diese wiederum waren aus vier Fingerbreiten zusammengesetzt. Die kleine Elle (Mahi nets) bestand aus sechs Palmen zu je vier Fingerbreiten, zusammen aus 24 Fingerbreiten. Sop war die Handbreite zu vier Fingern gerechnet, Teba war die ursprüngliche Fingerbreite (Daktylos). Lepsius nimmt an, daß die große oder königliche Elle ursprünglich in sechs Palmen getheilt war.** Die Ptolemäer haben in Aegypten die alte Maßeinheit zwar nicht geändert, doch daneben ein ganz neues Maß, und zwar den sogenannten ptolemäischen Fuß zu zwei Drittel der königlichen Elle eingeführt. Während die alte Maßeinheit der Aegypter, wie wir sehen, die Elle war,

* Friedreich, „Die Weltkörper in ihrer mythisch-symbolischen Bedeutung", S. 166.

** Vgl. „Ausland", 1866, S. 391.

bediente man sich in Griechenland und Rom des Fußes. Der Fuß bestand aus 16 Fingerbreiten. Das Steigen des Nils wurde in Aegypten nach der ältesten hergebrachten Maßeinheit ausgerufen, und obwol der große Nilmesser bei Elephantine nach der spätern königlichen Elle eingetheilt war, so wollte man dem Volke, wie es scheint, die Reduction auf das älteste, eingebürgertste Maß damit ersparen.

6.

Der Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation.

Die letzte Phase des mythischen Processes. — Rückblick auf die Anschauungen der Priesterwelt in Bezug auf das heilende Licht und das unheilvolle Dunkel, sowie auf die sich daran knüpfenden Vorstellungen von Zeugung, Seele, Krankheit, Tod u. s. w. während der Feuerzeit. — Die neuen Anstöße der Himmelskunde in Bezug auf das Erkenntnißleben. — Unterschied der kosmogonischen Lehren von der bisherigen Vorstellungsweise der Dinge und von der später entstehenden philosophischen Denkweise. — Das Sammelwesen heiliger und mythischer Priesterschriften. — Die Entwickelung des Priesterthums in Aegypten und die ägyptisch-kosmogonische Götteranschauung. — Die Hierarchie und Dogmatik als Hemmschuh der weitern Entwickelung des Geisteslebens im Orient. — Griechenland als einzige Stätte der weitern Entwickelung des Erkenntnißlebens.

Wir nähern uns jetzt in der psychologisch-historischen Entwickelung des Menschengeistes dem Ende der eigentlichen Urzeit. Blicken wir zurück auf den merkwürdigen Umschwung, der sich im Vorstellungsleben der höher entwickelten (priesterlichen) Kreise des frühesten Alterthums durch die Aufnahme des Schriftwesens vollzogen hatte, und beachten wir den Aufschwung, den die Entwickelung des Nachdenkens durch die Pflege der Himmelskunde und die damit verknüpfte Erweiterung des Zeit- und Raumbewußtseins nahm, so werden wir es begreiflich finden, wie die Menschheit, allmählich mehr

und mehr gestärkt durch solche Hülfsmittel, aus dem Dämmerlichte der Urzeit heraustrat in ein neues Zeitalter, in dem sie fähig war, ihre Anschauungen und Erinnerungen aufzuzeichnen und für immer zu bewahren. Wir stehen am Anbruch der historischen Zeit; denn der Mensch hatte jetzt den Griffel führen gelernt, mit dem er es verstand, seine Gedanken und Erlebnisse in Stein und Erz zu graben, um sie auf solche Weise dem Gedächtniß der Nachkommen zu erhalten. Eine neue Epoche war gekommen, ein neuer großartiger Umschwung bereitete sich vor; denn neue Keime sammelten sich, aus denen sich erweiterte Anschauungen entwickeln mußten, auf welche wir nunmehr unser Augenmerk zu richten haben. — Die Blütezeit des Mythus war vorüber, die im mythischen Processe liegenden Elemente begannen zu wachsen, zu treiben und sich zu differentiiren, die gemeinsame Hülle aber wurde zersprengt. Und wiederum waren es die Priester und die mit ihnen in Verbindung stehenden Sänger und Seher, die uns als die frühesten Träger dieser neuen geistigen Entwickelungsepoche entgegentreten. Im Priesterthum der Urzeit allein hatten sich ja die Keime der Reihe nach gesammelt, die zur geistigen Fortentwickelung der Menschheit dienten, und so kann es uns nicht wundernehmen, daß von hier aus der neue Entwickelungsproceß wiederum seinen Anfang nimmt. — Fassen wir die letzte Phase des mythischen Processes genauer ins Auge, so erkennen wir deutlich, wie außerordentlich sich die physikalischen Elemente desselben in den Vordergrund gedrängt hatten, und das wird uns um so weniger auffallen, sobald wir bedenken, wie es vorzugsweise die Natur- und Sternkunde treibenden Priester waren, die als die vorzüglichsten Träger des mythischen Processes angesehen werden mußten. Durch hervorragende Erfahrungen auf dem Gebiete des Naturreiches aufgefordert, hatte sich das ursprüngliche Priesterthum mit Schamanismus und Zauberwesen entwickelt, und fortan gingen physikalisches Zauberwesen und Religion Hand in Hand. Religion im wahren und echten Sinne pflegten die frühesten Priester als Zauberer, indem

sie das Bestreben an den Tag legten, Nächstenliebe und Barmherzigkeit zu üben; denn sie waren bemüht, ihre gewonnenen Geheimkenntnisse der Natur zum Nutzen der Menschheit zu verwerthen, indem sie lehrend und heilend auftraten, um allenthalben Achtung und Ehrfurcht durch ihre Wunder- und Zaubercuren auf sich zu ziehen. So war durch den geschichtlichen Entwickelungsverlauf die Religion auf das innigste mit der Ausbildung der Naturkunde verwebt worden. Schien das Auge des Priesters auf die Wunder und Erscheinungen der Natur gerichtet, um ihr ihre Geheimnisse abzulauschen, so lebte in seinem Herzen jenes menschenfreundliche religiöse Gefühl, diese Geheimnisse zum Nutzen der Kranken und Heimgesuchten auszubeuten. Innig waren daher die Lehren der Priester und Propheten der Urzeit mit Rathschlägen gemischt, die sich auf Heilmittel aus der Natur für Elende und Unterdrückte bezogen, innig lehnten sie ihre Lehren überhaupt an einen Hintergrund an, der sich aus den Elementen der moralisch belehrenden geschichtlichen Tradition und der kindlichen Naturanschauung ihrer Zeit zusammensetzte, und so geschah es, daß in dem mythischen Proceß dauernd und unverwüstlich ein physikalisches Element fortwucherte. Als sich nun später Nachdenken und Erkenntniß erweiterten, als sich das Raum- und Zeitbewußtsein ausdehnte, und endlich das Auge sich gewöhnte, den ganzen Makrokosmus möglichst zu umspannen, um das die Erde umschließende Himmelsgewölbe als ein Ganzes, d. h. als das Weltall anzusehen, da tauchten auch allmählich, angeregt durch die Anstöße von seiten der Himmelskunde, eine Reihe von Ideen und Fragen auf, die den Geist anspornten, alle bisher einzeln behandelten mythischen Vorstellungen in Bezug auf Natur und Welt zu einer Gesammtanschauung zu vereinigen. Es war das Streben nach Verallgemeinerung, das jetzt auch hier zur Gesammtanschauung hindrängte, und das sich durch die Rückwirkungen des Schriftprocesses auf Mythus und Cultur, wie wir bereits früher gesehen haben, ernstlicher wie bisher zu regen begann. Daß sich dieser Ver-

allgemeinerungsproceß, mit dem zugleich das Bestreben Hand in Hand ging, die im hellern Lichte aufgefaßten Erscheinungen am Faden des Entwickelungsganges kindlich aneinanderzureihen und zu erklären, nur auf dem Hintergrunde der bisher herrschenden mythischen und kosmo-magischen Anschauung vollziehen konnte, leuchtet ein. Allein wir würden den Ausdruck einer kosmo-magischen Anschauung der Dinge, welch letztere mit dem Priesterthum, wie uns die Entwickelungslehre zeigte, großgezogen worden war, völlig misverstehen, wollten wir annehmen, daß eben diese Anschauung eine bereits in sich consequent zusammenhängende Weltanschauung war. Lenken wir bei dieser Gelegenheit, um uns die Frage zu beantworten, worin denn diese Anschauung der Dinge bestand, unsere Blicke auf die Entwickelungsgeschichte zurück.

Die hierher gehörigen Vorstellungen über die Welt und ihre Erscheinungen waren nur erst nach der epochemachenden Erfindung des Feuerreibens allmählich mehr und mehr aufgetaucht, sie hatten sich angelehnt an den physikalischen Zauber, mit welchem die Magier die frühesten Wunder vollbrachten. An das früheste Zauberwesen hatte sich eine Reihe zusammenhängender Anschauungen angeschlossen. Die Zeugung und den schöpferischen Act des Menschenanfangs hatte sich, wie wir sahen, die Priesterweisheit früh gewöhnt als eine heilige Feuerreibung zu betrachten, und Phallusdienst in den verschiedensten Formen war mit dieser Vorstellungsweise ausgebildet worden. Das Wesen der bösartigen Krankheit, das die Priester durch ihre Zauberkünste zu bekämpfen strebten, hatte man früh mit der Finsterniß verglichen, welche die heilbringende Wärme und das reine klare Licht, von dem alles Heil und aller Segen, alle Fruchtbarkeit und alles Gedeihen in der Natur wie im Leibe ausging, zu vernichten bestrebt ist. Ja mehr noch, so tief wurzelte die Vorstellung von dem Heile des Lichts und dem Segen der feurigen, erwärmenden Helle, daß man selbst das unheilbringende moralische Böse und Schadenbringende früh als die Mächte der Finsterniß

und des unheimlichen Dunkels anzusehen sich gewöhnt hatte. Wie früh hat daher der dem Menschenherzen sich unmittelbar aufdrängende Gegensatz von der Macht und dem Streite des Guten und Bösen seine äußere Symbolik in dem Kampfe des reinen Lichts mit dem unheimlichen und unheilbringenden, unreinen Dunkel gefunden! Wir irren, wenn wir meinen, daß der Menschengeist diesen so tiefgreifenden innern Gegensatz vom Guten und Bösen schon in eine innere Beziehung zu dem äußerlich beobachteten Gegensatze des Lichten und Dunkeln zu setzen gewußt hat, noch bevor er aus nächster Nähe und directerweise die nutzbringende Wirkung des erwärmenden und leuchtenden Feuers kennen gelernt hatte, und wir irren ebenso sehr, wenn wir meinen, daß nach der Bekanntschaft der Menschheit mit dem Feuer es nur erst Zoroaster gewesen, der diese innere Beziehung herausgefunden und zu Tage gefördert habe.* Wäre es uns möglich, in die Zeiten zurückzublicken, welche die Menschheit durchlebte von der Epoche der Feuererfindung bis zu derjenigen, da das Schriftwesen sich geltend zu machen begann, so würden wir wol staunen über den Reichthum und die Herrschaft dem ähnlicher Vorstellungen unter den orientalischen Culturvölkern. Licht und Dunkel wurden hier früh zu dem Hintergrunde einer bewußtvollen Weltanschauung gemacht, wenn auch nicht früher, als sich durch die ersten thatsächlichen Erfahrungen dem Menschen die geheimen Wirkungen dieser großen Naturkräfte deutlich und handgreiflich offenbarten, nicht früher also, als er die lichtspendende Scheibe der Sonne als eine zauberthätige, heilbringende Feuerflamme aufzufassen wußte, die, von mächtigen Händen gezündet, in gleicher Weise wie die Opferflamme der Priester bald durch zu große Hitze eine versengende und zerstörende Wirkung, bald aber durch sanfte Wärme wohlthuende Gefühle

* Die Vorstellung des Teufels als Machthaber des Bösen, Beherrscher des Dunkeln, der Unterwelt und der Hölle und Widerpart der lichten heilbringenden Gottheit ist daher viel älter, als wir zu glauben geneigt sind. Vgl. Roskoff, „Geschichte des Teufels“ (Leipzig 1869).

zu äußern vermochte. An diesen Mittelpunkt des Gegensatzes von Licht und Dunkel hatten sich alsdann bald andere Gegensätze angeschlossen, welche die naturkundigen Priester sehr rasch auffassen lernten und über deren geheimnißvolle Beziehungen sie nicht minder früh nachdachten; denken wir nur in dieser Beziehung an Feuer und Wasser, Luft und Erde. War doch schon in allerfrühester Zeit, wie wir gesehen haben, der Gegensatz von Leib und Seele dem Bewußtsein an der Hand der Wärmeerscheinungen vor Augen getreten, und früh, sehr früh hatte man sich, wie dargethan, gewöhnt, die Seele als ein glimmendes Feuer im Körper zu betrachten, das beim Tode verlöscht, während der Athemdampf wie die Rauchsäule zum Himmel emporsteigt, um den Seelenfunken unsterblich davonzutragen. Daher schienen den Kindern der Urzeit schon sehr frühe die flimmernden Sterne als die unsterblich leuchtenden Funken der Verstorbenen, welche die Vögel (Specht und Storch) vom Himmel herniederführten auf die Bäume, aus deren Holz die Gottheit die ersten Menschen ähnlich dem Feuer hervorgerieben hatte. So stammte das erste Menschengeschlecht in den Anschauungen vieler Urvölker aus dem Holze der Esche, und es ist kaum nöthig, an diejenigen Kosmologen zu erinnern, welche uns diese Ansicht vorgetragen haben. Diese Vorstellungen waren nicht selbständig erdichtet und erfunden von den Weltweisen, sondern Sänger und Priester sammelten und verbanden in den Kosmogonien nur, was sich in gemischter und zerstreuter Weise längst in derartigen Anschauungen im Munde des Priesterthums im allgemeinen vorfand. Aber diese systematische Zusammenfassung aller derjenigen Anschauungen, die sich über die Betrachtungsweise der Dinge verbreitet hatten, und ihre Verarbeitung ebensowol wie ihre Verbindungsweise durch die hinzugefügten kindlichen Erklärungen waren ein neuer Eingriff in den mythischen Proceß, der dazu beitrug, die physikalische Seite desselben so bedeutend und gegenüber den andern Elementen so einseitig fortzuentwickeln, daß wir deutlich wahrnehmen, wie von hier aus all=

mählich die Auflösung der ganzen bisherigen mythischen Weltanschauung angebahnt werden konnte, um sie in eine tiefere, erkenntnißreichere und endlich wissenschaftlichere Anschauung überzuführen. Die Anstöße zu diesem sich vorbereitenden Umschwunge kamen, wie leicht zu ersehen, hauptsächlich von seiten der Himmelskunde; denn sie regte den Geist mehr und mehr dazu an, alle Dinge unter einem umfassendern Gesichtspunkte zu betrachten, sie lehrte mehr und mehr den Geist, daß alles, was wir beobachten und erforschen, zu einem Ganzen, d. h. zum Weltall gehörte und miteinander in causaler Verbindung stehen müsse. Durch diese Einwirkungen mußte sich daher der bisherige Mythus wandeln und gewissermaßen langsam abklären; denn der Geist begann nun die häufig nur oberflächlich zusammengewürfelten Vorstellungen zu ordnen, zu prüfen, sie miteinander zu vergleichen und in einen bestimmten Zusammenhang zu bringen. So construirten sich Priester und Sänger aus einer Reihe gegebener mythischer Elemente neue zusammenhängendere und erhabenere Anschauungen, in welchen sie versuchten, die Erscheinungen im Weltall im Zusammenhange des herrschenden mythischen Göttersystems zu erklären und, was selbstverständlich erscheint, die von der erwachenden Erkenntniß aufgeworfenen Fragen nach dem Ursprung und dem Anfang der Dinge in zusammenhängender Reihenfolge zu beantworten. So entstanden denn die halb aus mythischen, halb aus primitiv-naturphilosophischen Fäden gewebten Kosmogonien und Theogonien, in welchen sich die frühesten und kindlichsten speculativen Versuche der Menschheit verkörpern sollten. Nichts weiteres waren diese Producte, als ein zusammenhangsvoller und gleichsam krystallisirter Niederschlag aus den Vorstellungen und Anschauungen, welche die Priesterwelt bewegten seit der Zeit der Feuererfindung. Alles was man bruchstückweise über den Zusammenhang der irdischen Naturkräfte mit den himmlischen Göttern bisher ahnte und hier und da wol auch zu einem bestimmteren Ausdruck brachte, das wurde jetzt durch die Dichter zu einer

geordneten Gesammtanschauung erhoben, in der die frühesten und kindlichsten Fragen der Erkenntniß nach der Schöpfung und dem Anfange des Weltalls durch die Gottheit zunächst in den Vordergrund gestellt wurden. Freilich beschränkten sich die Kosmogonien nicht nur darauf, die Schöpfungsfragen zu erledigen; denn sie handelten nicht nur über den Welt- und Menschenanfang, sondern es flossen auch eine große Reihe von Mythen, welche den Priestern und Sängern ganz besonders lehrreich und weisheitsvoll erschienen, gleichzeitig bei der Darstellung und Verarbeitung aller hierher gehörigen Anschauungen mit unter. So stellen sich die Kosmogonien dar als Producte, die sich ebensowol aus Mythen und Sagen, bezüglich der herrschenden Götterlehre, als auch aus bestimmten Schöpfungslehren, d. h. Ansichten über den Beginn des Weltalls, zusammensetzten, welche den Trieb der soeben erwachenden Erkenntniß zu befriedigen strebten. Wir werden psychologisch nicht verkennen, daß sich in diesen ersten Erkenntnißtrieben bereits die frühesten Regungen des speculativen Geistes ausgesprochen finden; allein in der That sind es nur erst die ersten Keime, welche Wurzel zu schlagen versuchen. Vergeblich suchen diese Keime hier noch die mythische Hülle, welche sie gefesselt und umfangen hält, zu durchbrechen; denn noch bleibt die Auffassung völlig haften bei den Götteranschauungen und, noch vollziehen sich vor den Augen der Sänger und Dichter die Schöpfungsacte und Wirkungen völlig mystisch und zauberisch. — Von der bisherigen herrschenden Anschauungsweise unterschieden sich die Kosmogonien und Theogonien dadurch, daß sie die Vorstellungen zusammenfaßten und in gewisser zusammenhängender, erklärender Reihenfolge ordneten, um so das ganze Weltall im Hinblick auf die Schöpfungsfrage durch die Götter möglichst umfassend und übersichtsvoll zu behandeln. Allein in dieser Art waren derartige Producte eben noch keine eigentliche Philosophie; denn noch suchte man hier die Ursachen der Anfänge nicht, wie das die ersten Philosophen thaten, in kosmischen Principien, sondern vielmehr aus-

schließlich und allein in den über und hinter den kosmischen Gebilden stehenden Göttern. Die Einsicht in den Unterschied von Gott und Welt vollzieht sich daher erst in der Philosophie, in deren ersten Anschauungen die kosmischen Elemente selbst bildungsfähig und schöpferisch auftreten, sodaß die Rolle, welche die Götter noch zu spielen hatten, eine immer mehr und mehr nebensächliche und unwesentlichere werden mußte. In den Kosmogonien hingegen spielen die Götter vorwiegend die Hauptrolle; in mystischer Weise treten sie überall als die Schöpfer auf, bald führen sie sich geheimnißvoll ein in den Causalzusammenhang der Dinge, um ihn zu unterbrechen, bald dagegen verschwinden sie auf eine ebenso mystische Art, und so erkennen wir leicht, daß hier von einer genauern und klarern Uebersicht über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung keine Rede ist. Noch geht in dieser Anschauungsweise der Dinge alles zauberhaft und geheimnißvoll zu, noch ahnte man nicht, daß alle Ursachen, Wirkungen und Wechselwirkungen der Verhältnisse an bestimmte Gesetze gebunden sind, welche die Regelmäßigkeit der Erscheinungen bedingen. Was sich indessen bereits deutlich in dem Gedankengange der Kosmogonien ausgesprochen findet, das ist die Einsicht, daß alles das, was besteht, Grund und Ursache besitze und daß man die Erscheinungen nur dann erst recht würdigen und verstehen lerne, wenn man sie aus ihrem Ursprunge begreife. Allein trotz dieser Einsicht suchen die Dichter und Sänger die Dinge nur aus mystischen Gründen herzuleiten, und überall ist es die überirdisch erscheinende Hand der Götter, welche schöpferisch zeugend im Zusammenhange der Entwickelung dazwischentritt. So, sehen wir, arbeiten sich die Dichter der Kosmogonien nur wenig über die mythischen Anschauungen hinaus, und nicht mit Unrecht werden wir diese Gebilde daher als die Ausläufer der letzten Phase des mythischen Processes zu beleuchten haben.

In den Kosmogonien und Theogonien nähert sich der früheste mythische Proceß und die von ihm ausgehenden geistigen Anregungen dem

Ende, die klarere Erkenntniß beginnt mehr und mehr zu erwachen und ein allmählicher Uebergang vollzieht sich zur Philosophie, durch welche die Einwirkungen und Nachwirkungen des Mythus bekämpft und zurückgedrängt werden.

Neben den Anstößen und Einflüssen, welche von seiten der Himmelskunde und der Sterndeuterei kamen, um den Geist darauf hinzuweisen, die ersten kindlichen Fragen der erwachenden Erkenntniß sich zusammenhängender wie bisher zu beantworten, dürfen wir indessen die Anregungen nicht übersehen, die das soeben in Aufschwung gekommene Schriftwesen auch in dieser Beziehung darbot. Lag es doch im Wesen des Geistes überhaupt, nach umfassender und erweiterter Erkenntniß und Uebersicht zu streben und die Erinnerung in Rücksicht darauf zu stärken, und war es doch gerade hinwiederum die Schrift gewesen, welche mit ihrem Unterbau der Erinnerung zu Hülfe kam, um so den Reichthum der Uebersicht zu vermehren. Je mehr aber dieser Reichthum der Erinnerungen und der Gedankenkreise wuchs, je mehr sich der Geist dazu aufgemuntert fühlte, umfassender zu vergleichen und im Besondern das Allgemeine aufzusuchen, um so größer mußte auch nothwendig das Bestreben werden, das zerstreute Material, das sich während des mythischen Processes angesammelt hatte, zusammenzufassen; und da sich eben dieses Material bereits durch den Schriftproceß zu einer Literatur verkörpert hatte, so wurde jetzt diese letztere vorzugsweise benutzt, um dem Verallgemeinerungsproceß der Anschauung Hülfe zu leisten. Systematisch stellte man die ersten Schriftproducte der Priester und Sänger zusammen, um sie ihrem Inhalte nach zu sammeln und zu ordnen, und gestalteten sich aus diesem, nach einer bestimmten Richtung hin vorgenommenen Sammelwesen von mythischen Schriften nicht immer eigentliche Kosmogonien, so entstanden doch hiermit gewisse heilig gehaltene Mythencomplexe, die in ihrem Sagenkranze ein Buch von heiligen Schriften bildeten, deren Inhalt die Priester sich gewöhnten, als die Summe aller Weisheit hinzustellen. Diese

heiligen Weisheitsschriften bildeten zugleich einen Sammelpunkt, an welchen sich sehr früh eine ganze Literatur von weitern Priesterschriften anschloß, welche ihrem Inhalte nach sich stets auf die als Buch der Bücher angesehene Weisheitsschrift zurückbezogen. So zeigt sich, „daß die Erscheinung, daß um einen Kern älterer heiliger Bücher sich eine ganze priesterliche oder gelehrte Literatur über alle Theile des von dem priesterlichen Stande gepflegten Wissens ausbreitet, nicht nur bei den Aegyptern vereinzelt dasteht, sondern sie findet sich bei den meisten ältern Nationen, von denen wir Kunde haben: bei den Juden, Baktrern, Indern. Bei allen diesen Völkern bildet eine kleine Anzahl älterer Schriften den Kern einer ausgedehnten, bändereichen Literatur". * In Aegypten bildeten 42 Bücher den hauptsächlichen Kern der Priesterliteratur; dieser war aus den angesehensten Priesterschriften zusammengesetzt, und an sie schloß sich die übrige Literatur in Form von Commentaren, Erläuterungen und Abhandlungen an.

Waren in der frühern großen Entwickelungsepoche der Urzeit, welche sich an die Feuererfindung anlehnte, ganz besonders die indogermanischen Völkerstämme, wie wir sahen, hervorgetreten, so waren es in späterer Zeit die Aegypter, die seit der Epoche der Schriftausbildung an die Spitze der Culturentwickelung traten. Es wird indessen nicht zu leugnen sein, daß den Aegyptern die Anregungen zu einem höhern bedeutsamen geistigen Aufschwunge erst von Osten her mitgetheilt waren. ** Allein, um alle diese von dorther stammenden

---

* Vgl. Röth, „Geschichte der abendländischen Philosophie", I, 116.

** Hatte sich die Epoche der Feuererfindung vorzugsweise unter den Indogermanen und Semiten zugetragen, so war es selbstverständlich, daß die eigentliche kosmo-magische Weltanschauung mit ihren mannichfaltigen Vorstellungen sich von deren Ursitzen aus nach allen Seiten hin, folglich auch von Osten her nach Aegypten verbreiten mußte. Die kosmo-magischen Vorstellungen waren daher im wesentlichen den Aegyptern zu ihren ältern Vorstellungen, die sich an den Leichencultus anlehnten, zugetragen worden. Beide ursprünglich ausgebildeten Anschauungen der Dinge, d. h. jene der „Vor-" und jene der „Nach-

geistigen Einflüsse so zu assimiliren, daß sie selbständiger verarbeitet wurden und zu einem neuen Kerne der Fortentwickelung dienen konnten, dazu bedurfte es einer neuen äußern Stütze, und diese Stütze, sahen wir, war die Ausbildung des Schriftwesens, die in Aegypten einen hervorragend raschen Fortgang nahm. Dadurch geschah es, daß das ägyptische Priesterthum sich sehr bald auf eine höhere Stufe der Entwickelung erhob, als dies bei den meisten Nachbarvölkern in der Weise der Fall war. Wie außerordentlich sich infolge dessen das geistige Leben in Aegypten entfaltet hatte, das erkennen wir aus dem Bilde, das uns Clemens Alexandrinus über einen ägyptischen Priesteraufzug erhalten hat. Ein solcher Aufzug läßt uns einen Blick in das Wirken und Schaffen des Priesterthums thun, da sich bei dieser Gelegenheit die Würdenträger aller gepflegten Gebietszweige öffentlich dem Volke zeigten. Vorauf schritt bei einem solchen gottesdienstlichen Aufzuge ein Sänger, welcher ein Symbol der Musik trug, welch letztere sich, wie alle Künste und ursprüngliche Kunstentwickelung überhaupt, was wir im Folgenden noch genauer zeigen werden, eng an Wissenschaft und Religion anlehnte. Dieser Sänger mußte zugleich alle Dichtungen und Lobgesänge auf die Gottheit innehaben. Nach dem Sänger folgte der Horoskopos, der Stundenbeobachter, der die Zeit regulirte und die Wissenschaft der Sternkunde innehaben mußte. Vorzugsweise mußte derselbe die über Sternkunde handelnden Bücher des Hermes auswendig wissen. Das erste dieser Hermesbücher handelte von der Anordnung der Fixsterne, das zweite von der Erleuchtung des Mondes und dem Laufe der Sonne, die andern aber von den Aufgängen der Gestirne. Hierauf folgte der heilige Schreiber (Hierogrammateus); derselbe

---

feuerperiode", hatten sich daher in Aegypten verschmelzen müssen, und es wäre wol keine unlohnende Aufgabe, die Wurzeln beider Vorstellungsweisen genau nebeneinander nachzuweisen, zumal, wie wir gesehen haben, die Anschauungen der „Vorfeuerperiode" sich im alten Aegypten ganz besonders scharf consolidirt hatten.

mußte mit den Hieroglyphen betraut sein und vorzugsweise rasch und geläufig die Schriften entziffern und lesen können. Auf den heiligen Schreiber folgte der Stolistes, der die gesetzlich festgestellte Elle und das Maß in der Hand trug. Endlich kam der Orakelabfasser, d. h. der eigentliche Seher und Oberpriester, der zugleich die Gesetze handhaben mußte, wobei er die Götter um Rath anging und Offenbarungen aller Art austheilte. Im Zuge vertheilt befanden sich gleichzeitig die Tabernakelträger, welche bei öffentlichen Aufzügen die Götterbilder trugen, sonst aber die niedern Tempeldienste versahen, die Reinhaltung des Tempels und das Opferwesen besorgten, nebenbei aber zauberische Arzneikunst übten. So, sehen wir, waren die Zweige von Kunst, Religion und Wissenschaft im Schose des Priesterwesens entwickelt worden. Dichter, Musiker und Sänger, Sternkundige und Sterndeuter, Propheten, Wahrsager und Richter, ebenso wie Aerzte und Heilkundige waren hier in der Priesterwelt vertreten, fast alle hauptsächlichen Gebietszweige der Wissenschaft waren bereits deutlich differentiirt, obwol einige derselben, wie die des Richters und Priesters, hier noch miteinander verschmolzen waren*; das aber, was die Würdenträger aller Wissensgebiete zusammenhielt, war die gemeinsam mythische Weltanschauung, wie sie in den heiligen Büchern im Hinblick auf die verehrten Gottheiten als System entwickelt worden war. Bei dieser außerordentlichen Entwickelung des Priesterthums in Aegypten nimmt es nicht wunder, daß auch die Anschauungsweise in Bezug auf das Göttersystem hierselbst viel früher wie bei andern Völkern eine umfassendere und allgemeinere geworden war, sodaß wir erkennen, wie schon in der Götterlehre des alten Aegyptens sich deutlich die speculativen Keime Bahn brachen, die, wenn sie auch hier nicht zur weitern freiern Entwickelung kamen, doch schon so viel Triebkraft

---

* Die ursprüngliche Verbindung aller der erwähnten Gebietskreise des Wissens im Schose des Priesterthums findet sich heute noch bei den Chinesen.

entfalteten, daß sie andere Völker, wie namentlich die empfänglichen Griechen, fruchtbar anregen konnten. Die von der ägyptischen Hierarchie gepflegte und allgemein anerkannte Welt- und Götteranschauung war ihrem Wesen nach bereits ein System, in welches die kosmogonischen Ideen im wesentlichen mit verflochten waren, während in ihr nebendem deutlich bereits ein gewisses Streben zur mystischen Erhabenheit zum Ausdruck kam. Die Aegypter gingen schon früh in ihrer Vorstellungsweise von einer allgemeinen Urgottheit aus, die zugleich ein kosmisch dunkles, noch unentwickeltes (leeres) und verborgenes Ursein darstellte. Diese geheimnißvolle dunkle Urgottheit nannten sie Amūn, d. h. Verborgen, man stellte sie dar als Sphinx in Widderform, und überall wurde sie am Eingange des Tempels aufgestellt. Zugleich nannte der Aegypter diese Sphinx Neb, d. h. Herr. Allein als verborgene Sphinx konnte die Urgottheit nicht verharren, sie entwickelte, enthüllte und offenbarte sich daher in einer vierfachen Gestalt, und zwar als Kneph, d. i. Hauch, Athem und Seele des Lebens, als Neith, d. i. die kosmische Urmaterie, als Sevech (der ewig fließende Zeitstrom) und als Pascht (ein weibliches Wesen mit der Bedeutung der räumlichen Weite, des Ueberall und der räumlichen Unendlichkeit). Wir ersehen aus diesen Vorstellungen, wie hoch sich die ägyptischen Priester in der Abstraction bereits erhoben, und wie sie sich die Entwickelung und die Schöpfung des Kosmos vorstellten. Auf das innigste waren die Götter noch mit dem Kosmos verflochten, d. h. die kosmischen Principien wurden eben noch als thatsächliche Götterwesen erfaßt, die in ihrer Art zugleich über dem gesetzlichen Causalzusammenhange standen. Trotzdem trat bereits die früheste Erkenntnißfrage deutlich hervor: wie die Welt und ihre wesentlichsten Erscheinungen aus der Urgottheit entstanden seien, und die Beantwortung dieser Frage führte die kosmogonischen Philosophen in Aegypten auf die Vorstellungen der Urmaterie und des lebengebenden Hauchs. Allein diese Anschauungsweisen blieben insofern noch völlig unphilosophisch und rein mystisch, als sie nicht

vollständig losgelöst wurden von dem mit ihnen verschmolzenen Bilde der Gottheit. So abstract und in gewisser Weise zugleich speculativ daher auch die ägyptische Götterlehre nebst ihrer Kosmogonie aussah, sowenig dürfen wir im Hinblick darauf behaupten, daß die Aegypter bereits wahrhaft philosophirt haben. Es wird nicht geleugnet werden können, daß die Kosmogonien der alten Völker bereits die mannichfachsten Elemente einer spätern speculativen Betrachtungsweise einschließen, und noch viel weniger werden wir leugnen können, daß gerade bei den Aegyptern diese Elemente besonders hervortraten, allein wir müssen eben festhalten, daß die Kosmogonien nur erst eine Uebergangsform der mythischen Auffassungsweise zum speculativen Processe darstellen. Wenn dem so ist, so erscheint es in der That wunderbar, daß sich fast in keinem Lande und unter keinem der alten Völker der Uebergang von der mythischen und kosmogonischen Betrachtungsweise zur eigentlichen Speculation völlig vollzogen hat. Das einzige Volk des Alterthums, in welchem die eigentliche Philosophie zum Durchbruch kam, waren die Griechen. Wie war es möglich, daß es gerade nur dieser Volksstamm war, in welchem sich die Entwickelung des Erkenntnißlebens fortspinnen sollte?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich nur dann, wenn wir die Interessen und die Herrschaft des Priesterthums in den verschiedenen Ländern vergleichen und die Fähigkeiten der Völker hierbei berücksichtigen. — Fast alle Völker des Orients, vorzugsweise aber die Aegypter, waren einer Priesterherrschaft verfallen, die einen bedeutenden Druck auf das geistige Entwickelungsleben des Volkes ausübten. Im Schoße des Priesterthums waren in der That die geistigen Kräfte bisher fast allein gepflegt worden, in ihm waren die einzelnen getrennten Gebietszweige, wie wir sahen, zur Entwickelung gekommen, und hier, wo die Schrift zuerst fortentwickelt wurde, um das Erkenntnißleben zu unterstützen, mußte sich daher in erklärlicher Weise das Bestreben kundgeben, die Gesammtbildung

des Volkes in Rücksicht auf bestimmte Grundsätze und Dogmen zu leiten und zu erziehen. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Dogmen in alleiniger Hinsicht auf das zeitgemäße anerkannte und herrschende Religionssystem begründet wurden, und da dasselbe nur im wesentlichen ein mythisches war, so wurde die hierauf bezügliche Anschauungsweise allein als maßgebend anerkannt. Wir würden jedoch ein nicht unwesentliches Moment dessen, was wir hier unter Dogma zu verstehen haben, übersehen, sobald wir unberücksichtigt lassen, daß ein solches Dogma seinem bestimmten Sinne gemäß zugleich nur dadurch sanctionirt und ein für allemal als bindend erklärt wurde, daß man es in priesterlicher heiliger Schrift an heiliger Stelle niederschrieb und hiermit den Inhalt auf möglichst dauerndem Material für immer fixirte und verewigte. Deshalb schrieben die Priester die heiligen Satzungen und Gebote anfänglich mit Vorliebe auf steinerne Tafeln und auf Tempelwände, später indessen verfertigten sie heilige Bücher und Schriften, die sorgfältig aufbewahrt wurden, um als dauernde Grundlage eines durch Buchstaben festgelegten Glaubens zu dienen. Es ist ein charakteristischer Zug des alten orientalischen Priesterwesens, daß es mit Sorgfalt bestrebt war, das Hülfsmittel der Schrift (zu deren Ausbildung die erfinderische Begabung der Priester so viel beigetragen hatte) zu verwerthen, um ihren Religionsanschauungen Dauer zu verleihen und die darangeknüpften Satzungen als unantastbare Stiftungen zu verewigen. Daß indessen derartige mythische Anschauungen, die zumeist sogar noch mit einseitig entwickelten Priesterspeculationen vermischt waren, in dieser Weise festgelegt, für die Fortbildung des Geisteslebens nur ein Hemmschuh sein konnten, leuchtet dem Unbefangenen ein. In der That wurden diese künstlich verewigten Dogmen nebst der Priesterherrschaft, die unablässig am Buchstaben (der Kern und Schale des Niedergeschriebenen in sich schloß) festhielt, für die Fortschritte des geistigen Lebens der alten Völker eine Fessel, die so fest geschmiedet war, daß alle Entwickelung aufgehoben wurde. Wie

glücklich war es daher, daß sich in Griechenland eine Priesterherrschaft ebenso wenig wie eine Dogmatik in der Weise befestigen konnten, wie das in Aegypten und unter andern Völkern des Orients der Fall war. Ungehemmt von bindenden festgelegten Dogmen, ungehemmt durch eine herrschende Priesterkaste überhaupt, konnte daher in Hellas der Strom der geistigen Entwickelung vorwärts eilen, zumal die hohe Begabung und das rege Interesse der Griechen für die Ausbildung der Kunst diesem Strome ein neugeebnetes Bett bereiteten. Angebahnt durch den griechischen Geist mit seinem hohen Sinn für ästhetische Form und künstlerische Gestaltung, sollte daher für die Menschheit jetzt eine neue großartige Epoche der Geistesentwickelung beginnen, die mit der Ausbildung der Philosophie anhebt, deren frühester Aufgang schon mehr und mehr von der hellern Sonne der historischen Zeit beschienen wird.

Die Umformung und Zuspitzung, welche der mythische Proceß durch die sich ausbildende Sternkunde schon verhältnißmäßig früh nach einer Seite hin erfahren hat, läßt sich deutlich nachweisen, nicht sowol in dem Mythenkreise der arianischen Völker als auch in dem der Aegypter. In dem arianischen Mythenkreise ist diese Veränderung doppelter Art, sie besteht erstens in einem immer stärker auftretenden Dienste untergeordneter Gestirne und in dem Ueberwiegen des Gestirndienstes überhaupt, sodaß die Verehrung älterer Gottheiten fast ganz zurückgedrängt wurde; zweitens wurde sie angebahnt durch die förmliche Umgestaltung, welche Zoroaster durch seine kosmogonische und ethische Speculation mit dem ältern Glaubenskreise verhältnißmäßig früh vornahm, und durch welche er einen Haupttheil der ältern Götterverehrung ganz aufhob.* Daß die Anschauungen Zoroaster's, der einer der ältesten und bedeutendsten der kosmologischen Schriftgelehrten war, nicht durch ihn persönlich neu aufgenommen wurden, wurde oben angedeutet. Von einer selbständigen und „willkürlichen" Umdeutung des Mythus durch Zoroaster kann daher nicht, wie Röth thut, geredet werden, doch ist es richtig, daß in der nachzoroastrischen Zeit der

* Vgl. Röth, „Die ägyptische und zoroastrische Glaubenslehre", S. 102.

mythische Proceß durch die Einflüsse der Himmelskunde sich immer mehr und mehr mit physikalischen Elementen erfüllte und so seiner Zersetzung entgegenging, die in Griechenland durch den völligen Uebergang zur Philosophie beendet wurde.

Behalten wir alle wesentlichen Punkte im Auge, so läßt sich die Frage, ob die Griechen die Anregungen zur Speculation überhaupt aus dem Orient erhalten haben, leicht beantworten. Da die Griechen zu den indogermanischen Volksstämmen gehörten, waren ihnen die Anschauungen „der Feuerzeit" und alle sich hieran anknüpfenden Vorstellungsweisen nicht fremd. Die Ideen Zoroaster's beherrschten im allgemeinen alle orientalischen Völkerkreise so sehr, daß sie auch den Griechen nichts Neues boten. Daß das Schriftgelehrtenthum und die Sternkunde in Aegypten ebenso wie in Babylon viel früher zu einer höhern Entwickelung gelangten wie in Griechenland, kann vom historischen Gesichtspunkte schon deshalb nicht geleugnet werden, weil hier die dem Geiste sehr hülfreiche Schriftentwickelung ursprünglich am meisten voraus war. Die ältesten Kosmogonien haben wir daher in jedem Falle unter den ältesten Schriftvölkern zu suchen. Deshalb werden wir zugleich auch zugeben müssen, daß in Rücksicht auf die Ausbildungen der Kosmogonien die Griechen mancherlei erhebliche Anregungen von ägyptischer Seite ebenso wie vom fernen Osten her überhaupt erfahren haben.* Allein in den Kosmogonien beginnen die speculativen Elemente sich nur erst allmählich zu sammeln, ohne daß sie klar und selbständig zur Entwickelung kommen. Diese Fortentwickelung der speculativen Elemente zum eigentlichen speculativen Entwickelungsproceß ist jedoch eine den Griechen selbständig und allein angehörige That. Was sie zu dieser hervorragenden That befähigte, haben wir bereits oben im Text erwähnt, es waren vorzugsweise zwei Bedingungen. Einestheils die ursprünglich freiere Geistesentwickelung, die sich in Griechenland fortbewegen konnte, ohne durch eine herrschende Dogmatik gehemmt zu werden**; anderntheils aber war es der hohe künstlerische Gestaltungssinn, der sich im Griechenthum ausgeprägt fand und der sich nicht ohne Rückwirkungen bezüglich des geistigen Scharfsinnes überhaupt dauernd geltend machen konnte. Hören wir, wie sich Zeller hierüber in seinem vortrefflichen Werke über Geschichte der griechischen Philosophie ausspricht: „Wenn wir die herrlichen Heldengestalten der Homerischen Dichtung betrachten, wenn wir sehen, wie sich alles, jede Erscheinung der Natur und jedes Ereigniß des Menschenlebens in ebenso wahren als

* Vgl. zugleich Röth, „Geschichte der abendländischen Philosophie".

** Vgl. Zeller, „Die Philosophie der Griechen" (3. Aufl.), I, 44.

künstlerisch vollendeten Bildern abspiegelt, wenn wir uns an der einfach schönen Entwickelung der zwei weltgeschichtlichen Gedichte, an dem großartigen Plan ihrer Anlage, an der harmonischen Lösung ihrer Aufgabe erfreuen, so begreifen wir vollkommen, daß ein Volk, welches die Welt mit so offenen Augen und so unbewölktem Geist aufzufassen, das Gedränge der Erscheinungen mit diesem Formsinn zu bewältigen, im Leben so frei und so sicher sich zu bewegen wußte, — daß ein solches Volk bald auch der Wissenschaft sich zuwandte, und daß es in der Wissenschaft, nicht zufrieden mit dem Sammeln von Beobachtungen und Kenntnissen, das Einzelne zu einem Ganzen zu verknüpfen, das Zerstreute auf einen Mittelpunkt zurückzuführen, daß es eine von klaren Begriffen getragene, in sich einige Weltanschauung, eine Philosophie zu erzeugen bemüht sein mußte.“ *

---

* Vgl. Zeller, „Die Philosophie der Griechen“ (3. Aufl.), I, 40.

7.

Fehler, Mängel und Unklarheiten der frühesten kosmogonischen Priesterspeculationen.

Hinweis auf den Werth der Untersuchung der ursprünglichen und frühesten Verirrungen des Erkenntnißtriebes. — Die Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit und die gleichzeitige Apperception der dieser Idee widersprechenden Erscheinungen. — Die Vorstellung von der Schöpfung des Weltganzen aus dem Chaos durch die formende Hand der Götter und Hinweis auf die Gleichnisse, deren sich der kindliche Geist bediente, um diese Anschauung vorstellbar zu machen. — Der philosophische Erkenntnißtrieb verglichen mit dem Kunst- und Gestaltungstriebe. — Der Zerstörungstrieb der Kinder und das erste Gebaren des Erkenntnißtriebes. — Werth und Unwerth dieser Thätigkeit bezüglich der Einsicht in den wahren Sachverhalt. — Die Vorstellung des Chaos als Weltleere und formlose Zerstörtheit des Weltalls. — Weshalb diese Anschauung nicht als Anfang und Fundament der Entwickelung gedacht werden kann. — Werthlosigkeit der Frage nach dem Beginn und Ende des Weltalls überhaupt. — Die formlose Leere und das Chaos gegenüber dem Begriffswerthe der Substanz als unvergängliche in sich klare Weltordnung. — Die Grundregeln der Kunst und Erkenntniß in ihren gleichartigen Forderungen. — Die Construction des Weltalls als Weltordnung und die chaotischen Zustände als accidentelle Zwischenzustände. — Der Proceß der Kunst und der Erkenntnißproceß in ihrer Aehnlichkeit der Thätigkeit, und ihre Verschiedenheit der Aufgabe. — Licht und Finsterniß als Gegensatz der äußern Grundanschauung, und die Beziehungen derselben zu dem innern Gegensatze der geistigen Vorstellungsverhältnisse. — Das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, ebenso wenig wie die Weltordnung aus dem Chaos. — Rückblick und nochmaliger Gesammthinweis auf die Entstehung der mangelhaften Vorstellungen und ursprünglichen Verirrungen des priesterlichen Erkenntnißlebens.

Die Kosmogonien waren die frühesten Producte menschlicher Thätigkeit, in denen das höhere Erkenntnißleben sich Bahn brach,

mit ihnen beginnt die tiefere und umfassendere Entwickelung des menschlichen Verstandes, sie charakterisiren die erste und primitivste Stufe derselben. Wie wichtig erscheint es daher, den Geist auf dieser frühesten und niedrigsten Bildungsstufe des Erkenntnißprocesses zu belauschen, um so eine Reihe von Erscheinungen des spätern Geisteslebens der Menschheit leichter zu begreifen und würdigen zu lernen. Verhält es sich doch im innern Geistesleben nicht anders wie im physiologischen Bildungsprocesse der organischen Entwickelung überhaupt, die Misgriffe und Mängel, die sich ursprünglich in den frühesten Bildungsproceß einschleichen, werden bei weiterer Ausbildung zu Fehlern für den Verlauf der spätern Fortentwickelung, sie treten immer wieder auf und können nur mit Mühe bekämpft werden. Nicht besser können wir daher die Verirrungen des Erkenntnißlebens, wie sie sich in der spätern Philosophie und namentlich in den wissenschaftlich-religiösen Bestrebungen der spätern Priesterwelt ausgesprochen finden, ihrem Wesen nach erkennen, als wenn wir einen Blick in die frühesten Gedankenkreise werfen, aus denen die ersten Fragen auftauchten, welche den Erkenntnißproceß in Fluß setzten, indem sich zugleich der Geist nach möglichst richtigen Antworten umsah.

Das gen Himmel gerichtete Auge der Magier und Sterndeuter, das sich forschend aus dem Labyrinthe der Sternmassen herausarbeitete und sich zum scheinbar feststehenden Mittelpunkte des Himmelsgewölbes emporschwang, um von hier aus nun dem Laufe und den Veränderungen der Gestirne zu folgen und die Lage und Gestalten der Gestirngruppen zu überblicken und festzustellen, lieferte, wie wir sahen, dem Geiste den ersten Fingerzeig zur Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit. Wie fest und dauernd erschien das Himmelsgewölbe mit seinem Mittelpunkte im kreisenden „Siebengestirn", gegenüber der vergänglichen irdischen Natur, in der die lebendigen Geschöpfe so rasch dahinwelkten und deren Kleid sich in den verschiedenen Jahreszeiten so rasch veränderte. Hier die Vergänglichkeit, dort oben die ewige Dauer, hier auf Erden die klagen-

den, hoffenden und hinsterbenden Menschen, dort oben am Himmel aber die ewigen unsterblichen Götter, die mit ihren flammenden Fackeln immer wieder von neuem die Erde erleuchteten. Die Götter in den Gestirnen waren daher seit uralter Zeit mit dem Begriffe der schöpferischen Erzeugung und Production im Bewußtsein der Menschen verschmolzen worden; denn sie waren ja im geschichtlichen Verlaufe als die Erzeuger und hervorbringenden Schöpfer der himmlischen Feuer ursprünglich appercepirt worden, sie besaßen also die Macht der Zeugung und die Fähigkeit des Hervorrufens in einer für den Menschen erhabenen Weise; denn vermochten die geweihten Hände des Priesters das Feuer der Opferflamme zu erzeugen und zu entzünden, so besaßen die Götter erhabener noch die übermenschliche Fähigkeit, die mächtigen Himmelsfeuer zu entflammen und wieder verlöschen zu machen. In der frühesten Zeit speculirten die Priester daher über dieses Attribut der Zeugung und erzeugenden Kraft der Gottheit nicht hinaus. Wir finden in den ältesten Urkunden der Inder, bei den Dichtern der Vedalieder, eine Reihe von Andeutungen, die darthun, daß zur Zeit, da diese unsterblichen Hymnen geschrieben wurden, die Völker reif genug waren, um die erhabene Uebermacht der Gottheiten zu begreifen, weshalb man sie demuthsvoll bittend anrief, aber wir finden nichts Bestimmtes, was darauf schließen ließe, daß man auch nach einem Ursprunge der Götter selbst geforscht hätte. Die Götter waren dem Volke zeugende Wesen, ob sie selbst wiederum gezeugt waren, das kümmerte den Geist nicht, oder aber man nahm das vielmehr als etwas so Selbstverständliches an, daß das Nachdenken darüber nicht in Fluß kam. Hier und da wird uns allerdings die Somapflanze als Urheber der Götter genannt, aber selbst diese sonderbare Andeutung beweist dem Forscher nur, wie naiv der Geist noch die Fragen der Zeugung und des erzeugenden Ursprungs mit dem Opfer und der lichtspendenden Flammme in Verbindung brachte, denn der Priester schuf die Flamme, um das Somaopfer in Empfang zu nehmen. Am meisten blickt aus den

Vedaliedern die Ansicht hervor, daß das Weltall aus dem Feuer geschaffen sei, da uns häufig die Lichtgötter, wie etwa Feuer und Sonne, als diejenigen unter den Erhabenen genannt werden, welche allen übrigen Göttern Unsterblichkeit verleihen. Die Götter wurden zudem von den Indern im Lichte sitzend gedacht; denn bald ist es Indra, der dieses Licht ausbreitet, bald ist es das Feuer, welches die Thore der Finsterniß geschlossen hat; auch wird uns das Feuer selbst als der Urheber des Himmels bezeichnet. So sehen wir, drehten sich die frühesten Vorstellungen, wie erklärlich, um die Gegensätze von Licht und Finsterniß. Alle übrigen mythologischen Vorstellungen über die Weltentstehung entstammen einer spätern Zeit und tragen schon ein subjectiv gefärbteres Gepräge.* Bevor die Feuer der Gestirne am Himmel leuchteten, ehe denn die Götter gesprochen hatten: es werde Licht, schwebte der Geist Gottes über dem Wasser, da war es dunkel und finster auf der Welt, da war es öde und leer, nichts war das Weltall in dieser Zeit, als eine dunkle, bodenlose Kluft, welche die Griechen mit dem Ausdruck „Chaos" bezeichneten. In diesem finstern Chaos war nichts zu erkennen; da gab es nichts, das räumlich zu betrachten war; denn überall hin dehnte sich nur eine Wüste und Leere. Erst als die Götter das Licht zu zeugen begannen, da bevölkerte sich die finstere Leere mit Dingen und Gegenständen, welche zugleich die Götter schufen. Wir sehen, der Zeugungs- und Schöpfungsbegriff drängte sich dem Bewußtsein ursprünglich allein auf, und zwar zunächst durch den Hinblick auf das menschliche Schaffen und Hervorbringen. Weil der Mensch einen Anfang im Leben hatte, so schien es, mußte auch das Weltall und die lichten Opferfeuer der Gestirne einen solchen durch die zündenden Götter gehabt haben. Aber der Vorstellung des irdischen Anfangs, und der Vorstellung des Vergänglichen,

---

* Vgl. Spiegel, „Zur vergleichenden Religionsgeschichte", III: „Anfang und Ende der Welt" („Ausland", 1872, S. 222 fg.).

trat sehr früh, wie wir sehen, der Begriff des Ewigen und Unvergänglichen als das Göttliche gegenüber. Schien sich nicht das Himmelsgewölbe im Hinblick auf den Kreisgang des „Siebengestirns“ der alten Sterndeuter ewig im Kreise zu bewegen, und konnte der Kreis Anfang und Ende haben? War das Firmament nicht überhaupt das Dauernde und Feste gegenüber den Erscheinungen der nächsten Umgebung. Hatten die Priester und Sterndeuter nicht einen Punkt am Himmel entdeckt, der unvergänglich festzustehen schien? Hatten sie nicht in diesen Regionen die Höhe des Weltalls suchen lernen? Mußte der in diesen Höhen wohnende Zünder und Schöpfer als Herr der Heerscharen nicht ewig bestehen? So wurden den Sterndeutern und Priestern sehr früh die am Himmel kreisenden Gestirne, beziehungsweise deren Zünder, die ewigen Götter, die niemals untergingen. Aber woher geht denn nun alles Irdische zu Grunde, warum lassen die ewigen Götter doch Thiere und Menschen dahinwelken wie die Blumen des Feldes, warum erhalten die Götter die Menschen nicht ebenso unvergänglich wie sich selbst, warum wissen die Götter die Sterblichen nicht zu sich emporzuziehen? Weshalb wurden die Geschöpfe von den Unsterblichen nicht unsterblich geschaffen? Waren die unsterblichen Götter nicht selbst hinfällige Wesen, wenn sie nur Sterbliches zu schaffen und zu erzeugen wußten? Und wenn die Unsterblichen nur Hinfälliges zu schaffen wußten, mußte alsdann nicht alles Geschaffene endlich wieder untergehen, wie die Opferfeuer der Priester? Und die Priester zögerten nicht, diese Fragen zu beantworten. War die Schöpfung aus den Händen der Götter hervorgegangen, so konnte alles Licht durch sie hinwiederum auch verlöschen. Hatten sie das Dunkel des Chaos erleuchtet, so durfte vor ihren Augen auch das Weltall versinken in das Reich der ewigen Nacht und in den Tartarus. Aber die Götter selbst, was waren sie noch, wenn alles versunken war, und ihre Gestalten nur über der öden Leere schwebten? Ja mehr noch, was waren diese Gestalten überhaupt in jener Zeit, da noch nicht die Welt er-

schaffen war, schwebten sie nicht damals schon in einer Oede und Leere ohne jeden Halt? Was ist jene höchste Gottheit, die sich selbstgenügsam nur in der Oede und Leere bewegt, bevor sie ans Werk der Schöpfung Hand anlegt? Wäre die höchste Gottheit dieser kindlichen Priesterweisheit in dieser Selbstgenügsamkeit, die ihr kraft ihrer Allmacht als Schöpfer zukommen soll, mehr als ein unliebevolles Wesen, dessen Charakter sich durch Eigennutz und Egoismus auszeichnet? Soll Gott die Liebe sein, so muß er schaffen. Wenn aber die unaussprechliche Liebe jener Gottheit schafft und weltschöpferisch ist und wirkt, seitdem und solange sie selbst besteht, ist dann nicht gleichzeitig und im selben Moment Gottheit und Schöpfung, d. h. Gott und das ewige Weltall gesetzt? So wurde schon nach dem frühesten Erwachen der Erkenntniß der Menschengeist von Zweifeln gequält, die sich auf den bemerkbaren Widerspruch der ersten kindlichsten Fragen über Gottheit und Schöpfung stützten. Diese Zweifel wurden indessen beschwichtigt und die Widersprüche, wie es im Ursprunge des Erkenntnißprocesses natürlich war, von den Priestern auf die kindlichste und falscheste Weise gelöst. Wohl meinen wir hätten die himmelskundigen Weltweisen sich die Frage vorlegen sollen, woher es denn überhaupt kam, daß der Geist sich gezwungen fühlte, nach einem Anfange und einem Ende zu forschen, sodaß sich die Erkenntniß selbst im Hinblick auf das Dauerndste gewissen Grenzen zugetrieben fühlt, an welchen angekommen, sie wunderliche Fragen zu stellen beginnt, die mit gewissen Begriffen, die für diese Grenzen bestimmt sind, wunderlich beantwortet werden. Die Frage nach der Grenze, d. h. nach dem ersten Anfange alles dessen was existirt, schien dem Menschengeiste alles zu lösen, was ihm räthselhaft erschien, und so nahm er denn keinen Anstand, diese Fragen sich durch kindliche Gleichnisse zu beantworten, die freilich in der Art ihrer Auffassung völlig widerspruchsvoll und sich selbst aufhebend waren. Anstatt daß die frühesten himmelskundigen Weltweisen sich einzusehen bemühten, weshalb

die schöpferischen Götter nicht ohne ihre Geschöpfe einen Augenblick zu denken waren, ja mehr noch, weshalb die Religion der Nächstenliebe sie antreiben mußte, Gott und sein geliebtes Wesen die Welt zugleich zu denken, griffen dem Geiste der Zeit gemäß die Priester zu einem falschen Gleichniß, indem man die Gottheit getrennt von der Welt vorstellte, in gleicher Weise, wie die Priester vom dunkeln Altare getrennt waren, auf welchem sie nur die Leere oder das Chaos des Holzstoßes vorfanden, das ihre geweihten Hände erst zauberisch vor der Menge in Brand zu setzen hatten. So sehen wir, wurde die Gottheit vom Weltall getrennt und losgerissen durch ein Gleichniß, das nicht religiös erhaben genug erdacht war, da es wol auf das Verhältniß des Priesters zum dunkeln Feuerzunder, nicht aber auf Gott und dessen Verhältniß zum Weltall und zu den Geschöpfen paßte. So geschah es ferner, daß die Priester früh eine absolute Trennung des Göttlich-Ewigen vom Irdisch-Vergänglichen durchführten und die Götter kluftartig der Welt gegenüberstellten. Die Götter durften in dieser kindlichen Anschauungsweise auch ohne das Weltall bestehen, obwol sie doch ohne die Welt nur Phantome sein konnten; denn wenn die Götter die Schöpfer sein sollten, so mußten sie, wie dargethan, vom Ursprunge ihres Daseins schaffen, folglich schon ein Stück Welt vor sich haben, an dem sie sich bethätigten, oder ihre Schöpfungsliebe wäre gegenstandslos gewesen, d. h. so selbstgenügsam, daß diese Selbstgenügsamkeit einen unheiligen sündlichen Egoismus hätte repräsentiren müssen. Trauten daher selbst die hebräischen Priester ihrem Jehovah die freie Möglichkeit zu, auch die Schöpfung zu unterlassen, so stellten sie ihn in dieser absoluten Willkür nur als einen sündlichen Egoisten hin. Redet man aber heute noch in der Priesterwelt von einer ursprünglichen „Genugsamkeit“ Gottes, bevor er die Welt absolut frei und willkürlich erschaffen habe, so bildet man sich hiermit nur ein unheiliges, sündliches Gottesideal. Denn jenes „bevor“ hat eben keine Gültigkeit, da Gott und die Welt in keiner Weise voneinander

getrennt werden dürfen, somit das Weltall dem Schöpfer nicht hintennach gedacht werden darf. Denn Gott und die Welt gehören zusammen wie Centrum und Peripherie eines Kreises, wer das eine setzt, setzt eo ipso gleichzeitig das andere, eins ohne das andere läßt sich nicht denken. Aber die kindlichen Priester der Urzeit setzten zuerst die Götter, diese machten sie alsdann zu Erzeugern, und da ein Erzeuger ein Etwas besitzen muß, daraus er erzeugt, so helfen sie sich durch den Hinweis auf das Chaos und auf die absolute Finsterniß und die noch im Dunkel liegenden Wasser, über denen der Geist Gottes schwebte. Es schien, als müßte sich der menschliche Geist mit dieser Vorstellung des Chaos als Weltanfang zugleich in einem finstern Labyrinthe befinden, in dem er nicht verbleiben konnte, da hier alles finster und leer war und kein Anknüpfepunkt gegeben war, der als Wegweiser zum Auswege hätte dienen können. Aber, o Wunder, so durfte mit Recht der kindlich-priesterliche Menschengeist ausrufen, in dieser völligen Leere, oder in diesem finstern, unerträglichen Labyrinthe lebten dennoch von Ewigkeit her die Götter, diese aber konnten sich helfen; war auch alles um sie her finster, leer und bodenlos, so waren sie doch die Mächtigen, welche den Zauber zu handhaben wußten, und in der That ihrem Zauber mußte es, sobald sie danach trachteten, gelingen, Licht in diese finstere Leere, welche sie bewohnten, zu bringen, ihnen konnte es gelingen, auf übernatürlichem Wege die Nebel des Chaos zu zerstreuen, ihnen war es möglich, in dieser finstern, völlig leeren, folglich zunderlosen Welt dennoch Licht zu entzünden. — Wir übersehen, es war der Hinweis auf den Zauber, auf das Uebernatürliche und Wunderbare, was sich in die priesterliche nach Erkenntniß strebende Denkweise durch diese Vorstellungen einschlich, um sich als ein gefährlicher Rest beim Uebergange der bisherigen rein mythischen, unklaren und fetischistischen Anschauungsweise in die neuen Bestrebungen des Geistes nach klarer sicherer Erkenntniß hinüberzuretten. Ein falsches, nicht erhaben genug erscheinendes

Gleichniß war es zugleich, durch das sich diese im Grunde irreligiöse Anschauungsweise der frühesten Priester erklärt. Mochte man dieser falschen Anschauungsweise gemäß die sogenannten Schöpfer einem Bildhauer vergleichen, dem die Welt ursprünglich wie ein todter, form- und gestaltloser Marmorblock gegenüberlag, oder mochte man sie den Flamines zur Seite stellen, welche mit geweihten Händen und erhabenen Worten zu den Dienern des Tempels bei Gelegenheit des Opferzündens sprachen: es werde Licht, so waren alles das nur Trugbilder, welche den Schöpfungsact aus der Leere, aus dem Nichts oder einem Chaos, das früher noch nicht Schöpfung war, nicht begreiflich zu machen im Stande waren. So dachten sich die Inder in einer spätern Periode, die im letzten Buche des Rigveda hervortritt, daß das Weltall von Puruscha, d. i. Mann, geschaffen sei. Dieser Puruscha bringt oder läßt ein Opfer bringen, und bei dieser Gelegenheit entspringt die irdische Welt, die Thiere und Menschen u. s. w. Nach andern Quellen war es nicht das Opfer, das Puruscha brachte, sondern das Wasser war ursprünglich vorhanden, aus dem Wasser aber entstand das Weltei, und dieses wurde von der Gottheit Pradschapati zur Welt umgestaltet. Die Eranier, nach dieser Seite hin klarer denkend wie die überschwenglichen Inder, nehmen eine oberste Gottheit an, die dem hebräischen Jehovah ähnlicher ist als irgendeinem indischen Gotte. Diese Gottheit hat ohne Beihülfe die Welt geschaffen, wenigstens ist diese Beihülfe beschränkt auf den Befehl, der an die überirdischen Wächter gerichtet ist, die freilich mystisch im Hintergrunde stehen. Viele ähnliche hierher gehörige, von den Kosmologen gebrauchte Gleichnisse entstammen erst der spätern Zeit und sind in den Einzelheiten oft sehr sinnreich ausgesponnen, ohne daß sie indessen auf andern Grundanschauungen fußen. Wir aber, die wir vom psychologisch-historischen Gesichtspunkte hier zugleich die Anfänge und Keime des Erkenntnißlebens zu untersuchen haben, müssen uns die Fragen noch von einem tiefern psychologischen Standpunkte vorlegen, wie der kindliche

Menschengeist zu einer so falschen Gleichnißweise kam, nach welcher das ganze ursprüngliche Weltall einem völlig leeren, finstern Altar-raume oder einem solchen Chaos verglichen werden konnte, innerhalb dessen völlig anbauungslosen Leere selbstverständlich auch die Götter nur widerspruchsvoll und haltlos in der Luft schweben konnten.

Es ist ein sonderbarer Zug unsers Erkenntnißvermögens und Nachdenkens, daß es nur dann erst die Dinge und Erscheinungen klar zu erkennen und beurtheilen zu können glaubt, wenn es diese Erscheinungen nach vorheriger Zerstörung und Vernichtung aus ihren Theilen wieder zusammenzusetzen und aufzubauen versucht hat. Nur dann wähnen wir die Dinge zu erkennen und zu begreifen, wenn wir sie nach völliger Zerstörung wieder aufzubauen und so von Ursprung an zu verfolgen suchen. Aber freilich, dieser Zug und Trieb unsers Erkenntnißvermögens ist ein völlig kindlicher, noch unbeholfener, ja sogar übermüthiger und unartiger; denn er gleicht jenem Verlangen und jener falschen Neugierde der Kinder, die ihr Spielzeug zerbrechen, um in ebendieser übermüthigen Neugierde zu sehen, wie es innen aussieht, und so den ersten kindlichsten Regungen des Erkenntnißtriebes zu folgen. Bedächten jene Kinder, daß ihrem Erkenntnißtriebe nur wenig genützt wird, sobald sie das Spielwerk völlig zerschlagen haben, ja bedächten sie ferner, daß sie unter Umständen oft gar nicht einmal mehr im Stande sind, ebendasselbe Ding in seiner frühern Form wieder zusammenzusetzen, so würden sie einsehen, daß sich mit diesem Beginnen der Erkenntnißtrieb nur kindlich verirrte, da er viel Höheres erreicht haben würde für das Wesen der Erkenntniß, wenn er das Ganze in seiner Form vollkommen erhalten hätte, um es in dieser Vollkommenheit seinem wahren Werthe gemäß zugleich in allen seinen Theilen und in seinem Zusammenhange zu studiren und hierbei das Einsehen zu gewinnen, daß man das Ganze dieses Werthes und der wahren Erkenntniß halber eben nicht maßlos zerstören und zerschlagen dürfe, sondern der genauern klaren Untersuchung halber wenn auch zer-

gliedern, doch im Zusammenhange dauernd erhalten müsse. Aber eben diese Einsicht bezüglich der Handhabung einer wahren und sichern Erkenntniß war dem kindlichen ungereiften Menschengeiste noch keineswegs gegeben, und so geschah es, daß sich der Erkenntnißtrieb in seiner anfänglichen Unsicherheit völlig verirrte und Bedingungen schuf, die in dieser Weise niemals zur wahren Erkenntniß führen konnten. Anstatt das Gefüge der Theile und Theilchen nur gleichsam in der Zergliederung sorgsam zu lockern, um es mit geschärftem Auge gleichzeitig noch im Zusammenhange mit allen übrigen Theilen seiner Form nach untersuchen und beurtheilen zu können, verfuhr der noch unbeholfene Geist völlig ebenso wie das Kind: er zerbrach und zerstörte in Gedanken künstlich und völlig maßlos, d. h. bis zur völligen Formlosigkeit die vor ihm ausgebreitete Weltordnung von Raum und Zeit, welche in ihrem Gefüge und in ihren Gesetzen die himmelskundigen Magier des frühesten Alterthums in dem von ihnen beobachteten maßvollen und regelrechten Lauf der Gestirne bereits ahnten. Und als der kindlich denkende Geist nach dieser maßlosen Zerstörung und Vernichtung die disjecta membra zum maßvollen Gefüge des Ganzen zusammensetzen wollte, da hätte er zur Einsicht kommen sollen, daß er die Vernichtung ebenso wie das Kind viel zu weit übertrieben hatte und daß er über das Ziel hinausgeschossen war, da ihm in der einen Hand nichts wie die leere Anschauung der völlig in sich zerfallenen, raumlosen Welt als das finstere Chaos, oder andererseits gleichsam der leere zunderlose Altar übriggeblieben war, während er hingegen in der andern Hand damit nun die völlig in ihrer heiligen und schöpferischen Erhaltungskraft vernichteten Götter und Zünder hielt, die jetzt auf dem leeren Altartische nichts zu zünden und zu erhalten vermochten, da zugleich in der Leere und Wüste kein Holz anzutreffen war. So mußte sich denn, um im Gleichnisse zu bleiben, der Geist herbeilassen, den leeren Altar wiederum mit Holz zu belegen, das man im Grunde der Welt entnahm, um damit zu be-

weisen, daß die göttlichen Zünder ohne den Stoff der Welt dennoch niemals gedacht zu werden vermochten. Aber war denn den Dichtern der Kosmogonien das Chaos nicht eben nur dieser ungefüge Weltstoff und gleichsam der rohe Marmorblock, den die Götter erst zu bearbeiten hatten? Allerdings war ihnen das Chaos dieser Weltstoff, es war ihnen im Grunde jenes Stück Welt, das sich niemals von der Gottheit trennen ließ. Aber wenn hiernach die Priester selbst bewiesen, daß der ewigen Gottheit ein Stück der Welt anhaften muß, ist es hiernach nicht ein Widerspruch, der vollkommenen höchsten Gottheit solch einen ungefügen, völlig unbearbeitungsfähigen Weltstoff ursprünglich aufzuhalsen? Stellte man nicht in dieser übertriebenen einseitigen Anschauung, die man als den Anfang und als ersten Grundstein setzte, das Kind neben sein völlig zerbrochenes Spielzeug? Unterbreitete man nicht dem göttlichen Bildhauer hiermit statt eines Marmorblocks einen Block von Erz, den er unfähig war zu bearbeiten? Gab man den Zündern nicht gleichsam hiermit ursprünglich unheilige Reibhölzer in die Hand, die ungeweiht, wie sie waren, nicht zum Zünden geeignet waren? Lassen sich, um vom philosophischen Gesichtspunkte zu reden, Gegensätze, die sich einander ursprünglich ausschließen, einander vereinen? Offenbar nein. Daraus aber folgt: daß ebenso wenig, wie das ganze Weltall in Trümmer verfallen kann, auch kein noch so mächtiger Weltbaumeister im Stande ist, völlig unvereinbare Trümmer, die niemals zusammengehörten, zu ordnen oder sich in der Leere und im absoluten Chaos anzusiedeln. Will man die Gottheit aber einem Baumeister vergleichen, so mußte ein solcher daher ursprünglich und von Ewigkeit her ein wohlgeordnetes, vollendetes Haus bewohnen. Bringen ihm alsdann Haushälter und Knechte Unordnung hinein, so ist er Herr genug im eigenen Hause diese Unordnung nicht so weit eingreifen zu lassen, daß der ganze Bau in Trümmer geht. Aber angenommen, er hätte aus Langmuth seine Diener frei schalten und walten lassen und diese hätten ihm

bösartig das Haus über dem Kopfe verbrannt, so wäre der nun von ihm vorgenommene Neubau des Weltalls immerhin noch kein erster schöpferischer Aufbau aus der Leere oder dem absoluten Chaos gewesen; denn diese Trümmer mußten erkennen lassen, daß sie schon ehedem wohlgeordnet beieinander waren. Und dieser Baumeister wäre also kein Schöpfer, sondern immerhin nur ein Erneuerer und Erhalter der Weltordnung. Diesen wahren Gott als Erhalter und Erlöser kannten die Dichter der Kosmogonien nicht, denn sie spannen das Gleichniß nicht tief genug durch, oder sie hielten sich vielmehr an ein falsches Gleichniß, das nicht im Stande war, den Schwierigkeiten gerecht zu werden. War auch nicht allen Dichtern der Kosmogonien die Gottheit der Weltbaumeister im Sinne eines Bildhauers, der in der Leere arbeitete, oder der Geist, der über der Wüste und den finstern Wassern schwebte, so war ihnen allen die Gottheit doch etwas schlechthin Erzeugendes. So dachten sich die Dichter vieler Völker die Götter als menschenähnliche Wesen, die sich wie Mann und Weib einander entgegentraten, um damit der ersten Zeugung zu genügen, die nothwendig schien, um das All hervorzurufen. So bildeten die Aegypter später die Raumgöttin Pascht, der zur Seite Menhai, die Raumleere ging, die von den Griechen Chaos genannt wurde. Diesen Gottheiten stand wiederum Sevek, die Zeitgottheit, ebensowol wie Chebe, die Zeitleere, gegenüber. Alle diese Götter, als erste Erzeuger und Schöpfer, schwebten mystisch in der Luft, denn sie hatten die Welt nicht unter ihren Füßen, weil sie dieselbe erst hintennach erzeugen sollten. Durch diesen (kraft eines falschen Gleichnisses) aufgenommenen Begriff der Erzeugung und der ersten Neuschöpfung hatte sich aber eine künstliche Trennung zwischen Gott und Welt vollzogen, in welcher die Götter zum Deus ex machina gestempelt wurden, da das Weltall ihnen gegenüber stets ein äußeres, erst hinterher erzeugtes Machwerk war, dessen Werth sie nicht von Ewigkeit her eingesehen

haben konnten, da sie ursprünglich früher lebten, ohne die Welt zu besitzen. So hatte sich der Priestergeist schon in der frühesten Zeit verirrt und auf dem Grunde falscher Gleichnisse eine Reihe von Lehren aufgebaut, die Frevel und Hochmuth in manchen Ländern für eine unantastbare und unfehlbare Offenbarung ausgab. Da die Priester und priesterlichen Dichter unter den Völkern als die frühesten Denker auftraten, so war es um so mehr zu beklagen, daß sich unter ihrem Einflusse falsche Anschauungen über Gott und die Natur des Weltalls ausgeprägt hatten. Während die Wirklichkeit ein in sich völlig zusammenhängendes Gebäude darstellt, sah sich diese Gedankenauffassung innerhalb ihres Kreises anfänglich unter Trümmer versetzt, aus denen erst ein Weltgebäude künstlich hinterher im Nachdenken geschaffen werden sollte. So fühlte sich das Nachdenken zum Aufbauen angeregt und meinte damit unwillkürlich auch für die dauernd vollendete Wirklichkeit sich erst nach ursprünglichen Weltbaumeistern umthun zu müssen. Der kindliche Menschengeist ahnte nicht, daß er seine eigene menschliche Auffassung dem wirklichen Thatbestande unterzuschieben suchte. Wir sehen, das erste Erkenntnißstreben des sich entwickelnden Menschengeistes war im wahren Sinne des Wortes noch blind und unsicher zu nennen. In kindlicher Einfalt hatten die Dichter der Kosmogonien, da sie sich in Gedanken das ursprüngliche Abbild der Wirklichkeit als eine Leere oder ein Nichts vorstellten, nach Göttern gesucht und ihnen den ersten Aufbau des Zusammenhanges zugewiesen. Aus einer Leere oder aus Trümmern sollte die Gottheit gestalten, und zwar aus Trümmern, die ehedem noch niemals im Zusammenhange bestanden hatten; denn es galt eine absolute Schöpfung und erste Erzeugung des Weltalls anzuschauen. Diesem wirren, zusammenhangslosen Trümmerwesen oder der einseitigen Leere fühlte sich, ähnlich dem übermüthigen Kinde, das neugierige, soeben erwachte Erkenntnißvermögen unwillkürlich zugetrieben; denn zerstören und vernichten wollte

der Geist nach allen Seiten, um von Grund aus erkennend aufbauen zu können. In dieser Hinsicht glich das erwachende Erkenntnißstreben thatsächlich dem erwachenden Kunsttriebe, denn es glaubte wie dieser nur dort klar und unmittelbar begreifen zu können, wo es aus völlig formlosen Theilen ein maßvolles Ganzes aufzubauen im Stande war. Aber der Künstler sucht dennoch stets nach Theilen, die sich bilden und bearbeiten lassen, hier aber hatte sich der Gestaltungstrieb offenbar zu weit verirrt; denn er meinte, im völlig leeren, finstern Chaos und also in der absoluten Formlosigkeit (d. h. einer solchen, die früher noch nicht Form war) die formfähigen Bausteine aufsuchen zu können, aus denen er das erste Gefüge des Weltganzen aufbauen konnte.

Schien der Erkenntnißtrieb als innerlich gestaltende Kraft seinem Wesen nach auf das innigste mit dem Kunsttriebe verwandt zu sein, schien auch er (obwol nur innerlich) aufzubauen und zu construiren, um, wenn der Bau mislungen war, ihn wieder völlig umzuwerfen, so hatten die frühesten Jünger des primitiven Erkenntnißtriebes, wie wir sehen, doch gerade die wichtigsten Regeln der Kunst vergessen; denn sie waren bei der Grundlegung ihres Erkenntnißgebäudes völlig ins Maßlose (beziehungsweise Formlose) gegangen und meinten, ihr Fundament in einer völlig finstern Leere, in einem Chaos begründen zu können. Die finstere raum- und maßlose Leere, die Formlosigkeit, d. h. das Chaos, sollte der Beginn des Weltalls sein, das Chaos sollte das erste und ursprünglichste Fundament sein, auf dem die Götter zu bauen begannen. Ein Fundament aber verlangt vor allem ein gewisses Ebenmaß und genau berechnete formvolle Zusammenfügungen dauerhafter Grundsteine, das Chaos und die Leere aber boten von alledem nichts, und von den weltbaumeisterlichen Göttern forderten also die kindlichen Weltweisen, daß sie ins Bodenlose bauten. Aber schien denn, abgesehen von diesem Widerspruche, die Pseudovorstellung des Chaos oder der Leere und die ihnen gegenüber gedachten (weltbaumeister-

lichen) Götter die kindliche Frage nach dem eigentlichen Schöpfungsanfange und dem Ursprunge des Weltalls wirklich zu lösen? Offenbar nein; denn es ist leicht zu sehen, daß die Frage nach dem Uranfange der Weltordnung ebenso in der Luft hängt, wie die von den Sängern und Priestern getrennt von der Welt vorgestellten Götter selbst. Einen ersten Anfang der wirklichen Weltordnung konnte es eben nicht geben; denn gäbe es einen solchen thatsächlich im Chaos, oder in der Leere, so dürften wir uns mit Recht getrieben fühlen, auch nach dem Ursprunge des Chaos und der Leere zu fragen, und mit dieser Frage werden wir antworten, sie stammen aus der Weltordnung, und diese wiederum aus dem Chaos und so ins Unendliche. Die sonderbare Frage nach dem Anfange der Weltordnung dreht sich daher im endlosen nichtigen Cirkel, in den auch die von der Welt getrennten Götter mit hineingerissen werden; denn angenommen, die Magier und Weltweisen hätten dem Epikur später auf seine Frage: woher denn das Chaos sei, geantwortet, es stamme von den Göttern, so hätte Epikur mit demselben Rechte abermals fragen können: woher denn die Götter stammen, und hätten ihm die Priester und Weltweisen wiederum geantwortet: die Götter stammen aus dem Chaos und der Leere, so hätte Epikur offenbar die Leerheit und Nichtigkeit dieser wunderlichen Annahmen der Priester für erwiesen erachten können. Ebenso verhält es sich mit der Frage nach dem Ende der Weltordnung, welche sich die priesterlichen Dichter der Eranier, der spätern Inder, ja selbst der Hebräer* und der Edda durch die Vorstellung eines alles verzehrenden Weltbrandes ausmalten, eine Anschauung, die im wesentlichen dem Chaos und der völligen Verwirrung und Leere der Dinge wiederum gleichkommt. Wer nach einem wirklichen Ursprunge und nach einem Anfange der Dinge mit Hinblick auf eine sogenannte

* Spiegel, „Ausland", Jahrg. 1872, S. 226. Man denke zugleich auch an den jüngsten Tag der christlichen Anschauung.

erste Schöpfung zu fragen unternimmt, muß consequenterweise freilich auch nach dem Ende des Weltalls fragen, wenngleich gerade hiermit eben die Unzulässigkeit derartiger kindlicher Fragestellungen dargethan wird; denn auch die Frage nach dem Ende der Weltordnung führt wiederum in die Leere, die schon im Beginne des Weltalls angetroffen werden sollte. Allein dem Epikur blieb noch eine letzte Frage und Schlußfolgerungsweise übrig, an welche er leicht genug hätte denken können. Wenn die Magier und Priester behaupten, daß das ganze Weltall aus dem Chaos und aus der Leere und Verwirrung stamme und ein alles verzehrender Weltbrand es wieder zu eben dieser Verwirrung und Leere zurückführe, so ist hiernach wol die Verwirrung oder die Leere selbst als das A und O des Weltalls und als das eigentlich Unvergängliche und wahrhaft Unendliche im Weltbereich aufzusuchen? Vielleicht hätte aber ebendieser Einwurf die Priester und Magier zur Erkenntniß der Nichtigkeit ihrer Behauptungen gebracht, da sie hiernach hätten erkennen dürfen, daß das Chaos und die Leere mitnichten den Werth in sich tragen konnten, den alles das besitzen muß, was sich als Ewiges und ewig Dauerndes und Unvergängliches gestalten und behaupten will. Diesen Werth besaß eben eo ipso diese finstere Verwirrung und das Chaos nicht; denn sie war ihrem Wesen nach eben das völlig Unbestimmte, das Ordnungslose und Werthlose, das in sich Blinde, das Unbewußte und Erkenntnißlose, mit Einem Worte, um ein sinnliches Gleichniß zu brauchen, es war die absolute lichtlose, nichtige Finsterniß. Das Chaotische und das Leere sind tiefer betrachtet, das Unklare und Nichtige gegenüber der durch sich selbst einleuchtenden, niemals ihrem völligen Umfange nach hinfortzudenkenden und den Werth der ewigen Dauer und Unvergänglichkeit in sich tragenden klaren Weltordnung, in der allein, wie das Centrum im Kreise, die Gottheit auch als Beschützerin dieses Werthvollen einen Sinn hat. Aus diesem Grunde durften die berühmtesten Weltweisen, welche in der spätern und reifern Entwickelungsperiode des Erkenntniß=

lebens mit ihren Lehren auftraten, nur die Weltordnung mit dem Begriffswerthe der Substanz belegen, welche ihren unvergänglichen Werth wie die Liebe in sich selbst trägt, ein Werth, der durch sich selbst einleuchtete, d. h. per se klar erscheint und deshalb eben in Wirklichkeit nicht fortgedacht zu werden vermag, weil wir immer wieder trotz aller kritischen Zweifel gewissermaßen durch die Schwere unsers Erkenntnißvermögens auf diesen Anhalt und Boden zurückgeführt werden. — Nicht das absolut Finstere, das Unbewußte, in sich Blinde und Leere mit ihren unterschiedslosen oder chaotischen Zuständen kann, so schlossen die tiefsinnigern spätern Weltweisen, die wahre Substanz im Weltall bilden, sondern den Werth substantieller Dauer konnte eben unvergänglich nur die durch sich selbst werthvolle, in sich lichtvolle Weltordnung behaupten. Die übersichtliche und erkennbare Weltordnung, und mit ihr die durch sie geforderte in sich lichtvolle Erkenntnißfähigkeit aller ihrer Bestandtheile, begründet somit allein das, was man die philosophische Substanz später genannt hat. Wie also konnte die klare und in sich erkenntnißtiefe Weltordnung ursprünglich aus dem Chaos geschaffen werden. Offenbar ebenso wenig wie das weiße Licht ein Optiker aus der völligen Finsterniß zu erzeugen im Stande ist. Das Klare kann nicht vom Unklaren stammen, ebenso wenig wie das weiße Licht aus der absoluten Finsterniß. Aber das relativ Unklare, das Chaotische oder das Leere, wo stammt es her? Antworten wir dem Epikur mit Rücksicht auf den Substanzbegriff. Die leeren oder finstern und chaotischen Zustände können der Substanz der Weltordnung gegenüber nur relative, vorübergehende, vergängliche (accidentelle) „Zwischenzustände" (Aberrationen) bilden, in denen das Weltall weder anfangen, noch dauernd beharren, noch völlig enden kann; denn die wahre Substanz des Weltalls muß wie alles Ewige und Göttliche eine durch sich selbst einleuchtende Dauer und Unvergänglichkeit besitzen und einen Werth einschließen, der mit dem Wesen und den Grundgesetzen der Logik und Erkenntniß verträglich

ist, im Gegensatze zu allen chaotischen, leeren, unbestimmten und unklaren Zuständen der Wesen und Dinge.

Fürwahr, wenn der Erkenntnißtrieb seiner innern Thätigkeitsweise gemäß mit dem äußern künstlerischen Gestaltungstriebe sich innig verwandt zeigt, so dürfen wir mit Berechtigung in Bezug auf das von ihm angestrebte Fundament, an das sich seine Bethätigung anlehnt, auch die Grundregel der Kunst in Anwendung bringen, die dahin lautet, daß ebendieses Fundament nicht das schlechthin Ordnungslose, Leere und Unlogische sein kann. Denn die Weltordnung selbst, die wir vom Grunde der Erkenntniß aus studiren, muß ihrem Wesen nach auch den Aesthetiker befriedigen. Das, was wir die Weltordnung nennen, muß daher in seinem Fortflusse die ästhetisch an sich selbst ansprechende harmonische Melodie repräsentiren, der gegenüber die chaotischen leeren und unvollkommenen Grenz- und Zwischenzustände nur als die kämpfenden Dissonanzen und disharmonischen Zwischenspiele, d. h. als accidentelle Abfälle von der Grundmelodie anzusehen sind, die im Laufe der Bewegungen entstehen, ja sogar relativ wachsen und stören können, ohne indessen im Stande zu sein den melodischen Lauf des Ganzen völlig und umfassend, d. h. absolut zu vernichten. Oder, um ein anderes Gleichniß zu gebrauchen, diese chaotischen oder leeren Zustände bilden in Gedanken sowol wie in der äußern Wirklichkeit die untergeordneten finstern, unästhetischen Schatten, welche sich über das erkenntnißklare Gemälde der Weltordnung nicht so weit ausbreiten dürfen, daß sie die Klarheit und Uebersicht des Ganzen stören. Wie aber in der farbenreichen Anlage eines großen Gemäldes in einzelnen Partien die Schatten oder Lichter hoch anschwellen und bei schlechter Vertheilung und Anlage sogar zuweilen zu sehr in Beziehung zum Ganzen anwachsen können, sodaß sie vom umfassenden Gesichtspunkte die gegeneinanderwirkenden ästhetischen Formen zu stören im Stande sind, so in Wirklichkeit und nicht minder im Gedankenkreise des Nachdenkens, auch hier sehen wir störende Schatten, unästhetische

Bildungsformen und dem entsprechend thatsächlich Irrthümer auftreten, die so störend anwachsen können, daß sie Geist und Welt theilweise vernichten und verdunkeln. Aber soweit auch solche störende, accidentelle Größen unter ungesetzlichen, unrechtmäßigen und widerspruchsvollen Verhältnissen, die allenthalben vorkommen können, anwachsen mögen, das Totalbild der gesetzlichen Weltordnung werden sie um des selbstverständlichen Werthes der letztern willen niemals zur völligen Auflösung, d. h. zu einem völligen Chaos oder zur schlechthinnigen Leere verwandeln. So eröffnet sich uns bei Gelegenheit dieser Untersuchungen die schon einmal angedeutete unumstößliche Wahrheit, daß es in der Construction des Makrokosmus liegt, daß sich die Summe seiner Theile nicht völlig in die Extreme ordnungsloser Zustände stürzen läßt, da ebendieselben Verhältnisse zu widersprechend und zu unerträglich sind, um sich totaliter zu verbreiten oder selbst theilweise für immer dauern zu können. Alle derartigen Zustände, wir dürfen sie im Hinblick auf die Bezeichnungsweise der alten Dichter und Weltweisen mit Recht die leeren oder chaotischen nennen, bilden daher auch kein Fundament und keinen ersten Anfangspunkt der Weltbetrachtung, denn die Weltbetrachtung strebt unaufhaltsam dahin, das Ewige im wahren Werthe seiner logischen Unumstößlichkeit würdigen und dessen dauernde Erhaltung einsehen zu lernen. Nicht also der vorübergehenden, accidentellen, übersichtslosen Ordnungslosigkeit der Leere oder dem Chaos, sondern nur der Weltordnung mit allen ihren erhebenden ästhetischen Erscheinungen kann eine gesetzliche und unvergängliche Dauer ihrem wahren Werthe gemäß zugesprochen werden.

Nur dem spätern Kunstleben, dem es beschieden war, aus dem unmittelbar lebendig, ansprechenden und selbstverständlichen Gefühle schöpfen zu können, war es vorbehalten, die oben ausgesprochene und zugleich im sittlichen Gewissen Wurzel schlagende Idee über den dauernden Werth der maßvollen, gesetzlichen und schönen Ordnung gegenüber der ungefälligen Maßlosigkeit und

chaotischen Leere durch sinnbildliche äußere Darstellungen zur Geltung zu bringen. Hiermit anticipirte die Kunst gleichsam durch ein unmittelbares tiefes Schauen, was auf andern Wegen und nur auf Umwegen der mit dem Kunstproceß verwandte, aber sich ursprünglich gegen die Regeln der Kunst gerade versündigende Erkenntnißproceß bestätigen sollte. Unmittelbar gibt uns die Kunst die an sich selbstverständliche Idee an die Hand, daß sich das Ewige und Unvergängliche in seiner Gedankentiefe an das Maß und die Ordnung bindet, die zugleich mit Unendlichkeit aufrecht erhalten werden muß, soll nicht eine unerträgliche gleichförmige Leere oder ein wirres Chaos entstehen, denen das ästhetische Gefühl dauernd widerspricht und denen es daher zu entfliehen sucht.* So ist alles Chaotische und Maßlose in gleicher Weise ein Abfall von der Maß und Gesetz vorschreibenden und ordnungübenden Gerechtigkeit, wie uns das Ueberladene und Unsymmetrische einen Abfall von der Harmonie des Schönen und das dauernd Widersprechende einen Abfall von der wahren Erkenntniß darstellt. Die Logik, welche sich an die Grundgesetze der Erkenntniß gebunden sieht, erkennt daher in den maß- und erkenntnißlosen leeren oder chaotischen Zuständen, sobald sie auftreten, Verhältnisse ohne Substanz und Dauer, die zugleich ihrer plan- und haltlosen Natur halber sich in sich selbst aufheben und zusammenbrechen müssen, noch bevor sie einen überschwenglich großen Umfang gegenüber der bestehenden totalen Weltordnung gewinnen konnten. Indessen der erwachende Menschengeist, der soeben erst vom Baume der Erkenntniß gepflückt hatte, ahnte noch nichts von den spätern Entdeckungen der Weltweisheit, er konnte noch nicht den Werth der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit von jener endlosen unschönen und in sich selbst zusammenbrechenden Leere oder dem Chaos unterscheiden, die als Zustände nur dem gegenüber den Schein einer ewigen Existenz vor dem endlichen Entstehen der Weltschöpfung durch die Gottheit annehmen können, der die wahren Werthe noch irrthümlich ver-

*) Vgl. die folgenden Kapitel.

wechselt, weil er sie nicht unterscheiden lernte. Stützte sich der aufstrebende Kunstproceß mehr und mehr auf ein weitsichtiges Schauen des unmittelbaren Gefühlslebens, so war im Gegentheil der Erkenntnißproceß (soviel Verwandtes seine aufbauende und wieder einreißende, sowie seine sondernde und verknüpfende innere Bethätigungsweise auch mit dem äußern Wesen des Kunstprocesses aufweist) an eine ursprünglich noch äußerst kurzsichtige Betrachtungsweise gebunden, die zugleich sehr vielen Täuschungen, Verwechselungen und Verirrungen ausgesetzt war. Wurde daher die Kunst als Bildnerin des innern Gefühlslebens in ihrer Art sehr bald weitsichtig und schauend, so blieb dagegen die priesterliche Erkenntniß ursprünglich sehr lange noch voller Irrthum. Indessen beide Processe verfolgen die gleichen Aufgaben auf verschiedenen Wegen. Die Kunst, aus der innern Erfahrung schöpfend, sucht in der äußern Erfahrung und in der Welt der Erscheinungen das Ewige und Unvergängliche; die innere Stimme, die im Kunstgewissen spricht, leitet an mit raschem und richtigem Blicke die Gesetze zu finden, die das Edle in der Welt verwirklichen. Mit Hülfe dieser Gesetze strebt die Kunst dahin, das Ewige äußerlich zu versinnlichen und es am Material des Vergänglichen symbolisch niederzulegen und festzuhalten. Die Erkenntniß dagegen ist bemüht, die äußere Welt der Erfahrungen und Erscheinungen zu durchdringen, sie bestrebt sich die beobachteten äußern Verhältnisse zu berechnen, und sucht durch richtiges Zurechtlegen der einander vielfach widersprechenden Erscheinungen die äußere Betrachtungsweise der innern möglichst conform zu machen. Kein Wunder, daß beim frühesten Anlauf das Zurechtlegen und die Erklärung der einander widersprechenden Erscheinungen der kindlichen Erkenntniß noch völlig misglückte. Noch war die Hand nicht gewöhnt an das zu bearbeitende schwierige Material; denn nicht freiwillig, wie der bildende Künstler, konnte sich der erkenntnißtheoretisch arbeitende Weltweise sein Material auswählen, wie erklärlich daher, daß ihm die zu bearbeitenden Materialien, die er noch nicht beherrschen konnte,

nur ein großer Trümmerhaufen, d. h. ein wirres Chaos schienen, in das er nur erst Ordnung zu bringen beabsichtigte. Und dieses Chaos, das der nach Erkenntniß ringende kindliche Geist vor sich sah, spiegelte sich ihm in seiner einseitigen Betrachtungsweise (die zugleich die innere Stimme der Kunst, die in der Weltordnung allein das Ewige und Anfangslose schauen lehrte, ungehört ließ) als ein ordnungsloser oder leerer Anfang, der als ein bodenloser Abgrund vor ihm lag, in dem es völlig finster oder leer und nichts zu erkennen war.

Es ist ein seltsames und bedeutungsvolles Zusammentreffen, daß der äußere Gegensatz von Licht und Finsterniß, welcher den Hintergrund der ganzen äußern Weltbetrachtungsweise bildet, zugleich dem psychologischen Gegensatze von übersichtsfähiger, erkennbarer und geordneter Klarheit einerseits, und von widerspruchsvoller, chaotischer, erkenntnißloser, finsterer Verworrenheit andererseits im innern Erkenntnißleben entspricht, sodaß sich hiermit der erste äußere Anknüpfepunkt bot für den Grundgedanken des Erkenntnißlebens, daß die äußern Erscheinungen von Licht und Finsterniß den innern Erfahrungen des Vorstellungslebens entsprechen und eine Möglichkeit sich darbietet, beide Verhältnisse logisch zu verknüpfen und sie durch richtige Interpretation conform zu machen. — Die Finsterniß schien für den kindlichen Verstand das zunächstliegende äußere Abbild der innern Verworrenheit der Vorstellungen und der erkenntnißlosen gleichförmigen Leere zu sein; indem die Priester aber daran anknüpften, wurde die noch kindliche Erkenntniß zu der falschen Annahme geführt, daß das unvergängliche Licht als Weltstoff aus der Finsterniß geboren war. Gleichwie die Priester die Opferflamme aus den heiligen noch dunkeln Hölzern entzündeten, so auch die Götter, sie sollten wie jene das Licht aus der Finsterniß zeugen. So entstammte nach der Meinung der Magier und Weltweisen das Licht also der dunkeln Leere, und dem entsprechend also die Weltordnung dem Chaos, und doch war das nur eine Täuschung und eine Verwechselung, der sich die priesterlichen Weltweisen hingaben;

denn sie konnten übersehen, daß die Finsterniß nur eine mehr oder weniger stark geminderte Helle ist, und sie konnten ahnen, daß das Licht in der Finsterniß stets nur zerstreut, nicht aber wirklich vernichtet wird. So also hätten mehr wie andere die Priester des Lichts erkennen müssen, daß das Licht das stets Bleibende, das Unvergängliche und Ewige, die chaotische Finsterniß dagegen nur ein accidenteller, vorübergehender, wechselnder Zwischenzustand von verschiedener Intensität und Dauer ist, ein Zustand, in welchem sich das Licht nur zerstreut hat, um immer wieder zum hellen und ewigen Lichte zurückzuführen, zum Lichte, aus dem allein auch die Erkenntniß das ewige Leben schöpft. Aber die priesterlichen Weltweisen, so heilig ihnen das Licht war, so ahnten sie doch noch nichts von der wahren Substanz des göttlichen weißen Lichts, aus der sich alle Farben mischen und aus der auch die Finsterniß und das Chaos folglich hervorgehen mußten, sobald sich die unlautern Schatten vereinigten. Die kindlichen Priester und Kosmologen hielten sich an die frühesten kindlichen Erfahrungen, und da sie diese belehrten, daß das Licht aus dunkeln Körpern durch Reibung und Zeugung hervorging, so nahmen sie keinen Anstand, die Götter, denen sie die dunkle Leere (das Chaos) gegenüberstellten, zu Erzeugern des Lichts zu machen, obwol wir nach dem Entwickelten eingesehen haben, daß die Götter (oder Gott) nicht vom Weltall getrennt werden durften, sie somit die Welt nicht hintennach erzeugten, wie der Priester die Flamme, sondern daß sie das All nur in seiner Reinheit und Klarheit erhielten, wie die römischen Priesterrinnen das heilige Feuer der Vesta. Welchen Sinn daher auch die Gottheit hatte, sie konnte nur eine Erhalterin des Edeln und Guten sein, in der ihr wesensgleichen vollkommenen Welt, sie konnte nur eine Retterin und Bewahrerin des heiligen Feuers gegenüber auftauchenden finstern Dämonen darstellen. So sehen wir, führten kindliche, nur erst halb verstandene Erfahrungen die Priester auf dem Gebiete der Natur und der Religion sehr früh zu Täuschungen, die

sich in das Erkenntnißleben der Religion einnisteten, um dasselbe Jahrtausende hindurch zu beherrschen. Vielleicht wäre eine so lange anhaltende Herrschaft solcher Täuschungen nicht möglich gewesen, wenn die nach Erkenntniß strebenden Weltweisen ursprünglich nicht zugleich meist Priester waren, die sich, wie wir oben gesehen haben, angewöhnt hatten, ihre ersten Annahmen versteinern zu lassen, indem sie dieselben hochmüthig zu Dogmen stempelten, diese aber zugleich in steinerne Tafeln gruben und durch Schriftzüge verewigten, um so mit Zähigkeit gleichförmig an ihnen festhalten zu können. Es verhält sich mit der wunderlichen Vorstellung einer Schöpfung des Weltalls und einem ersten Anfange des Universums aus dem Chaos oder der Leere nicht anders wie mit der in der spätern Entwickelungsgeschichte des Erkenntnißlebens auftauchenden Frage nach der Umdrehung von Sonne und Erde. Hier wie dort waren es gewisse Täuschungen des äußern Erfahrungslebens, welche auch die innere Erkenntniß ursprünglich zu falschen Annahmen verführten, Annahmen, welche nur erst zerstört werden konnten, nachdem die Menschen ihren Scharfsinn und ihren Ueberblick in der äußern Erfahrungswelt erweitert hatten. Aber zu welchen Verirrungen auch die speculirende Priesterwelt sich hinsichtlich ihrer Anschauungen über die Weltschöpfung, und damit im Zusammenhange über das Verhältniß von Gott und Welt, verleiten ließ, eine wahre Grundidee gab es dennoch, an welche verhältnißmäßig sehr früh das religiöse Bewußtsein der orientalischen Völkerschaften anknüpfte. Diese Idee bezieht sich auf den Kampf, in welchem sich gleichsam wie Licht und Finsterniß die Elemente unsers Planeten ebensowol wie dessen Geschöpfe untereinander anfeinden, um damit geschichtlich unwiderlegbar die Thatsache zu bekunden, daß sich alle irdischen Verhältnisse den Zuständen der Anarchie des Chaos und des contradictorischen Widerspruchs der Ordnung zugezogen fanden. Freilich das ganze Weltall in seiner Totalität konnte nicht in solchen ordnungslosen Verhältnissen gedacht werden, ebenso wenig

wie es hieraus dereinst erschaffen sein konnte, denn wir sahen, wohin sich mit diesen Annahmen der kindliche Geist der Priester über die Anschauungen von Gott und Welt verirrte, aber gewisse Theile des Weltalls konnten dennoch recht wohl solchen chaotischen Aberrationen zusinken, um damit einen partialen Abfall der durchschnittlich normalen Weltbewegung zu bekunden, ähnlich wie unter den physikalischen Gesetzen des Stoffwechsels und des Lebens Theile und Gliedmaßen des Körpers erkranken können, sobald sich eben krankhafte Aberrationen und Störungen irgendwelcher Art eingeschlichen haben. Und wie die Selbsterhaltung des Organismus das natürliche Bestreben geltend macht, Störungen und Schmerzen auszugleichen und zu heilen, so auch der organische Makrokosmus, auch in ihm werden sich Bewegungen kundgeben, welche das Maß derartiger Aberrationen an den Theilen inhibiren, auch in ihm wird die langsam aus dem durchschnittlichen Gleichgewicht gesunkene Bewegung, die in diesen Theilen mehr und mehr ordnungslos und chaotisch geworden war, sich allmählich wieder diesem frühern Gleichgewichtszustande zu nähern suchen. Die neuere Geschichte unsers Planeten thut uns genau beobachtet dar, daß die in ihr stattfindenden Bewegungen dahin streben, wiederum einem vollkommenern Gleichgewicht der Kräfte nach allen Seiten hin zuzueilen. Mit dem Auftreten des Menschen in der Entwickelungsgeschichte trat ebendieses Bestreben deutlicher hervor, und mit der Aufnahme der Cultur und deren Pflege durch Staatslenker und Priester wurde dasselbe allmählich geschichtlich sichtbarer. Erklärlich ist es daher, daß mehr wie die große Menge des Volks, Staatslenker, Religionsstifter und Propheten in Rücksicht auf die Thatsachen der Geschichte die Wahrheit in sich gefühlt haben, daß die so früh unter den orientalischen Völkern entwickelten religiösen Ideen vom Abfall und von der Erlösung einen tiefen sittlichen Gehalt in sich tragen, der sich geschichtlich beglaubigt und aufs tiefste bewahrheitet. Doch hierüber Genaueres in den folgenden Kapiteln.

Begann, wie aus Obigem hervorgeht, das ursprüngliche Erkenntniß-leben mit Täuschungen und einer falschen Verwerthung von sinnlichen Erfahrungen, die im weitern Processe zu tiefen Irrthümern und Zweifeln führen mußten, sodaß wir später im Zweifel selbst ein charakteristisches Kriterium des verlaufenden Erkenntnißprocesses wiederfinden, so war zugleich die äußere sinnliche Erscheinung des Verhältnisses von Licht und Finsterniß zu einer ersten äußern, objectiven Stütze geworden, durch welche vorzugsweise der bewußte Erkenntnißproceß in Fluß kam. Bot doch ebendieses Verhältniß von Klarheit und Unklarheit, das sich sinnlich in der äußern Erscheinungswelt spiegelte, ein äußeres Abbild dar von dem Kampfe, der auch im innern Erkenntnißleben unter den Vorstellungen seine Herrschaft nur zu deutlich fühlbar übte. Scheint auch diese Analogie, oberflächlich betrachtet, nur sehr äußerlich, so war sie doch hinreichend, um dem beginnenden Keime des bewußten Erkenntnißlebens einen objectiven Stützpunkt zu weiterer Entwickelung zu liefern. Zudem sind wir selbst beim heutigen Stande der Wissenschaft noch nicht in der Lage, über den Werth und die Tiefe dieser Analogie der äußern Erfahrung und des innern psychologischen Erkenntnißlebens zu entscheiden*, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß von diesem äußern Anknüpfepunkt aus sich unaufhaltsam das Bestreben geltend machen sollte, die äußern Thatsachen der Natur mit den innern Forderungen unsers Fühlens und Denkens in Uebereinstimmung zu bringen und die Welt des Seins mit der Welt des Denkens einheitlich zu versöhnen. Ohne diese äußere Veranlassung und ohne das merkwürdige Entgegenkommen der Erscheinungen im äußern sinnlichen Naturleben in Bezug auf unser psychisches Innenleben, wäre nicht nur nicht das Einheitsbestreben der Erkenntniß, sondern die Erkenntniß selbst ebenso zwecklos wie unerklärlich. — Wozu nützte alle Logik, und was wäre im Grunde der Werth unserer Vernunft, wenn sie äußerlich in ein Labyrinth, in ein Chaos und in eine Leere hineinwirkte, in der sie keine Anknüpfepunkte für die Feststellung ihrer Wahrheiten fände? Aber so verhält es sich eben nicht, die äußere Erscheinungswelt, und hinter ihr „die Dinge an sich", liegen nicht in einem solchen Chaos; denn ein solches wäre eben im richtigen Sinne des Wortes völlig finster und erkenntnißlos, die

---

* „Die Analogie zwischen dem Geist und dem Lichte, dem Gemüth und der Wärme, dem Willen und dem Feuer *wird in allen Sprachen anerkannt*.... Der menschliche Geist würde sich dieser bildlichen Ausdrücke nicht bedienen, wenn keine wirkliche Analogie ihnen zu Grunde läge." Vgl. Jessen, „Die Physiologie des menschlichen Denkens", S. 176.

äußern Dinge sind vielmehr durchgängig geordnet, und in dieser Ordnung erweisen sie sich gleichfalls beziehungsthätig zu unserer aprioristischen Auffassung. So geschieht es, daß selbst die entferntere äußere Natur der innern auffassenden Erkenntnißweise gewisse objective Anhaltepunkte nach und nach sympathisch gleichsam entgegenträgt, an welche die Wechselwirkung der Erkenntniß anknüpft und sich vermittelt, und damit dem Einheitsbestreben der Vernunft den Weg weist, das nicht dulden kann, daß die Welt ohne Continuität ist und in ungleiche Theile auseinanderfällt, die sich gegenseitig nicht erkennbar werden.

Gerade die frühesten und kindlichsten Fragen des beginnenden Erkenntnißlebens, sehen wir, beruhten auf sinnlichen Täuschungen und Verwechselungen, und die Frage nach der Schöpfung selbst konnte nur, wie wir sehen, aus einer solchen Täuschung über das wahre Wesen des Weltalls hervorgehen. Nun aber war es anfänglich ganz besonders die Priesterwelt, welche sich in die ersten kindlichen Fragen des tiefern Erkenntnißlebens versenkte und über sie speculirte, und so geschah es, daß alle jene kindlichen Täuschungen im wesentlichen in die specifische Philosophie des Priesterthums übergingen, um hier in ihrer frühesten Form haften zu bleiben und entwickelungslos zu erstarren. Die Frage nach dem Anfange und der Schöpfung des Weltalls ist daher noch heute nicht erledigt, da die Priesterwelt fortfährt in ihrer Art eigensinnig zu speculiren, ohne sich durch die allgemeinere Entwickelung des Erkenntnißprocesses leiten zu lassen.

Was die nähere Ausmalung des irrthümlich aufgegriffenen Schöpfungsbegriffes anlangt, so haben sich viele der spätern Priester und Sänger (da sie der herrschenden kindlichen Weltanschauung gemäß alle Begriffe und Anschauungen zu personificiren bestrebt waren) die Schöpfung selbst, wie schon im Text erwähnt, als einen Zeugungsact vorgestellt, indem sie die personificirten Götter zu männlichen und weiblichen Gestalten machten, so z. B. die Aegypter, bei denen Sevek und Pascht zeugend zusammentraten, und bei Hesiod, nach welchem Nyx und Erebos den Aether, die Hemerea zeugten. Ebenso machten die Chinesen in ihrer Kosmogonie den lichten Himmel (Yang) zur männlichen zeugenden Gottheit, während ihm gegenüber die dunkle Erde (Yn) den weiblichen, empfangenden und untergeordneten Theil darstellt. Scheinbar tief und philosophisch erscheint uns die spätere Kosmogonie der Inder. Die Inder personificirten drei Mächte, und zwar die Macht des Erzeugers und Schöpfers, dargestellt durch Indra, den Herrn des Lichts und des Blitzes, ihm zur Seite tritt Varuna, der alles Lebendige und Erzeugte ordnet, leitet und das geborene Leben

bewahrt, ernährt und beschützt, als dritte Macht schließt sich hieran das Vergehen und die alles zerstörende Todesnacht, dargestellt durch Agni, der das verzehrende Feuer der Opferflamme verkörpert. So ist den Indern das Leben des Weltalls ein ruheloser, endloser Kreislauf, den sie sich am Leben der Pflanze zu versinnlichen pflegten. Entstehen, Bestehen und Vergehen, diese Dreiheit der Begriffe zieht sich durch die ganze indische Gedankenwelt und kehrt in den verschiedensten Gestalten wieder, sie bildet zugleich den Inhalt des heiligen Wortes AMU, mit welchem die Inder jedes Gebet beginnen. Es war die Idee des absoluten Werdens und der Gedanke der rastlosen Wandlung des Weltalls, in welche sich die überschwengliche Phantasie der Inder einseitig vertiefte. Alles was von ewiger Schönheit schien, war ihnen dennoch nicht bleibend; denn alles wandelte und wechselte ohne Maß und Ziel, nirgends war in einer Form eine ewige Dauer begründet. So erreichten die Inder in der Idee nicht jene erhabene Grundform, die ohne allen Anfang und ohne Vergehen bleibt, weil sie sich in der Erhaltung ihrer ewig schönen und unübertrefflichen Daseinsweise genügt. Die maßlose Phantasie der Inder speculirte daher ohne ebendiese Einsicht in den ziellosen Wechsel, innerhalb dessen nichts wahre Dauer erreicht. Statt jene wahre Grundform zu erreichen, die eine durch sich selbst einleuchtende Dauer besitzt, vertieften sich die Inder daher ins Endlose. Diese maßlose Endlosigkeit stellten sie sich zugleich vor als eine ruhelose Wanderung aller Dinge und Wesen, welche auch die Seelen nach dem Tode anzutreten hatten. Aber indem sie sich mit glühenden Farben das Bild dieser ruhelosen unermüdlichen Wanderung ausmalten, machten sie sich diesen Gedanken zur Folter; denn das Gefühl mußte sich unbewußt nach einem Maß und Ziel dieser Wanderung sehnen, es begehrte auszuruhen von jenem rastlosen Wechsel und der ins Endlose strebenden Wanderung, deren Zeitinhalt die rechnenden Priester mit Zahlen und Summen faßbar zu machen suchten, die ihrem Werthe nach unzählbar und schlechthin fassungslos waren. So schien ihnen der gesuchte Frieden der Seele nach dem Tode völlig geraubt zu werden. Kein Wunder daher, daß dem indischen Volke, das in jene qualvolle endlose Ruhelosigkeit sich nur mit Schauder vertiefte, die Weisheit eines Buddha-Gautama als eine wahrhafte Erlösung schien, da seine Lehre den bedrängten Gemüthern den Hinblick auf eine völlige Beendigung ihrer Wanderung eröffnete im Nirvana, in welchem nun, als im entgegengesetzten Extrem, aller Wechsel und Wandel wieder völlig zu verlöschen und untergegangen schien. Schien die erste Vorstellung die überschwengliche Einbildung in den leeren und endlosen Wechsel zu führen, in den hineinblickend die

Inder ein Schwindel überkam, so eröffnete nun das Nirvana einen Einblick in eine todte Ruhe, dessen Wechsellosigkeit, da hier alles erreicht schien, eine unsagbare Langeweile und Zeitleere nach sich zog, die nicht minder ins Ewige hinein unerträglich werden mußte. — So gibt uns die uralte Weisheit der Inder zugleich einen Fingerzeig für die Erkenntnißlehre, indem sie darthut, wie leicht von den Weltweisen die sogenannte Endlosigkeit mit dem wahrhaft Ewigen, Unvergänglichen und Unendlichen verwechselt wurde, welch letzteres Gleichgewicht und Vollkommenheit in Bezug auf Wechsel und Verharren der Erscheinungen in sich schließt, ein Gleichgewicht, welches nicht duldet, daß eine oder die andere Erscheinung darin bevorzugt wird, um mit ihr maßlos ins Extrem zu gehen und beim Rückgang in die richtige Proportion des Gleichgewichts dem Denker den Glauben vorzuspiegeln, daß dieser Rückgang der Proceß des wahrhaft Unendlichen selbst ist. (Hegel.)*

---

* Vgl. das folgende Kapitel.

8.

Die ursprüngliche Entwickelung der Künste und die sich ergebenden Sätze einer mit den Gesetzen der Aesthetik und den Thatsachen der Geschichte übereinstimmenden Philosophie.

Völliger Mangel alles eigentlichen Schönheitssinnes innerhalb der ursprünglichen Auffassungsweise des Urmenschen. — Die Kunstentwickelung ursprünglich in völliger Abhängigkeit von der aufstrebenden Religion. — Das ursprüngliche Vorherrschen des Maßlosen, Unförmlichen und Häßlichen in der frühesten Naturgeschichte sowol wie in der Urgeschichte der Kunstentwickelung. — Der in der irdischen Naturgeschichte und in der Urgeschichte des Geisteslebens unverkennbare Entwickelungsproceß zum Vollkommenern. — Ist die Idee der Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen an sich als völlig umfassend und nothwendig anzunehmen und somit auf die Bewegung des Weltganzen übertragbar? — Gründe, die sich hiergegen geltend machen. — Das Weltganze als das unvergänglich Vollkommene und der Abfall vom Vollkommenen ins Unvollkommene als partiale und accidentelle Phase innerhalb des Weltganzen. — Das planetarische Leben der Erde innerhalb einer solchen Phase der Unvollkommenheit und das sich hiermit ergebende Streben zum Progreß auf allen Gebieten des Lebens und der Umgebung. — Die Kunst in ihrer geschichtlich raschern Entwickelung in Bezug auf das Ideal gegenüber der Entwickelung der Erkenntniß und des sittlichen Willens.

Nicht minder belehrend wie die früheste Entwickelungsgeschichte des Erkenntnißlebens erscheint das erste Emporkeimen der Kunsttriebe und die beginnende Ausbildung der Kunst. Ebenso wenig wie der Mensch der Urzeit ein bereits geistvoll gebildetes Erkenntniß-

vermögen besaß, ebenso wenig war auch seine Kunstanlage ursprünglich entwickelt und gebildet. Freilich hatte man es ehedem für möglich gehalten, daß der Urmensch ursprünglich auf Erden vollkommener war als wir ihn im spätern Verlaufe der Geschichte rücksichtlich seiner geistigen Eigenschaften antreffen; aber diese Auffassung bricht zusammen gegenüber den Thatsachen, welche darthun, daß der unentwickelte Mensch ursprünglich hienieden nicht im Paradiese wandelte, sondern die Ungunst aller Umstände mit den Thieren theilend, sich nur erst langsam und schwierig jenem Drange der Verhältnisse zu entziehen wußte, um freier aufathmen zu können und die nöthige Muße und Sammlung für die Entwickelung höherer Anlagen zu gewinnen. Wir waren bemüht, dem Verlaufe dieser Entwickelungsgeschichte zu folgen, wir sahen, wie und wodurch die Erkenntniß wachsen konnte, wir thaten dar, welche Phasen die Entwickelungsgeschichte der Religion zu durchlaufen hatte, und da es sich mit der Kunst unmöglich als Geistesanlage anders verhalten kann wie mit dem Proceß der Religion und der Erkenntniß, so sind wir verpflichtet, auch einen Blick in den frühesten Entwickelungsproceß der Kunst zu werfen.

Da das Auge des Menschen noch gebannt war in einen engen Interessenkreis, und sein Sinn noch gefesselt lag in jenem engern Betrachtungskreise, welchen die Psychologen im Gegensatze zur innern Bewußtseinsenge die Apperceptionsenge nennen, da blickte der Urmensch noch thierisch blöde in die Welt hinaus. Wild und zusammenhanglos breitete sich diese Welt vor den Blicken des Betrachters aus; das flüchtig umherirrende Auge fand noch nicht jene sanften, behaglichen Ruhepunkte, die in der Brust melodische Gefühle wach rufen; denn die innere Seele selbst war beunruhigt durch die mannichfachen Gefahren, die sie in ihrer engern Umgebung umlauerten, und so mächtig mußte sie den Druck dieser Gefahren empfinden, daß sie noch nicht jene Sammlung gewann, um hinreichendes Interesse zu nehmen an Gegenständen der entferntern Welt. So blieb die kind=

liche Anschauung anfänglich umwölkt, und über die Objecte und Schönheiten der weiten großen Welt breitete sich ein Schleier, der nur erst nach und nach zerrissen werden konnte. Aber verstand auch die Seele des frühesten Urmenschen noch nicht mit entzückendem Auge die Schönheiten dieser Welt zu genießen, so regten sich doch bereits in der Menschenbrust die ersten Keime und Anlagen, aus denen der grüne Lebensbaum der Kunst allmählich emporblühen sollte. Schon früh übten sich die kunstfertigen Hände der Menschen, um Waffen und Tongeräthe zu verfertigen; aber das Bestreben jener frühesten Kunstfertigkeit war nur angeregt und bedingt durch die Befriedigung der äußern Interessen, die sich dem Urmenschen aufdrängten, und es wurde zugleich unterstützt durch die Antriebe der Handgeschicklichkeit, die sich unwillkürlich nach Objecten sehnten, an denen sie sich bethätigen konnten.

Wie lange aber hat es noch gedauert, bevor den Kindern der Urzeit der Werth des innern Kunstideals ahnungsvoll in der Seele aufstieg, wie viele Jahrtausende mochten sie, den primitivsten äußern Kunstbestrebungen hingegeben, noch verbracht haben, ehe sie die Kunst um des Werthes selbst willen, und dieselbe neben Sittlichkeit und Religion ihres eigenen Ideals halber zu treiben begannen? Und doch, wie mächtig sehen wir im Laufe der Entwickelung diese ersten Kunsttriebe unter dem rückwirkenden Einflusse der vorschreitenden Religion und Sittlichkeit bereits wachsen. Wie hätte auch die Begeisterung von seiten der Religion und des Priesterthums ohne Einwirkungen für das Gefühlsleben bleiben können, das von innerer Seite aus den äußern Kunsttrieben entgegenkam, um sie zu beleben und allmählich zu verklären. Die Kunst konnte nur keimen und gedeihen auf dem Boden einer tiefern edeln Begeisterung, und die erste Pflegestätte dieser Art von Begeisterung war allein die Religion. Sie war es, welche das Thun und Treiben der Menschen erhöhte und ihren Werken einen tiefern, unvergänglichen Glanz selbst da verlieh, wo die Mittel noch nicht hinreichten, den Formen eine vom Kunst-

ideal angehauchte Gestalt zu verleihen. Die Religion erst war es, welche den zumeist ursprünglich auf kleinliche Interessen gerichteten technischen Kunstantrieben eine Richtung beibrachte, die sie über das Gewöhnliche und Alltägliche erhob. So kann es nicht wundernehmen, daß sich die Gräberbauten emporhoben zu einer Höhe, die, unförmlich in ihrer Art, doch schon die Richtung auf das Erhabene wenigstens ahnen lassen, so erhob sich die Redeweise der Sänger und Priester zu einer überschwenglichen und pathetischen Ausdrucksweise, die, unförmlich und schwülstig wie sie gewesen sein mag, dennoch später die Anknüpfepunkte für die auf das edle Maß des Ausdrucks gerichtete gebundene Redeweise und Dichtkunst bot. Die Richtung auf das Erhabene war es, welche die Religion auf die sich entwickelnden Kunsttriebe sehr früh übertrug und vererbte, sie war gleichsam das mächtige und ernste Erziehungsmittel, durch welches die Religion als Lehrerin die Schülerin der Kunst zu bilden bemüht war. Aber so früh wir die Richtung auf das Erhabene in der Kunst lebendig werden sehen, so verlor sich dieselbe doch anfänglich noch völlig ins Maßlose und Unförmliche; denn noch ahnte der Geist nicht klar das Wesen der wahrhaft erhabenen Unendlichkeit und Unvergänglichkeit, welche letztere nicht im Maßlosen und Unförmlichen, wohl aber in der vollendeten, maßvollen, durchsichtigen und schönen Form die ewige Dauer ihres Daseins begründet. Es war daher im Verlaufe der frühesten vorgeschichtlichen Kunstausbildung im Grunde nur der Zug zum Ungewöhnlichen, Absonderlichen und Unförmlichen, der sich Geltung verschaffte, wenngleich wir nicht verkennen wollen, daß die Tendenz durchblickte, das Erhabene zu gewinnen. Dieser deutlich durchblickende Zug zum Kolossalen und Ueberschwenglichen wird uns in der frühesten Kunstentwickelung mehr und mehr erklärlich, sobald wir beachten, daß es religiöse Antriebe waren, die ursprünglich den eigentlichen Kunstsinn begeisterten. Religion und Kunst waren ihrem Wesen gemeinsam darauf gerichtet zu erheben; allein da sie die wahre Erhebung noch

nicht kannten, sondern nur erst erstrebten, so schossen sie über das Ziel hinaus ins Ungewöhnliche und Absonderliche, indem sie mit beidem über das Irdische und Gewöhnliche ahnungsvoll hinausweisen zu können glaubten. So erklärt es sich, daß das Auftreten der Magier und Zauberer ursprünglich, im Hinweis auf ihre sonderlich hervorragenden Künste, darauf gerichtet war, zugleich durch einen eigenthümlichen Aufputz und durch noch seltsamere Geberden diesen Gegensatz zum Gewöhnlichen hervorzukehren. Aber eben dieser Zug zum Ungewöhnlichen und Absonderlichen wurde von den Schamanen und Zauberpriestern (wie wir das am besten an den Zauberern der heutigen Naturvölker noch beobachten können) in einer ganz zügellosen, maßlosen und unförmlichen Weise übertrieben, sodaß wir uns häßlich davon berührt und abgeschreckt fühlen. Dieser oft abschreckende häßliche Zug, der sich bei den Zauberern in einer übertriebenen Ekstase, die sich äußerlich in Grimassen, schreienden unschönen Tönen und barocken Sprüngen Luft macht, spiegelt sich ganz deutlich in ähnlicher Weise in den frühesten Gestaltungen des vorgeschichtlichen Kunstlebens. So finden wir denn auch hier in Bezug auf den von der ersten Entwickelung der Religion abhängigen Kunstproceß dieselbe Erscheinung, die uns im letzten Kapitel bei der Betrachtung der frühesten Erkenntnißentwickelung entgegentrat: nämlich den Zug zum Maßlosen, Chaotisch-Unförmlichen und Uebertriebenen. Erst nach und nach schliff sich diese Ueberschwenglichkeit nach allen Seiten hin ab und schränkte sich ein zu einer maßvoll schönen und erhabenen Form, in der nunmehr das Kunstideal deutlicher durchblickte. So stellt also die Bewegung aus dem Unförmlichen und Maßlosen bis zur vollendeten Einschränkung einer maßvollen, schönen und erhabenen Vollkommenheit, wie sie sich in höchster Annäherung später in den Werken der Griechen spiegelt, denjenigen Entwickelungsproceß der Kunst dar, welcher der Urgeschichte und vorgeschichtlichen Zeit angehört.

Ohne Zweifel ist es für den psychologischen Historiker eine auffallende und beachtenswerthe Erscheinung, die sich auf allen Entwickelungsgebieten wiederholt und der wir daher schon mehrfach begegnet sind, daß nämlich der Ursprung jeder unvollkommenen Entwickelung mit bestimmten extremen und maßlosen Schwankungen und Bewegungen beginnt, die sich nur erst allmählich gleichsam abklären, sänftigen, zu einer maßvollen Form einschränken und vervollkommnen. Wir wollen hier bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß in neuester Zeit Weltweise und Philosophen diesen Entwickelungsgang vom maßlos Unvollkommenen zum gesetzlich Vollkommenen, der sich deutlich auch in der kosmischen Entwickelung unsers Planeten nachweisen läßt, für den tiefern, umfassenden und gesetzlich nothwendigen Entwickelungsproceß des ganzen Weltalls gehalten haben.* Doch so verführerisch es aussieht, diesem

* Bekanntlich war es Hegel, der diesen Entwickelungsgang für einen nothwendigen, somit völlig umfassenden Verlauf des absoluten Weltprocesses erklärte. Repräsentirt indessen der Proceß des ganzen Weltalls zugleich die Verwirklichung der Wahrheit, so ist es ersichtlich, daß die Wahrheit nicht völlig und nothwendig von sich selbst abfallen, d. h. sich selbst durch Nothwendigkeit nicht untreu werden darf. Was aber nicht nothwendig erscheint, kann nur accidentell gedacht werden, d. h. das erscheint vom Gesichtspunkte des Ganzen nicht absolut nothwendig, sondern setzt im einzelnen bestimmte Möglichkeiten und Bedingungen voraus, die nur unter Umständen und accidentellerweise einen Abfall zum Unvollkommenen herbeiführen können, und die zugleich, was Hegel nicht gethan, erklärt werden müssen. Auch Hartmann in seiner trefflichen Arbeit über die „Philosophie des Unbewußten" suchte neuerdings auszuführen, daß es das sogenannte Unbewußte im Weltall sei, das nothwendig in einen solchen abfälligen, unvollkommenen Zwischenproceß geräth, aus dem es sich schließlich wieder zu befreien sucht. Ist dieser unvollkommenere Zwischenproceß, durch welchen das Unbewußte über sich hinaus zum Bewußtsein strebt, aber ein nothwendiger Act, so muß er auch zur wahren Vollkommenheit führen, und führt er durch geistige Befreiung zur schließlichen Versöhnung mit dem unvollkommenen Bestande der Dinge und somit zu einer tiefen geistigen Vollkommenheit, so ist nicht abzusehen, weshalb das Unbewußte ursprünglich nothwendig in die Zwischenphase jenes unvollkommenen Processes hineingerieth. Denn der Zweck des Weltalls kann nothwendig nur die dauernde Erhaltung der Vollkommenheit fordern.

Gedanken zu folgen, so wenig erscheint er geschichtlich betrachtet als möglich und berechtigt; denn soll eine gewisse Vollkommenheit erreichbar und nicht völlig unerreichlich, somit ziellos sein, so setzt dieser Proceß auch eine geschichtliche Beendigung voraus. Eine Beendigung aber im erreichten Ziele der Vollkommenheit weist nothwendig auch auf einen frühern geschichtlichen Abfall von diesem wieder zu erreichenden Zwecke hin, da sich sonst die Bewegung des Processes und die Geschichte selbst nicht erklären würden. Nun aber ist leicht zu ersehen, daß sich eben dieser Abfall von der Vollkommenheit und Wahrheit nicht totaliter am Weltall ereignen konnte, es sei denn, wir wagten zu behaupten, daß die ewige Wahrheit ihrem vollen Umfange nach von sich selbst abfallen kann, ein Widerspruch, mit dem sich die Wahrheit in sich selbst aufheben und vernichten würde. Da nun eine solche absolute und nothwendige Vernichtung der Wahrheit nicht gedacht werden darf, konnte sich auch jener beregte Abfall nur partialiter und accidentellerweise geschichtlich vollziehen, er repräsentirt daher nur ein accidentelles historisches Zwischenspiel eines Theiles im Weltall, über dessen unnöthiges Anschwellen bis zum unvollkommenen Dasein, das sich wieder zur Vollkommenheit (wie die Bewegung beweist) aufzuheben und zu ihr zurückzustreben sucht, wir geschichtlich wie ästhetisch gesehen nicht im Zweifel

---

Die Wahrheit kann nothwendig nicht von sich selbst abfallen oder über ihr Ziel hinausschießen, das Wesen des Unbewußten wird daher auch niemals mit Nothwendigkeit den von Hartmann vorgeschriebenen psychologischen Entwickelungsgang durchlaufen. Denn entweder das sogenannte „Unbewußte" ist das Unvollkommene, so wird es nun allerdings mit Nothwendigkeit zur höhern Entwickelung streben, allein hiermit auch einen frühern Abfall vom Vollkommenen (also volles Bewußtsein) zur ursprünglich nothwendigen Voraussetzung haben, da das an sich Unvollkommene nur unsubstantiell ist und seinen Halt allein an der durchsichtigen, in sich selbst einleuchtenden vollkommenen Substanz (d. h. am vollen Bewußtsein) findet; oder aber das sogenannte „Unbewußte" ist selbst die „hellsehende", vollkommene Substanz; dann jedoch ist der Abfall ins Unvollkommene an sich nicht nothwendig und „entwickelungsunnöthig", und dieser Ansicht gemäß das Streben zum Bewußtsein im Weltall nicht nothwendig gefordert, somit auch nicht erklärt.

sind. Erklärlich ist es daher, daß es vorzugsweise die Kunstphilosophie (die sich auf die untrüglichen Erfahrungen des innersten Gefühlslebens stützt) ist, welche darthut, daß ein völliger, totaler Abfall vom Normalen, vom Vollkommenen und Schönen dem Gewissen der Kunst und dem tiefen gebildeten Gefühle überhaupt etwas zugleich Unerträgliches, Undenkbares und Widerstrebendes sind. Und sonderbar, je extremer und umfangreicher, selbst nur partialiter angesehen, ein solcher sogenannter Abfall vom ewig Schönen auftritt, um so mehr fühlt sich das gebildete Kunstgewissen beleidigt, und um so mehr also muß die Größe der Unerträglichkeit wachsen und der Entschluß und das Bestreben zur Umkehr aus derselben eintreten. — Diese psychologischen Thatsachen führen uns mit Hinblick auf die Geschichte daher zu bestimmtern philosophischen Resultaten. Spiegelt nämlich das Weltall und der Makrokosmus der Idee der Kunst gemäß die harmonische Weltordnung, so können die daran participirenden ordnungsliebenden Theile einen sogenannten Abfall zur extremen Unordnung nothwendig im größern Umfange und in langer Dauer darin auch nicht dulden, tritt aber dennoch eine solche Unordnung ein, so wird sich die Bewegung der ergriffenen Theilchen um so eher zur Umkehr getrieben fühlen, je schwerer der sich hieraus ergebende Druck der Unerträglichkeit auf ihnen zu lasten beginnt. Auch vom Gesichtspunkte der Kunstphilosophie ergibt sich daher die Wahrheit, daß es in der Construction der vollkommenen Weltordnung liegt, daß sich die mit ihr gegebenen Verhältnisse nicht dauernd und nicht völlig umfassend (totaliter) in die Extreme unerträglicher chaotischer Zustände stürzen lassen. Was aber ebenso wenig völlig umfassend wie ewig dauernd im Weltall vorgehen konnte, das vermochte sich geschichtlich nicht nothwendig, sondern nur unter gewissen Umständen partialiter zu ereignen. Allein gerade unsere irdische Schöpfung als Theil des Weltalls bietet merkwürdigerweise bezüglich einer tiefern ästhetischen Naturbetrachtung ein überreiches Material dar, um die Thatsache zu

erhärten, daß wir uns auf Erden geschichtlich in einem solchen Zwischenzustande befinden, gleichsam einen solchen Abfall vom Vollkommenen durchlaufen, aus dem wir uns ästhetisch und sittlich gezwungen fühlen, wieder zu erlösen. So erklärt sich uns denn das, was uns die ganze irdische Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit zeigt, nämlich der Progreß. Leicht ist es, diesen Progreß in der Geologie sowie in der organischen Welt von der Entwickelung der unvollkommenen Thierstufen bis zum Menschen hinauf zu verfolgen, und im Menschenthume selbst wiederum tritt uns die innere Entwickelung der Geschichte deutlich bezüglich einer sittlichen und geistigen Vervollkommnung entgegen. *Aber sonderbar, was Sittlichkeit und Handlungsweise des Menschen innerhalb dieser Geschichte gerade am allerlangsamsten in Bezug auf ihre Vervollkommnung erreichen, und auch der dem Kunsttriebe mannichfach verwandte Erkenntnißtrieb in der Geschichte noch keineswegs völlig zu erringen wußte, das verwirklichte sich im Gefühlsprocesse der Kunst viel früher, und geschichtlich in einer verhältnißmäßig viel kürzern Zeit.*

Waren es die kunstsinnigen Griechen, welche im Alterthum die Begründer der eigentlichen Philosophie wurden, so wurden diese Völker in gleicher Weise auch geschichtlich die Begründer und Schöpfer einer frühen hohen Kunstvollkommenheit, denn sie waren es, die dem ewig feststehenden Kunstideal, d. h. dem Werthe des Gleichmaßes und der maßvoll schönen Ordnung der Verhältnisse, als Sinnbild der ewig schönen Vollkommenheit und wahren inhaltsvollen Unendlichkeit, einen am meisten lebendigen, deutlichen Ausdruck verschafften. Mit der deutlichen und durchsichtigen Feststellung dieses Ausdrucks begann indessen, wie bereits erwähnt, die eigentliche Kunstgeschichte, während die Vorgeschichte und primitive Entwickelungsgeschichte der Kunst nur denjenigen Verlauf des Processes umfaßt, der von dem ursprünglichen Ausdruck unförmlicher, maßloser Unvollkommenheit bis zur griechischen Kunst-

epoche verläuft. Erst während dieser Epoche, in der sich das gebildete Gefühl und der Formensinn zu einer Höhe erhoben, auf der die Idee der Kunst klar und durchsichtig wurde, schlug die eigentliche Geburtsstunde der Kunst, die frühere urgeschichtliche Zeit gewährt uns nur den Einblick in eine embryonale Entwickelungsperiode.

Nicht geschichtlich so früh wie die Kunst und das durch sie gebildete ästhetische Gefühl erreichten, wie erwähnt, Wille und Erkenntniß im Geiste die Höhe dieses Ziels, sondern wir dürfen vielmehr behaupten, daß der Proceß der sittlichen Handlungsweise ebensowol wie der des Erkenntnißvermögens noch heute weit von diesem Ziele überhaupt entfernt sind. Was aber die Vernunft verhältnißmäßig so früh geschichtlich im gebildeten ästhetischen Gefühle erreichte durch den Hinweis auf die Harmonie, sollte sie das nicht auch im sittlichen Willen und im erkenntnißthätigen Verstande dereinst verwirklichen können? Gewiß, so dürfte man im Hinblick auf die Idee der unendlichen Weltordnung behaupten, es muß dereinst eine solche Epoche für die Menschheit hereinbrechen, in der auch die sittliche Handlungsweise der Menschen diesen durchsichtigen, ansprechenden Ausdruck ihrer Bewegungen und Thaten zu finden im Stande ist, der sich mit den Gesetzen der harmonischen Weltordnung verträgt, wie das Erkenntnißvermögen dereinst im Verstande fest und sicher den wahren Ausdruck für das Ewige und Unendliche übereinstimmend feststellen lernen wird. — Wir haben keinen Grund, uns einer hoffnungsvollen und erhebenden Fernsicht nach seiten der Zukunft auch in sittlicher und erkenntnißtheoretischer Beziehung völlig zu verschließen. Uns indessen beschäftigt hier nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit, und so wenden wir denn unserer Aufgabe gemäß unsere Blicke in die Urzeit zurück, um den frühesten Entwickelungsproceß der Kunst zu übersehen.

9.

Die Entstehung der Kunstidee und die geschichtliche Thatsache der Aberration.

Rückblick auf die erste Ausbildung und Entwickelung der ursprünglichen Kunstfertigkeit. — Das Unförmliche in der urgeschichtlichen Kunst. — Die Leitung der Kunst durch die Religion, und die erste Ausbildung der Künste durch die Priester. — Die Kunstidee, ihre Verwandtschaft zum philosophischen Princip und ihre Entstehung und Abklärung durch die Betrachtung des Makrokosmus. — Gefühl, Erkenntniß und Handlungsweise, verglichen in ihrer verschieden raschen Entwickelung in Bezug auf das Ziel ihrer Bildung. — Die ästhetischen Proportionen und Bewegungen innerhalb der Breite des Schönen und die positiven und negativen Werthe der Dissonanzen und unästhetischen Aberrationen. — Die Harmonie und die sie bekämpfenden Störungen in Bezug auf die Aufgabe des Künstlers. — Die sittlich-ästhetischen Anforderungen an die Bewegungen der Atome im Weltall des Schönen und Hinweis auf die Entstehung der Aberration und des Uebels. — Das Kunstwerk als Sieg der Harmonie über die störenden Conflicte. — Die Gewißheit und Nothwendigkeit in der Wahrnehmung, entstehend durch den begrenzenden Gesammthinblick auf die sich empirisch ausschließenden Unwahrscheinlichkeiten. — Hinweis auf den Werth und Unwerth der kleinen und zu großen Dissonanzen in Bezug auf die sittliche Aufgabe im ästhetisch geordneten Weltall. — Spiegelung dieser sittlichen Aufgabe in dem harmonischen Verhalten der Theile und Theilchen zueinander im vollendeten Kunstwerke.

Wie sich der Intellect anfänglich durch das Vehikel der Sprache, die Religion ursprünglich an der Hand des Familienlebens und der

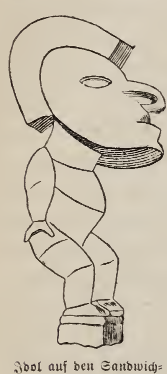
staatlichen Gemeinschaft, später an der Hand der Naturzauberei und des Mythus, endlich aber, wie wir im Folgenden noch genauer sehen werden, an der Hand der von der wahren religiösen Idee durchdrungenen Sittenlehre entwickelt hat, so entfaltete sich die Kunst ursprünglich durch die Stütze der Hand und Fingergeschicklichkeit.

Auch die Thiere zeigen vielfach gewisse Fertigkeiten, auch sie erwerben sich auf Grund angeborener Geschicklichkeit und angeborener Organe eine Reihe von Kunsttrieben, mit ihnen um die Wette aber eiferte ursprünglich die Hand des Menschen. Durch das engere Staatsleben und die mit ihm vorschreitende Arbeitstheilung gewannen die Kunsttriebe eine fertigere Ausbildung. Der Verlauf der Urgeschichte lehrt uns, daß sich schon sehr früh ein sogenannter arbeitender und kunsttreibender Stand in den primitiven urstaatlichen Gemeinden absonderte, ein Stand, der freilich ursprünglich sehr misachtet und sklavisch behandelt wurde; denn zumeist waren es die zum herumstreifenden Jagdleben körperlich Untauglichen, welche sich mit Arbeit, beziehungsweise Kunstthätigkeit befassen mußten.* Allein gerade dadurch, daß die kunstfertigen Arbeiter der Urzeit durch die Umstände mit Nothwendigkeit und Ausdauer auf ihr Geschäft hingewiesen waren, sammelten sich in ihnen die geistigen Kräfte. Kunstfertigkeit und Erfindungsgeist steigerten sich und der Intellect nahm zugleich einen bedeutenden Aufschwung. So, sahen wir, sollten die frühesten kunstfertigen Arbeiter der begabtesten Völker zuerst zu der größten culturbringenden Erfindung, nämlich der Feuererfindung gelangen. Aus diesen Arbeitern gingen später die Flamines hervor, die anfänglich ebenso sehr geschickte Handwerker wie Künstler waren, welche sich später indessen zu primitiven Naturforschern und priesterlichen Zauberern und Heilkünstlern umwandelten.

Mit der Epoche, welche das Auftreten der Flamines in der Urgeschichte der Religion hervorrief, beginnt auch für die vorge-

* Vgl. Buch 4, Kap. 2.

schichtliche Kunst ein neuer Aufschwung. Neben dem uralten Gräberbau entstand nunmehr auch der kunstsinnige Tempelbau, der Bau von Altären und schön geschmückten Opferstätten. Die Plastik, die bisher nur kunstfertig gearbeitete Steinwaffen, einfache Grabdenkmale und vielfache Formen von Tongeräthen aufzuweisen hatte, begann sich jetzt erhabenern Gegenständen zuzuwenden; denn mehr und mehr bestrebten sich die Meister der Bildkunst, die ihnen vorschwebenden Gestalten der Götter zu versinnlichen. So wuchsen die Gebiete der Kunst, und das Streben nach dem Erhabenen trat in den Vordergrund. Aber der eigenthümliche Sturm und Drang, der die Urgeschichte und Vorgeschichte des eigentlichen Kunstlebens kennzeichnet, kommt nicht sogleich zu vollendeten Auffassungen des Erhabenen. Statt das Erhabene mit dem Schönen und dem Unendlichen zu vermählen, treibt es den Geist ins Maßlose und unförmlich Schrankenlose, und die Formen werden nicht schön, sondern häßlich übertrieben und verzerrt. Häßliche Misgestalten treten uns entgegen mit dem herausfordernden Anspruch, als das Erhabene gelten zu wollen. Statt eines ehrfurchtsvollen Charakters und eines sittlich strafenden und doch wohlwollenden Zuges, erscheinen die uns aus dieser Zeit entgegentretenden Darstellungen gemein, widerlich und schreckhaft. Die meisten heutigen Naturvölker haben diese früheste und niedrige Stufe der religiösen Bildkunst nicht überschritten, und auch unter den Culturvölkern des frühesten Alterthums gehören nur wenige Denkmale und Bildwerke schon einer höhern Stufe an. Vieles in Aegypten und Mexico zeigt uns nur das völlig Unförmliche und erinnert uns an das berühmte Idol auf den Sandwichinseln und der Osterinsel. Bis zur furchtbarsten Häßlichkeit ausgebildete Formen


Idol auf den Sandwichinseln.

fand man unter Basaltstatuen, welche am Fuße des Teokallis aufgestellt waren. Es waren Riesenköpfe von Thierrachen umschlossen, welche gierig die Zunge bis zur Brust herausstreckten und im Begriff waren, ein Herz zu verzehren. Aber es sind nicht etwa nur die Anfänge der bildenden Künste, welche uns den Eindruck der häßlichen Maßlosigkeit und Zügellosigkeit verschaffen, sondern viel mehr noch wie die ursprünglich rohen Züge der unförmlichen Baukunst, der Plastik und der mit der rohen Bildschrift beginnenden Malerei, tragen auch die Ursprungsformen der übrigen Künste ganz das nämliche Gepräge. Nicht minder überschwenglich, schwülstig und oft völlig maßlos erscheinen die frühesten Anfänge der eigentlichen Dichtkunst. Nichts ist hier von der schönen, maßvoll gebundenen Form an den begeisterten Redewendungen und prophetisch gespendeten Lehren und Sinnsprüchen aller der Sänger und Priester zu bemerken, obwol wir deutlich durchfühlen, daß sie mächtig vom Sturm und Drang nach dem Erhabenen durchweht werden. Und nicht anders war es mit dem Beginn der ursprünglich noch eng zusammengehörigen Ton- und Tanzkunst. Der Klang der erhobenen Stimme fand noch ebenso wenig klare melodische Formen der Töne, wie die sich in wilden Sprüngen Luft machende berauschende Freude schon ursprünglich taktvolle und maßvolle graziöse Formen der Bewegung fand, die nach schönem Gleichmaße strebten. Wer Gelegenheit hat, nach dieser Seite hin unsere heutigen Naturvölker zu beobachten, der erblickt die Reihe dieser höhern Künste hier noch in ihren primitivsten Formen. In zügellosen, unförmlichen Sprüngen tanzen die Indianer nächtlich um das heilige Feuer, begeistert regen sie die Füße zum wilden formlosen Tanze, auch ihre Stimme wird fortgerissen von der Begeisterung, aber die Klänge die hervorbrechen, sind noch völlig unmusikalisch, die Töne erscheinen wie ein wildes Geheul, oder wie langsam gezogene unschöne Klagelaute. Noch wilder und ungemessener aber erscheinen die Tänze der Zauberpriester, heiserer und häßlicher noch das Geschrei ihrer Stimme.

Ebenso wie der Zauber in seiner Art verzerrte formlose Elemente der wahren Religion durchblicken läßt, so verbindet sich in dieser verzerrten Weise auch damit die Kunst. So ist das mistönende Geschrei und die erhobene Stimme des Zauberers noch kein Gesang, seine ausgelassenen bacchantischen Sprünge noch kein Tanz, und das wirre Geräusch seiner Zauberklapper oder seiner Trommel, um das wilde Geschrei zu begleiten, noch keine Musik, aber dennoch sind es die noch formlosen Anfänge aller dieser höhern Künste. Innig gehen ursprünglich Kunst und Religion in dieser Weise noch Hand in Hand, und schwierig wird es, sie in ihren Anfängen zu trennen. Das Element, das in der Religion zur begeisterten Erhebung und endlich zum Erhabenen treibt, reißt die ursprünglich angeborene Geschicklichkeit und die äußern Kunsttriebe mit sich fort, durchgeistigt sie und theilt ihnen mit von dem Feuer der edeln Begeisterung, welche das Streben zum Erhabenen charakterisirt. So verschwistert sich die bildende Technik, die anfänglich nur den gewöhnlichsten äußern Interessen gedient, sehr früh mit der Religion, und wird, von ihrem Lichte angehaucht, zur Kunst verklärt. Die begeisterte Redegabe läutert sich zur Dichtkunst, und die erhobene Stimme als Ausfluß hoher Beseligung wird allmählich zum Gesange, der sich zu verstärken und zu begleiten sucht durch das Anschlagen klangvoller Gegenstände (wie gegerbte Thierhaut, Stein, Metall, Holz, Stierhörner u. s. w.), und die von der hohen Freude getragene Bewegung gestaltet sich zur graziösen Tanzkunst. So stehen alle Künste durch das Moment des Erhabenen und Erhebenden, das sie in sich bewegen, in innigster Verwandtschaft mit der Religion. Und bei dieser natürlichen Verwandtschaft von Kunst und Religion kann es nicht wundernehmen, daß die alten Völker die Kunst überhaupt von den Göttern ableiteten und namentlich die von den Zauberern und Priestern vorzugsweise geübte Tonkunst als ein ganz besonderes Geschenk der Götter ansahen. Gewiß, der so innig zum Gefühl sprechende Gesang und Klang war ganz besonders dazu geeignet,

den Geist zu erheben und zu begeistern, und merkwürdig früh hat sich das Zauber- und Priesterthum dieser Kunsttriebe bemächtigt, um sie zu bilden und im Dienste der Religion zu verwerthen. Aber nicht nur der Tonkunst, sondern fast aller Kunsttriebe haben sich ursprünglich, wie uns die Geschichte lehrt, die Zauberer und Priester (die ja selbst aus dem bildenden arbeitenden Urkünstlerthum hervorgegangen waren) bemächtigt, um sie zu entwickeln und zu üben und ihnen so einen heiligen und geweihten Charakter zu verleihen, und hiervon macht nicht einmal die triviale Tanzkunst eine Ausnahme. Keinem Stande hat daher die erste vorgeschichtliche Ausbildung der Künste so viel zu danken wie dem Priesterthum. Im Schoße des Priesterthums ging, so dürfen wir mit Recht behaupten, der erste umfangreiche Bildungsproceß der Künste vor sich, und einige derselben haben sich nur erst sehr spät vom Priesterthume selbständiger emancipirt. Während Baukunst und Plastik sich freilich schon früher verselbständigten und später nur ihre edelsten Formen wieder im Dienste der Religion verwerthet wurden, standen indessen Dichtkunst und Tonkunst verhältnißmäßig noch sehr lange unter dem bildenden Einflusse der Priesterwelt.

Wie sich die Religion in den verschiedenen Phasen, die sie äußerlich durchlaufen hat, verhältnißmäßig nur sehr langsam entwickelte, so anfänglich auch die von ihr abhängige Kunst. Formlos und ungezügelt blieben noch lange Zeit hindurch die ersten bedeutendern Kunstschöpfungen. Wie aber die niedrigsten Völker aus dem Stadium dieser widerspruchsvollen, häßlichen Formenschöpfung sich überhaupt gar nicht herausarbeiteten, so erreichten doch auch die begabtern Culturvölker, die mit ihren Kunstproductionen sich bedeutend höher erhoben, keineswegs alle dasjenige höchste Stadium der Kunst, in welchem der Geist durch seine Schöpfungen zeigt, daß er das Räthsel gelöst und in das eigentliche Geheimniß der Aesthetik eingedrungen ist. Es war daher im Alterthum genau genommen nur einem höher begabten Culturvolke beschieden, ein tieferes Verständniß

für die Kunstwahrheit zu entwickeln, und dieser Volksstamm waren die Griechen.

Wenn es wahr ist, daß der Erkenntnißtrieb in der Art seines innern Verhaltens Verwandtes zeigt mit dem äußern Kunsttriebe, und daß er wie dieser, nur auf einem andern Wege und mit andern Mitteln, doch dasselbe Ziel der höchsten ewig schön erscheinenden Wahrheit anstrebt, um in ihr den wahren Ausdruck für das Unendliche und Unvergängliche festzustellen, so kann es psychologisch nicht wundernehmen, daß es die mit dem tiefsten innern Erkenntnißtriebe ausgestatteten Griechen zugleich waren, die auch in der Kunst sehr früh den höchsten Triumph feiern sollten. Als die Schöpfer und Begründer der eigentlichen Philosophie wurden die Griechen daher auch zugleich die Schöpfer der wahren und eigentlichen Kunst.

Allein haben auch die Griechen in fast allen Künsten sich in hohem Maße dem Kunstideale genähert, und schien ihnen vor allen übrigen Völkern die große Aufgabe zuzufallen, den Schleier der Isis in dieser Beziehung zu zerreißen und das Geheimniß der Kunst allgemeiner zu enthüllen, so war die Annäherung und der Uebergang zu dieser höchsten Stufe doch auch bei ihnen nur ein langsamer Proceß, von dem nicht in gleichem Maße und zu gleicher Zeit alle Künste und Kunsttriebe zugleich ergriffen wurden. In diesem Sinne, und zwar nur in diesem, kann man behaupten, daß die Künste als solche nicht alle gleichalterig sind, obwol der Anlage und Aeußerung nach alle Kunsttriebe im Menschen ursprünglich nebeneinander gleichzeitig ausgesprochen erscheinen.

Nicht mit Unrecht hat man die Dichtkunst in diesem Sinne als die erste und älteste wahrhafte Kunst bezeichnet; denn in ihr war bereits deutlich eine hohe Annäherung an das eigentliche Kunstideal zur Entwickelung gediehen, als die übrigen Künste alle noch im Formlosen und Maßlosen umherschwankten. Früher wie in allen übrigen Kunstthätigkeiten bildete sich in der erhabenen und erhebenden Redeweise der religiösen Sänger und Psalmendichter jene er=

greifende, gebundene, maßvollere und schöne Form, in der ein angewandter Accent sowie Rhythmus und Gleichmaß deutlich erkennen lassen, daß im Gefühle ahnungsvoll neben dem Erhabenen auch die wahre und richtige Idee des Unendlichen als des ewig Schönen und des dauernd Vollkommenen emporzusteigen begann. Maßvolle durchsichtige und übersichtliche Eintheilung, Gleichmaß der Verhältnisse und Rhythmus der Bewegungen erscheinen ja ohne Zweifel als die Grundformen jener ewig schönen und damit allein erhabenen Unendlichkeit, die sich im Weltall ausgesprochen findet. Nicht im Chaotischen, Maßlosen und völlig Willkürlichen kann sich das Weltall dauernd erhalten, nicht in die Extreme dieser unerträglichen Verhältnisse läßt sich sein Aufbau stürzen, sondern die sich im Weltganzen bewegenden Theile suchen die gesetzliche Ordnung und fühlen sich zur Aufgabe getrieben, diese ewig schöne, allein wahrheitbringende, sich harmonisch und rhythmisch gestaltende Weltordnung zu erhalten. Wie weit sich daher auch unter den auf die verträgliche Ordnung gesetzlich hingewiesenen kleinsten Theilchen des Weltalls durch allmähliche Hingabe an kleinste unnormale Bewegungsdifferenzen (Dissonanzen) mit der Zeit durch das Anwachsen derselben Einseitigkeiten, und vom Gesichtspunkte der Ordnung betrachtet, Aberrationen ergeben, wie weit sich thatsächlich in der Welt durch Ansammlung störender Elemente eine Anarchie unter Umständen bis zum gewissen Grade verwirklichen mag, und so sehr ein Chaos demgemäß geschichtlich wachsen und sich ausbreiten kann — der Makrokosmus wird nicht müde werden, Widerstände hiergegen zu organisiren, um diese Dissonanzen zu bekämpfen. Mit andern Worten, die Majorität der Wesen und Atome im Weltall wird die Ordnung bewahren und die Minorität der störenden Elemente stets einschränken und zurückdrängen. Aber dennoch ist die Möglichkeit des Wachsthums auch der Dissonanz und Störung gegeben, und um denselben vorzubeugen, müssen dieselben schon im Keime bekämpft werden. Zu allen Zeiten freilich hat es Geister gegeben, welche die um sie

her vorgehenden geschichtlichen Thatsachen der Aberration, d. h. die Erscheinungen des Elends, der Krankheit, der Misgestaltung, der Disharmonie sowie der Anarchie und des Chaos als Formen vertheidigen, die im Weltall (Makrokosmus) sein sollen, weil auch sie, wie man annimmt, zur Harmonie des Weltganzen stimmen und der unästhetische Eindruck, den diese Erscheinungen hervorrufen, nur subjectiver Natur sei. Aber man frage diese mit der Aesthetik so wenig betrauten Geister, ob sie ihren gesunden Körper mit dem eines Aussätzigen vertauschen möchten, man frage die Mehrheit derer, die unter der Sonne athmen, und diese Mehrheit wird diese Frage auf der Erde entscheiden, ohne daß wir nöthig hätten, den einsichtigen Staatslenker zu fragen, der seine ganze Verantwortlichkeit fühlt, sobald er hinsichtlich des Fortschritts, der sich in einem Staate Bahn brechen will, dieser Bewegung den reformatorischen gesunden Entwickelungsgang zu ertheilen im Stande ist, während er von Ordnungsstörern gedrängt wird, der Revolte diese Bewegungen zu überlassen. Mit den Bewegungen des Weltalls ist es nicht anders, und eine Anarchie des Makrokosmus ist dem Philosophen kein zugänglicher Gedanke. Aber die Weltgeschichte lehrt uns, daß sich das Uebel der Anarchie und des Chaos bis zum gewissen Grade thatsächlich zu vollziehen im Stande sind, und die vorgefundenen Verhältnisse der organischen Welt unsers Planeten beweisen historisch, daß sich Aberrationen oft sogar in verhältnißmäßig sehr hohem Maßstabe verwirklichen können, sodaß wir selbst im Cultur- und Staatsleben fortdauernd die Mächte fürchten, welche sich jederzeit von neuem zur Anarchie und zu socialen Aberrationen gezogen fühlen, um die Errungenschaften des ganzen gesitteten Culturlebens in Frage zu stellen. Im Weltall herrschen überall die nämlichen Gesetze, dennoch sind drei Grundbewegungen und Richtungen möglich für die Summe der Einzeltheilchen, welche dasselbe umschließt. Die eine dieser Richtungen ist die normale und die gesetzlich vorgeschriebene, neben und in ihr dagegen treten die Bewegungen von Fortschritt und Rückschritt

auf; denn die Bewegung ist geschichtlich betrachtet keine absolute Größe. In der Natur gibt es überhaupt nichts Absolutes, und wie wir uns vergeblich bemühen, eine Species in der organischen Formenwelt ihrer Erscheinung nach als absolut aufzuweisen, so streben wir ebenso vergeblich nach einem absoluten Maße jener Grundbewegung, welche das Weltall geschichtlich beherrscht. Nicht als wenn wir eben diese das Weltall durchzitternde Bewegung in ihrer Gesetzlichkeit leugnen könnten, das wäre unmöglich; denn dem Naturhistoriker macht sie sich bemerkbar in den Kräften, welche den Krystall zur Bildung treiben, in den Bahnen, in welchen die Weltkörper das Himmelsgewölbe durcheilen und in den organischen Gestaltungen; aber wir begingen einen Irrthum, wenn wir für den Ausdruck aller dieser Bewegungen nach einem allgemeinen Maße suchten, dessen Größe so absolut wäre, daß in ihr auf dem Wege unendlich kleiner Differenzen keine Abweichungen innerhalb gewisser Grenzen stattfinden könnten. Gäbe es diese Aberrationsmöglichkeit innerhalb des gesetzlichen Causalnexus nicht, so wäre vom Gesichtspunkte der gesetzlich normalen Durchschnittsbewegung aus gesehen, in der Weltgeschichte kein Fortschritt und kein Rückschritt, d. h. die Geschichte selbst nicht möglich, denn die geschichtliche Bewegung wäre in sich selbst alsdann unbestimmbar, weil der Fortschritt in der Geschichte nur seine erkennbare Bestimmung gegenüber dem möglichen Rückschritt erhält. Die Bewegung des Unendlichen kann aber nicht geschichtslos sein; denn geschichtlich unbestimmt und zugleich ziel- und zwecklos erscheint das Unendliche in seinen Bewegungen nur unter den Formen des ordnungslosen und leeren Chaos. Das Abfallen der geschichtlichen Bewegungen nach seiten dieser negativen Grenzen hin kennzeichnet eben den Rückschritt gegenüber der geschichtlichen Bewegung, die sich innerhalb der normalen ästhetischen und harmonischen Weltordnung abspielt. Aber die gesetzliche Grundbewegung, welche die geschichtliche Weltordnung repräsentirt, sagten wir, ist ihrer Richtung nach keine absolute Größe, welche innerhalb gewisser

Grenzen die Aberration ausschlösse, und fürwahr, wie wäre ohne Hinblick auf diese Grundwahrheit die bewegende Kraft in der geschichtlich organischen Welt, deren Transmutations- und Aberrationsfähigkeit nach seiten der verschiedensten Differenzen der größte unserer heutigen Naturforscher thatsächlich nachzuweisen im Stande war, zu verstehen? Mit Rücksicht auf die Thatsachen, welche uns in so reichlichem Maße die geschichtlichen Bewegungen des organischen Lebens bieten, die continuirlich zusammenhängen mit den geschichtlichen Grundbewegungen, welche den Makrokosmus durchbeben, läßt sich allein das Problem lösen, das uns die geschichtliche Forschung hinsichtlich der Begriffe von Freiheit und Nothwendigkeit stellt. — Wir müssen zuerst in Bezug hierauf unterscheiden zwischen dem gesetzlichen Causalnexus (unter dessen Bewegungen sich ausnahmslos alle Erscheinungen im geschichtlichen Weltall vollziehen) und der Richtung, welche geschichtlich der Verlauf des Causalnexus einhält. Vollzieht sich geschichtlich alles natürlich und gesetzlich, d. h. alles durch den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, so vollzieht sich der geschichtliche Verlauf des Causalnexus dennoch nicht ausnahmslos nach einer einzigen gegebenen Richtung hin. Denn gäbe es nur eine absolute, d. h. eine einzige Richtung für die Bewegung aller Theile und Theilchen im Weltall, so liefe alles parallel und die physikalische thatsächliche Wechselwirkung der Dinge wäre hiermit ebenso wie alle Geschichte aufgehoben. Andererseits, gäbe es gar keine vorgeschriebene Richtung für die Summe der Theilchen im Weltall, so flösse alles durcheinander wie im tiefsten Chaos, und auch hier wäre, wie schon erwähnt, die natürliche physikalische Wechselwirkung ebenso wie die Geschichte wiederum aufgehoben. Daraus folgt, daß es im geschichtlichen Causalnexus keine völlig absolute und keine völlig dissolute Bewegung und Richtung der Theilchen geben kann. Anders ausgedrückt, im gesetzlichen Verlaufe der Dinge kann es keine so starre Nothwendigkeit geben, daß wahrscheinliche Differenzen der Aberrationen der Richtung unter den Bewegungen völlig ausgeschlossen

seien, während andererseits keine solche Richtungs- und Bewegungsfreiheit hierin möglich ist, daß unwahrscheinliche Abweichungen oder Sprünge sich verwirklichten. Somit ist das, was wir Gewißheit im geschichtlichen Weltall nennen, mit Hinblick auf die Richtung des gesetzlichen Verlaufs nur der empirische Gesammthinblick auf alle unwahrscheinlichen Abweichungen der Bewegungen, die im Augenblicke denkbar sind. In der Geschichte, welche es vorzugsweise mit der Beobachtung der Richtung der Bewegungen und Dinge auf dem Grunde des gesetzlichen Causalnexus zu thun hat, läßt sich daher nichts absolut vorausberechnen, sondern nur mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung ein annähernd richtiger Schluß gewinnen. Denn Rückschritt und Fortschritt, Vorwärtsbewegungen und Umwege sehen wir häufig die geschichtliche Richtung thatsächlich einschlagen, und so unwahrscheinlich es in Bezug auf die Geschichte des Makrokosmus ist, daß binnen kurzer Zeit das Weltall sich in ein Chaos stürzt, weil uns empirisch die Anordnung und Bewegung der Gestirne eine tiefe, dauernde und unbezwingliche Ordnung erkennen läßt, sowenig hindert dieser empirische Einblick in die unbezwingliche Ordnung des Makrokosmus, daß wir leider andererseits, sobald wir unsere Blicke den Gebieten des Mikrokosmus, d. h. unserer nächsten Umgebung, zuwenden, die empirische Thatsache wahrnehmen, daß die Ordnung hier geschichtlich nicht überall so gefestigt ist, daß die Anarchie und die Verwirrung der socialen Verhältnisse ebenso unwahrscheinlich sind wie in der Geschichte des Makrokosmus. Im Gegentheil, die Ereignisse unsers geselligen Lebens, ebenso wie die Ereignisse auf dem Gebiete der organischen Schöpfung unsers Planeten beweisen es nur zu deutlich, wie leicht und wie rasch sich ein Umschlag der Richtung hinsichtlich edler Bestrebungen zu vollziehen im Stande ist. Erklärlich ist es daher, daß wir im Gemüth so tief den Abstand in der Geschichte des Makrokosmus und unserer engern planetarischen Entwickelungsgeschichte fühlen, sodaß wir unsere innern sittlich-ästhetischen Grundanschauungen nur so schwierig mit den Er-

eignissen unserer äußern nächsten Umgebung in Harmonie zu setzen wissen. Versetzen wir uns nun in die Geschichte der Urzeit zurück, so lehrt sie uns, daß es damals auf Erden für die Geschöpfe des Schönen und Gefälligen noch wenig gab. Im Gegentheil, Jammer, Elend, bösartige Krankheiten, häufig ausbrechende Hungersnoth traten mit ihren Erscheinungen zunächst in den Vordergrund. Kein Wunder daher, daß die Lieder der Alten voll sind von Anrufungen und Gebeten, daß die Götter dieses Elend von ihnen abwehren möchten. — Aber die Grundanschauung der harmonischen Ordnung, der Regelmäßigkeit und des proportionirt gebauten Ganzen, die auf eine schöne und wohlberechnete Eintheilung und auf einen dauernden Frieden hinweist, fand sie nicht jetzt der zum Erhabenen gestimmte und sehnsuchtsvoll emporblickende Menschengeist, trotzdem er um sich her in seiner Nähe noch so viel des Zügellosen und Wilden sah, thatsächlich ausgesprochen in den Erscheinungen am Makrokosmus und in der Harmonie der Sphären, auf welche der regelmäßige Verlauf der Gestirne so deutlich hinwies? Und fürwahr, wie konnte der von der Religion zum Erhabenen gezogene Menschengeist die Erscheinungen des Makrokosmus mit ihrem rhythmischen friedlichen Wandel und ihrer beglückenden Eintracht, die sie in so ergreifender Weise spiegeln, vom irdischen Jammerthale aus betrachten, ohne erfaßt zu werden von jenem beseligenden Gefühle, das den Sinn nicht nur zum sittlichen Frieden führt und zur Gerechtigkeit stimmt, sondern auch ebenso den Geist zur schönen maßvollen Form hinleitet, an der allein eben dieses Gefühl ein dauerndes Wohlgefallen findet. Wie erklärlich daher, daß die so vielfach zum Himmel blickenden Magier und priesterlichen Sterndeuter der Urzeit auch unwillkürlich zum regelmäßigen Bau der Worte in ihren von Begeisterung getragenen Reden und Gesängen gezogen wurden, um damit allmählich die Pforten des Kunsttempels zu öffnen und dem Kunstideale der schönen, maßvollen und durchsichtigen Ordnung einen ersten hervorragenden Ausdruck zu verschaffen.

Es wird sich nicht behaupten lassen, daß es nur erst die Griechen waren, welche die erhebende Redeweise und die von begeisternden Gedanken getragene Sprache zur eigentlichen kunstfertigen Dichtung gestalteten; denn immerhin müssen wir zugeben, daß andere Volksstämme, wie beispielsweise Inder und Hebräer (wir erinnern an die Psalmen), gleichfalls schon sehr früh in Hinsicht auf die Ausbildung dieses Kunsttriebes hervorragende Talente verriethen. Aber es ist sonderbar, daß die genannten Völker in Bezug auf die Ausbildung der in ihnen angelegten und vielleicht bei ihnen sogar früher zur Entwickelung gekommenen Kunsttriebe dennoch nicht jene Stufe erreichten, auf welcher wir mit Recht die Griechen später bewundern. — Nachdem sich ursprünglich das Wesen von Gleichmaß, Regelmäßigkeit und schöner harmonischer Ordnung innerhalb eines Kunsttriebes unter einzelnen hervorragenden Völkern eine durchschlagende Geltung verschafft hatte, da verbreitete sich allmählich nunmehr der Sinn dieser Ideen und Formen auch auf die Reihe der übrigen Künste. Der Gesang wurde gemessener und der Klang in seiner Anwendung rhythmischer, ebenso der Tanz. Die bildenden Künste hingegen arbeiteten sich nur mit Mühe und ganz allmählich aus der Tiefe der Unförmlichkeit hervor, um sich dem wahren Wesen der Kunst anzuschließen. Aber gerade diese Künste, nicht minder wie die andern, haben sich bei keinem Volke in so reiner Weise in dem neuen Lichte der echten Kunstidee verklärt, wie bei den Griechen. Mit den Griechen beginnt daher eine neue Epoche der Kunstgeschichte; denn erst hier gewannen die Künste insgesammt jene hohe und eigene Selbständigkeit, durch welche sie sich später neben Religion und Wissenschaft eigenthümlich fortzubilden im Stande waren, erst hier erreichten sie insoweit die Höhe des Ideals, als die ausgebildeten Formen dasselbe durchsichtig machten und klar erkennen ließen.

Doch mit dieser großen Kunstepoche begann auch für den wachsenden Menschengeist, und insbesondere für

das sich ausbildende Gefühl ein neuer ungeahnter Aufschwung. Der neu gebildete Sinn für Regelmäßigkeit, Rhythmus und harmonische Verhältnisse führte den Geist in ein neues Reich wunderbar tiefer Offenbarung. Schienen doch Gefühl und Empfindung jetzt gefunden zu haben, wonach sie unbewußt sich gesehnt hatten, begannen sie doch jetzt deutlicher den hehren Zweck des Weltalls, den wahren Inhalt des Unendlichen und Unvergänglichen und den Werth des lebendigen Daseins zu ahnen. Fühlte der Geist doch nun unmittelbar, daß im Gleichmaße, in der edeln Proportion, im Rhythmus und in der Harmonie sich eine ununstößliche Form der unendlichen Wahrheit ausgesprochen findet, die ihn bei ihrer Betrachtung und Hingabe begeistert und sittlich veredelt.

Freilich war es nur eine innere unmittelbar sprechende Stimme, welche diese Offenbarung dem Geiste verkündete, doch diese Stimme genügte, um die Kunst zu fördern und das Gefühl sittlich und erhaben zu durchgeistigen. Aber der volle umfassende Menschengeist wurde hiermit noch nicht völlig geläutert, und in Zweifel versunken, schenkte er nicht immer dieser unmittelbaren Stimme der Kunst Gehör; denn förderte er auch die Künste und verwirklichte er in Werken mehr und mehr ihre unendliche Idee, so schwankte er doch nur zu oft mit seinen sittlichen Thaten, um der ästhetisch ansprechenden Gerechtigkeit auch im Gebiete des Handelns zu gehorchen. Der Geist des Handelns erwies sich indessen noch widerspenstig, er war noch nicht ergriffen und gebildet genug, um sich von der tiefern Offenbarung des veredelten Gefühls, das zur Schönheit sich gezogen fühlte und das der sittlichen Gerechtigkeit das Wort redete, leiten und erziehen zu lassen. Und nicht minder zügellos und widerstrebend erwies sich gleichfalls noch der zweifelnde Erkenntnißtrieb, der, sich mit der Kunst verwandt fühlend, ahnte, daß er einem gleichen Ideale zur Feststellung der unendlichen unumstößlichen Wahrheit nachzustreben habe.

Aber so verwandt das Streben und die Thätigkeit der Erkenntniß

mit der Kunstthätigkeit war, so sehr waren dieselben in ihren Bewegungen noch unwillkürlich beeinflußt durch die schwankende Bildung des unlautern und widerspruchsvollen Geistes des Handelns. Was das Gefühl ahnte und unmittelbar und gleichsam unbewußt in den Kunstschöpfungen festhielt, das konnte sich noch nicht im Gebiete der nach außen strebenden Handlungen und ebenso wenig im Gebiete der innern Erkenntniß eine volle Geltung verschaffen; denn in der That fühlte sich die Handlungsweise und die Erkenntniß nach außen hin noch beengt, und durch unlautere Widerstände und wahrgenommene Widersprüche in der Umgebung gedrückt. Die Harmonie, die das Gefühl bereits kannte und in Bezug auf den Makrokosmus ahnte und erblickte, stand noch im Widerspruch zu den unsittlichen Vorgängen der engern alltäglichen irdischen Umgebung und den engern sinnlichen Erfahrungen des Lebens. So fand sich die nach außen hin strebende Handlungsweise ebensowol wie die Erkenntniß des Geistes mitten in einem wilden äußern Kampfe, der nur erst nach und nach durch die edle Herrschaft der innern Gefühle und deren Aufklärung bezwungen werden konnte.

Das der Kunst verwandte Erkenntnißvermögen, das beeinflußt ist von den Widersprüchen des handelnden Geistes und denen der nächsten sinnlichen Umgebung, steht psychologisch gleichsam mitteninne zwischen Gefühl und Handlung, es erblickt hier den widerspruchsvollen Kampf der von außen gedrückten Handlungen, und sieht dort die innern Mächte des begeisterten und geläuterten Gefühls; so hat es eine Rolle der Vermittelung zu spielen, die im wahren Sinne des Wortes erziehend wirkt.

Eilte in dem sich entwickelnden Menschengeiste das Gefühl in der Bildung geschichtlich allen übrigen Trieben und Kräften des Geistes voraus, so sucht ihm geschichtlich zunächst die Erkenntniß zu folgen, um endlich durch die Macht der Bildung auch den Geist des Handelns im Sinne der Aesthetik, der Wahrheit und Gerechtigkeit zu veredeln und sittlich umzuformen. So wirkt die Offenbarung,

die dem Gefühle im Laufe der geistigen Entwickelung, insbesondere durch den Verlauf der religiösen Entwickelungsgeschichte (die auf wunderbaren Wegen, wie wir sahen, den Geist angeleitet hatte, den Blick auf das Erhabene und auf die Wunder des Makrokosmus zu lenken, um ihm hier die ästhetische Harmonie und den sittlichen Frieden, der aus ihnen spricht, zum Verständniß zu führen) zutheil geworden war, unmittelbar aufklärend und beseligend. Diese tiefere Aufklärung bereitete, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, zugleich geschichtlich im Geiste den Boden des Verständnisses vor für die belehrenden und ermahnenden Worte und Thaten der großen Religionsstifter, welche mit der Kraft ihrer Bildung und ihrem Beispiel sich an die Zügellosigkeit des Willens und der damit verbundenen unsittlichen Handlungsweise wenden, um dieselbe von ihrer Unvollkommenheit zu erlösen und ihr den Weg der Regeneration zum Ziele des sittlichen Ideals gleichfalls vorzuschreiben.

Betrachten wir nun im Sinne der Kunstphilosophie alle einzelnen Künste und Kunstformen, sehen wir zu, wie jeder Kunsttrieb mit Bezug auf das Material, durch welches er dem Ideale Ausdruck zu verschaffen bestrebt ist, nach dem gleichen Ziele ringt, so werden wir alle verschiedenen Künste gleichmäßig schätzen lernen. Strebt jede Kunstform auch auf ihrem eigenen Wege, so führen alle Wege doch zum gleichen Ziele. War einmal das Kunstideal im Gefühle lebendig geworden, hatte der Geist Verständniß gewonnen für die ansprechenden Formen von „golden geschnittenen“, d. h. kunstsinnigen Proportionen, rhythmischen Bewegungen und harmonischen Klängen, so war den Meistern der Kunst der Weg zum idealen Ziele deutlich vorgezeichnet. Dieser Weg lag vor ihnen in einer maßvollen „Breite des Schönen“; innerhalb dieser Breite lagen unzählige von wahrscheinlichen, schönen und ansprechenden Formen, welche den künstlerischen Bildungsgeist zur Erfindung herausforderten, ihm aber auch zur Aufgabe machten, sich nicht einseitig den Grenzen zu nähern, die von der mittlern Schönheitsbreite fortführten nach seiten des

Unschönen und Häßlichen. Wohl konnte es innerhalb der „Breite des Schönen“ noch feinere Züge von Schatten und Dissonanzen geben, diese mußten sogar bis zum gewissen Grade aufgenommen werden, um durch den zart angedeuteten Gegensatz den Reiz und den unendlichen Werth des Schönen zu erhöhen. Aber mit der feinfühligen Aufnahme dieses nur unendlich zart angedeuteten Gegensatzes war die Möglichkeit eines einseitigen Wachsthums desselben gegeben, das bekämpft werden mußte. Diese fein hineinspielenden Schatten und Dissonanzen waren in ihrer unendlich zarten Andeutung noch positiv störungslos und praktisch daher für die Vollendung des Ganzen von verwerthbarem Charakter, aber sie konnten sich einseitig summiren, verdichten und so einen negativ praktischen Störungswerth annehmen, der das Kunstwerk in seiner Vollkommenheit und Schönheit entstellte. Dieser negative Störungswerth mußte daher bekämpft und überwunden werden, und fürwahr, je mehr die Anlage eines Kunstwerkes in ihrer Großartigkeit beweist, daß dem schöpfenden Künstler die Conflicte mit den sich verdichtenden Dissonanzen und Störungen nicht ganz erspart werden, obwol der Beurtheiler sieht, daß er diese Conflicte trotzdem besiegt und beherrscht im Hinblick auf die Harmonie, welche durchsichtig das Ganze zur Schau trägt, um so erhabener und werthvoller erscheint uns die Kunstschöpfung. So spiegelt uns das echte Kunstwerk den wahren Werth derjenigen Form, in welcher sich das Unendliche als Unvergängliches darstellt. Ahnungsvoll bemerkt in ihm die Erkenntniß, daß die störenden unvollkommenen Dissonanzen (die hervorgehen aus unlautern Conflicten der Bewegungen der Theilchen), sobald sie auftreten, nur von accidentellem Werthe sein können, so sehr sie auch im einzelnen anschwellen und zeitweise den Ueberblick umdunkeln mögen, und nicht minder ahnungsvoll erkennt in ihm der Philosoph, daß es für alle Atome und Individuen eine innere, tiefe, sittliche Aufgabe gibt, durch welche allen ordnungsliebenden Wesen des Weltalls, ähnlich wie dem Künstler, zur Pflicht gemacht wird, die unendlich

zarten und in dieser Form noch praktisch störungslosen „Dissonanzen“ nicht zu einer extremen, thatsächlich störenden Größe heranzuziehen und anwachsen zu lassen, in welcher Größe und Summe sie allein erst als Formen des Uebels auftreten, die nach physischer und moralischer Seite drückend empfunden, nur zu oft zu unlautern Thaten Veranlassung geben, welche die Wesen untereinander zu immer weitern unerträglichen Conflicten führen. So ergibt sich uns hier, wo wir den sich entwickelnden Menschengeist begleitet haben, bis zu der Stufe, da er das Auge auf den Makrokosmus richten lernte, um in seiner Erscheinung die Gewißheit der ewig schönen und erhabenen Weltordnung zu ahnen und die Höhe der Unwahrscheinlichkeit zu ermessen, welche die Totalität dieser Ordnung zu stürzen im Stande ist (um freilich ebenso im Hinblick auf das Jammerthal der Erde nur zu tief den Contrast zu empfinden, der die Erscheinungen des Mikrokosmus auf unserm Planeten von dieser Ordnung trennt), ein Fingerzeig, von dem aus sich auch das geschichtliche Problem über das Uebel mit Hinblick auf die Thatsachen lösen läßt. Wer sich den Ueberblick über die Geschichte bewahrt, der wird angesichts der Thatsachen nicht davon zu reden wagen, daß die Erscheinung des Uebels und des Elends, sei es moralisches und sociales oder physisches Elend, vom tiefern Gesichtspunkte gesehen, nur von relativer und subjectiver Bedeutung sei. Es ist sonderbar genug, daß es Philosophen gegeben hat, welche derartige Ansichten, die sich historisch so wenig beglaubigen, zu vertheidigen wagten. Was wäre denn im Hinblick auf die Zustände des Elends, welche die Wildheit und Roheit mit sich führen, das gemeinsame objective Streben nach Cultur in der Geschichte, wenn ein solches Bestreben sich nicht geschichtlich aus der ganz allgemein getheilten Auffassung aller herleitete, daß wir mit einer höhern Gesittung unerträglichen Verhältnissen und Drangsalen entgehen, denen das uncultivirte gemeine Dasein fortdauernd ausgesetzt bleibt. Hungersnoth und Pestilenz, Erscheinungen, welche in so

hohem Maße das noch uncultivirtere Leben der Urvölker heimsuchten und beängstigten, wurden zu allen Zeiten, und selbst von den niedrigsten Völkerstämmen, als furchtbare Drangsale angesehen, denen man durch gemeinsame Maßregeln, wo es sich thun ließ, zu entgehen suchte. Soweit das Leben auf unserm Planeten athmet, mußten ihm diese Grundstörungen und Hemmungen seines Daseins thatsächlich als Uebel erscheinen. Aber wie diejenigen Weltweisen, welche im Hinblick auf die Geschichte das Uebel völlig leugneten und seine Subjectivität behaupteten, ihre Augen den Thatsachen verschlossen, so übersehen andere, denen die Blicke in die Geheimnisse des psychologischen Lebens verschlossen sind, daß nicht alle Formen der Unlust und Hemmung des Lebens schon ein Uebel sind. Denn wie wäre eine Lust nur denkbar, wenn sie nicht durch die sanften Wellen des Schmerzes in ein bestimmtes Licht gestellt würde. Wie das helle Licht nicht ohne die zarten Züge des Schattens, so ist auch die Lust nicht ohne den Schattenflor von sanftern Unlustwellen denkbar. Nicht Unlust und Schmerz in ihren sanften Erscheinungen an sich sind bereits ein Uebel, sondern nur der Sturm, der diese sanften Wellen, in denen sich unser Leben schaukelt, zu schäumenden wilden Wogen zusammentreibt, um die Gefühle aller gleichmäßig hiermit in ein Chaos zu stürzen, erst dieser Sturm bringt das Uebel zur furchtbaren Erscheinung. So wie der Orkan entsteht, so entsteht das Uebel. Anfänglich sind es nur sanfte abwechselnde Wellen von Lust und Schmerz, in denen sich die Wesen wie Lufttheilchen im sanften Winde normalmäßig schwingen, aber als wenn sich diese Theilchen darin gefielen, böswillig einem einseitigen Zuge zu gehorchen, thun sie sich aberrativ zusammen zu einer gleichgewichtslosen einseitigen, furchtbaren Strömung, und je einseitiger diese Strömung wächst, um so mehr reißt sie andere Theilchen in diese für alle furchtbar werdende Bewegung hinein, und die gewachsene Masse schwillt an zum Sturme, und der tobende Sturm, der die Bäume zu entwurzeln beginnt, gestaltet sich zum alles verheerenden Orkan, dessen unaufhaltsame Kraft

das Weltall zum Chaos mit sich fortreißen könnte, hätten sich nicht inzwischen von innen und außen Widerstände organisirt, welche den furchtbaren dämonischen Fluß der entfesselten Masse hemmen und zum Austoben bringen. Wie den Theilchen des sanft und harmonisch vom Lichte bewegten Luftmeeres, so ergeht es den lebendigen Atomen und Wesen des Weltalls, sie schaukeln und sonnen sich ästhetisch in den abwechselungsvollen sanften Kräuselungen von Licht und Schatten, von Lust und Unlust, aber wehe, wenn sie sich aberrirend einseitig aus dem normalen Spielraum ihrer Schwingungsweite begeben und mit wachsender Größe zu einer störenden Bewegung sich zusammenrotten, um die Ordnung zu entfesseln; erst dann, ungehemmt fortschreitend in dieser schiefen Richtung, verwirklichen sie für alle die Erscheinung des Uebels mit seinen Schrecken. In der ästhetischen Weltordnung herrscht somit trotz der Wellen von Lust und Wehmuth das Uebel nicht, es muß und soll daher nicht erscheinen; aber mit der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit seines partialen Auftretens in derselben erwächst zugleich allen Theilchen die sittliche Aufgabe, sich einer ästhetischen normalen Bewegungsrichtung zu bestreben, um die Harmonie des Ganzen zu erhalten. Und was wäre im ästhetisch geordneten geschichtlichen All das Leben aller zur Ordnung gezogenen Atome und Theilchen, wenn sie ganz ohne jegliche sittliche geschichtliche Aufgabe wären? Müßten sie in einer Welt ohne jede Aufgabe nicht durch Langeweile umkommen, um im dauernd gleichförmigen Genusse jedes edeln Strebens zu entbehren. Sonderbar, so lehrt uns die Kunst ebenso wie das sittliche Leben und die Geschichte die zarten Schatten und Dissonanzen gleichmäßig schätzen; denn dieselben bedingen nicht nur den sanften Wechsel des Daseins, sondern indem mit ihnen die Möglichkeit ihres Wachsthums und ihrer unrechtmäßigen Ansammlung (Aberration) gegeben ist, rufen sie in allen Theilchen das Streben wach, durch ihr sittlich ästhetisches Verhalten die Unwahrscheinlichkeit einer Gesammtstörung so hoch zu machen, daß die Erhaltung des Ganzen

als Harmonie zugleich geschichtliche Gewißheit bleibt. Ich unterlasse es, an diesem Orte die Philosophie hierüber fortzuspinnen, und weise nur darauf hin, wie mannichfaltig die Ergebnisse der Kunstphilosophie ebensowol für die Sittenlehre wie für die Erkenntnißtheorie erscheinen, sobald wir uns bemühen, Gefühl, Erkenntniß und Willen im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Entwickelung zu betrachten.

Der Sieg des Schönen und der Harmonie über die ihr aufgegebenen Conflicte, die sich aus summirenden unendlich feinen Differenzen, Dissonanzen und Schattenelementen gestalten, der ist es, der uns in den hehren Kunstwerken daher so unendlich tief hinreißt und fesselt. Wie erhebend und herrlich muthen uns in dieser Beziehung die großartigen Bauwerke der griechischen Kunstepoche an! Wie geheimnißvoll und doch beredt spricht zu uns die hier ausgesprochene richtige Proportion der Verhältnisse in der Architektonik der Bauwerke, wie „golden geschnitten" erscheinen uns hier die Eindrücke des Aehnlichen und Unähnlichen, und wie sehr sich auch in zartester Weise die widerstrebenden Elemente als Misverhältnisse angedeutet finden, um eine individuelle Mannichfaltigkeit und Gemischtheit des Eindrucks im kleinen hervorzurufen, der Blick auf das Ganze verkündet uns in mächtiger und erhabener Weise dennoch den Sieg der Harmonie, und in ihr die Vermählung des Erhabenen mit dem wahrhaft Unendlichen. So tritt das Schöne im Bilde wohlerwogener Ordnung als das Ewige, Lichtvolle und Vollendete mit einem mächtigen Uebergewicht in den Vordergrund, um die individuellen Schatten und in ihnen die störenden Elemente nur im Hintergrunde, und freilich auch hier nur bis zum gewissen Grade, ihr freieres unschädliches Spiel treiben zu lassen. Daher gefallen uns alle Formen, welche deutlich die richtige Proportion des Individuellen im allgemeinen lichtvollen Zusammenhange erkennen lassen, mit Einem Worte, wo Licht- und Schattenverhältnisse richtig gegeneinander vertheilt sind. Wie wunderbar findet sich im Aufbau alles Vollendeten das

Grundverhältniß der sich im Ganzen spiegelnden harmonischen Ordnung auch in den Verhältnissen der einzelnen individuellen Theile zueinander ausgesprochen. Wie sorgfältig meidet am vollendeten Organismus die Natur die Stellung des Zugroßen neben das ihm nahe tretende Zukleine. Wie sehr ist die organische Schöpfung in der Vervollkommnung bestrebt, in der Proportion der Verhältnisse dem Wesen jener Grundform zu folgen, die man in der Mathematik mit dem besondern Ausdruck des „goldenen Schnitts" belegt hat.* Nicht als wenn dieser Ausdruck überall mathematisch absolut getroffen werden könnte, aber die organische Vervollkommnung und das Bildungsgesetz suchen diesen Weg im allgemeinen einzuhalten, um den von diesem Grundverhältniß zu extrem abweichenden Formen zu entgehen, weil sich die einzelnen ordnungsliebenden Theile den Unvollkommenheitsverhältnissen der zu sehr voneinander abweichenden Größen in der Zusammengesellung nicht dauernd fügen können. Daher durchgängig in der Geschichte die Thatsache, daß das Zugroße neben dem Zukleinen zu allerlei krankhaften Ausartungen, unschönen häßlichen Reibereien und unerträglichen Erscheinungen führt, welche eben auf die Dauer unmöglich werden und sich einander aufheben. Doch wunderbar, je mehr wir in die Verhältnisse der Urwelt unsers Planeten geschichtlich zurückgehen, um so deutlicher noch finden sich die extremen und maßlosen Misverhältnisse an allen Bildungen ausgesprochen. Wie mis-

* Daß mathematisch betrachtet der sogenannte goldene Schnitt das Wesen der ästhetischen Harmonie und die ästhetische Grundidee des Weltalls widerspiegelt, hat zuerst Adolf Zeising erkannt. Ihm folgten neuerdings Fechner (vgl. dessen Schrift: „Zur experimentalen Aesthetik, Abhandlungen der mathematisch-physischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften", Bd. 9, Nr. 4) und Konrad Hermann („Das Gesetz der ästhetischen Harmonie und die Regel des goldenen Schnitts" in den „Philosophischen Monatsheften" von J. Bergmann, Jahrg. 1871, Heft 1). Daß auch für die philosophische Idee der Wahrheit dieses Gesetz die nämliche Gültigkeit besitzt, hoffe ich in einer ausführlichen Geschichte des Erkenntnißlebens später genauer darlegen zu können. (Vgl. die beiliegende Karte.)

Das Organisch-Aesthetische Grundgesetz des Weltalls und seine Aberrationen.



Die unterschiedslose Leere. (Die krankhafte Monotonie)

Die normale Proportion der Unterschiede u. Theile im Weltall
(Die Weltordnung.)

Das unnormale Verhalten der Unterschiede zu einander.
(Die krankhafte Missbildung. Das Chaos)



gestalten und unvollkommen erscheinen uns die Riesen der urweltlichen Thiere neben den übrigen Zwergwesen, welche von jenen, aufgemuntert durch das zu große Uebergewicht ihrer Größe und Stärke, raubgierig vertilgt werden. Wie ungeschlacht und misgestalten erscheint der wilde zügellose Naturmensch gegenüber dem wohlgeformten ästhetisch gebildeten Griechen, wie vollkommen die Bauart des Menschen als des vollendetsten organischen Geschöpfes auf der Welt überhaupt gegenüber den im einzelnen viel unschönern Thierarten. Unumstößlich tritt uns bei der Betrachtung aller geschichtlichen Verhältnisse und Processe unsers Planeten die Wahrheit vom ästhetischen Gesichtspunkte entgegen, daß wir uns mit der uns umgebenden Natur in einem Proceß der Entwickelung bewegen, hiermit aber nur gleichsam eine solche oben angedeutete unvollkommene Zwischenphase durchlaufen, die zurückdeutet auf einen frühern Abfall* vom Vollkommenen; denn das Vollkommene eben suchen die Verhältnisse wiederum zu erreichen, indem sie den Progreß anstreben. Erst die Kunst, welche das Vollkommene als das allein wahrhaft Ewige und Unvergängliche hinstellt, lehrt uns die Verhältnisse um uns her in diesem richtigen Lichte betrachten. Darum wendet sich die Kunst an die vollkommenen Formen. In der Baukunst sucht der Künstler selbständig diese Form zu verwirklichen, die Plastik aber sucht sich in der Natur in dem vollendeten Bau der Organismen diejenigen Formen auf, in denen die Schöpfung in ihrer Weise diesem Ideale bereits nachkam. So folgen alle Künste unwillkürlich dem Grundgesetze der Vollkommenheit, in dem allein nach ewigen Regeln sich das Einheitliche mit dem Mannichfaltigen richtig vermählt. Nicht das Uebergewicht des Zuungleichen, nicht das Uebergewicht des Ordnungslosen oder Monotonen, sondern die Herrschaft und den Sieg derjenigen schönen Proportionen und „goldenen" Formen erstrebt der Künstler, in denen allein sich die Vollkommenheit und sinn-

* Ueber die Möglichkeit dieses Abfalls (Aberration) vgl. zugleich die Anmerkungen des Kapitels.

bildlich die schöne harmonische Ordnung verewigt. So sucht der Maler in seinen Gemälden ebensowol das Monotone wie das sich Verwirrende in der Zusammenstellung von Farben und Figuren, die er auf die Leinwand wirft, zu meiden; er folgt den geheimnißvollen Gesetzen des schönen Farben- und Formenspiels, ohne die sanften und gedämpften Schatten, die sich in ihm unwillkürlich verdichten, zu einer unschönen, störenden Größe anwachsen zu lassen. Aber fast mehr noch wie der Maler eifert der Tonkünstler in dem Spiele der Klänge und Töne gegen die Monotonie, und ebensowol gegen die sich im mannichfaltigen Klangspiele verdichtenden Dissonanzen und Klangverwirrungen. Den Sieg der Harmonie und der von ihr getragenen Melodie über die sich aufdrängenden disharmonischen Tonmassen und Abweichungen sucht der gewandte Componist in der Anlage seiner Tonwerke dem Gefühle unmittelbar anschaulich zu machen. In diesem Sinne steht der große Tonkünstler dem Dramatiker zur Seite, der in seinen Kunstwerken aus dem Leben schöpft und den Sieg der poetischen Gerechtigkeit durch den dauernden Sieg der sittlichen edeln Handlungsweise und den Triumph der sittlichen Stärke über die von bösen störenden Gewalten herbeigeführten Conflicte den Zuschauern zum Bewußtsein führt. Was in der Welt der Farben die den Reiz derselben erhöhenden zarten Schatten, und in dem Reiche der Töne die sich zart mischenden und die Accorde eigenthümlich färbenden feinen Dissonanzen sind, das sind, wie bereits erwähnt, in der innern Gefühlswelt dem entsprechend die sanften Wellen des Schmerzes, die in dieser noch störungslosen Feinheit und Andeutung noch keinen eigentlichen Schmerz, wohl aber jene tiefdringende Wehmuth erzeugen, welche die Lust und den Reiz am Wohlgefühle und der Harmonie nicht hindert, sondern im Gegentheil dieselben erhöht, und die verständnißvoll die Würze und das Aroma der Kunst genannt zu werden verdient. — In diesem Sinne nennt der tiefsinnige Jean Paul die höchste Lust ein tief verhülltes Leid. Und was wäre die Lust ohne jene sanft hineinspielenden Wellen der

Wehmuth, nichts vielleicht wie ein in Eintönigkeit dahinsterbendes Gefühl; denn was wäre das Licht ohne die zarten Töne der Schatten, welche so wunderbar das Farbenspiel erhöhen, nichts wie eine unerträgliche und erdrückende Helle, und endlich was wäre die Harmonie der Töne ohne die heimlich mitschwingenden Dissonanzen, wol nicht mehr als die glühende, erstickende Helle ohne die lindernde Kühle. Noch ahnen wir kaum, was in der Oekonomie der unendlichen Weltordnung das sanfte Gewährenlassen jener spielenden Bewegungen zu bedeuten habe, jener Bewegungen, die mit der Harmonie des Ganzen nur dann unverträglich sind, wenn sie sich zu sehr verdichten und summiren und in dieser Form ordnungslose Unvollkommenheiten zu Tage fördern, welche das Wesen des vollkommenen Ganzen beeinträchtigen. Aber was wäre wol eine Weltordnung ohne sittliche Aufgabe, nicht mehr wie eine hohle Form ohne Inhalt. Repräsentirt daher das Weltganze eine schöne harmonische Weltordnung, so fällt hiermit den an ihr participirenden ordnungsliebenden Theilen die Aufgabe zu, alle unlautern Verdichtungen und Ansammlungen der ordnungsstörenden Dissonanzen im größern Maßstabe zu verhindern, um so durch einen sittlichen Kampf, der den Reiz des Daseins durch eine tiefere Aufgabe erhöht, zugleich die Ausbildung des Uebels zu besiegen. Dem Künstler fällt das herrliche Los zu, den Werth dieser sittlichen Aufgabe im Gebiete der Schönheit auf Erden erkennbar zu machen. Mitten in die Wogen des bewegten Lebens greift der Dramatiker hinein, um diesen sittlichen Kampf zu schildern und die Conflicte zu kennzeichnen, die sich ergeben, sobald sich die ordnungsstörenden bösen Elemente planvoll zusammengesellen, um das Gute und Edle zu unterdrücken. Doch zu welcher Höhe sich auch die sich ergebenden dramatischen Conflicte erheben, die Peripetie tritt nur um so gewaltiger ein, und mit ihr erleuchtet und zerstreut die Sonne der poetischen Gerechtigkeit durch die Sühne das Dunkel, aus dem die Conflicte sich erzeugten. Was in der sittlichen Welt des Handelns die böswilligen Mächte und

unsittlichen Gewalten, das sind im Zusammenklang der Töne und in der Symphonie die im Flusse der Tonwellen sich verdichtenden Dissonanzen, und innerhalb eines größern Musikstückes die gegen die musikalische Grundidee anstrebenden Zwischenspiele. Welche Ausdehnung diese widerstrebenden Disharmonien auch im musikalischen Flusse des Ganzen nehmen mögen, welche Geltung sie sich erobern, nur um so vollklingender und erhebender wird auch in der Symphonie der Componist die Peripetie eintreten lassen, um der Melodie und der musikalischen Grundidee gleich der poetischen Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. — So steht die Musik, die zu dem Gefühle spricht, dem wirklichen Leben mit seinen Conflicten näher als wir zu glauben geneigt sind; denn was sich hier unsichtbar im Reiche der Töne abspielt, das verwirklicht sich im Dasein, und was die Musik wie die Künste überhaupt in Ausführung ihrer Ideen lehren, das sind sittliche Fingerzeige fürs Leben, in dem wir uns bewegen und handeln, das sind zugleich aber auch Sinnbilder der Grundform des wahrhaft Unendlichen und Unvergänglichen für die zweifelnde Erkenntniß. In diesem Sinne sind die großen Meister der Kunst nicht minder hohe sittliche Führer des Volkes wie die Meister der zur Erkenntniß strebenden Weltweisheit und die Religionsstifter. Bildend und erziehend wirken die Künste in einem Grade, der noch keinesweges genügend genug neben der Religion gewürdigt wird. Ein Volk ohne tiefern Kunstsinn kann sich bei andern sittlichen Anlagen und hoher Erkenntnißbegabung immerhin veredeln; aber das höchste Ziel freier und vollkommener Entwickelung kann es niemals erreichen.

Was zuerst das in diesem Kapitel besprochene Problem von Freiheit und Nothwendigkeit anlangt, so sei hier in den Anmerkungen noch Folgendes darüber nachgetragen. — Stellen wir die beiden Begriffe von nothwendiger Gesetzlichkeit einerseits und frei vollzogenem Wunder andererseits einander gegenüber, und bedenken wir, daß nach dem Begriffe des Wun-

ders der herrschende gesetzliche Causalnexus suspendirt und willkürlich durchbrochen wird, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das ungesetzliche, weil willkürlich unternommene Wunder, als solches im geschichtlichen Weltall ausgeschlossen ist. Richten wir aber unser Augenmerk auf die Abfolge des gesetzlichen Causalnexus unter den Dingen selbst, so läßt sich dennoch innerhalb desselben der relative Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit in der Bewegung und Thätigkeit alles Einzelnen recht wohl begründen. — Betrachten wir nämlich den Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit, wie uns hier obliegt vom Gesichtspunkte der Geschichte, so zeigt es sich sogleich, daß sich der causale Mechanismus der Verhältnisse, in welchem sich alle Atome und Wesen im Weltall bewegen, insofern zwar *stets nothwendig abspielt*, als in allen diesen causal vorgehenden Bewegungen alle sogenannten Unwahrscheinlichkeiten ausgeschlossen werden. Um das einzusehen, sei Folgendes bemerkt. Wenn A eine bestimmte Bewegung repräsentirt, die auf die Abfolge von B, C, D und E u. s. w. gerichtet ist, so ist es vom Gesichtspunkte der hohen Wahrscheinlichkeit und ebenso vom Standpunkte der Nothwendigkeit begründet, daß stets auf A B folge und dann erst C, D u. s. w., ganz unwahrscheinlich und unmöglich ist es daher, daß auf A D folge. Es begründet sich also hiernach der Satz, *daß in der Natur und im Weltall niemals sogenannte „freie“ unbegründete und unbegriffene Sprünge (Wunder) vorkommen, welche letztern sich eben nicht durch den Werth der Wahrscheinlichkeit überblicken und erklären ließen.* Nun aber kann es dennoch vorkommen, daß auf ein A in einem gegebenen Momente drei Bedingungen und zwar mit *gleich starker Anziehung einwirken*, und zwar B_1, B_2 und B_3; die Wahrscheinlichkeit der Direction von A ist daher unter diesen Umständen nicht sogleich mit jenem frühern hohen Grade von Nothwendigkeit gegeben, denn sie hebt A hiermit in einen relativen Gleichgewichtszustand, der einen, wie man ganz richtig sagt, freiern Spielraum der Verhältnisse einschließt, innerhalb dessen erst hinterher eine neue Bewegung, nämlich die Entscheidung durch die Eigenbewegung von A vor sich geht. Wenn sich nun auch A durch Nothwendigkeit seines Charakters getrieben nach B_1 hinbewegt haben sollte, so kann mit Hinsicht auf die Summe aller causalen Bedingungen und trotz der höchsten Wahrscheinlichkeit dennoch vermöge längerer Schwankung des A diese Charakterbewegung dahin ausfallen, daß sich A *um ein Unmerkliches* dem B_2 oder dem B_3 genähert hatte. Diese Unmerklichkeit der Abweichung konnte sich also nur ergeben aus der *schwankenden Eigenbewegung von* A, gegenüber allen seinen Bedingungen, welche es beeinflußten; diese anfängliche Unmerklichkeit

kann sich aber bis zur Merklichkeit im oftmaligen Wiederholungsfalle so sehr steigern, daß endlich A nicht wieder auf B_1, sondern sich bei Charakterwandlung auf B_2 oder B_3 zubewegt. Ist die Richtung von A auf B_1 die Normalrichtung und B_2 und B_3 die Aberration, so ergibt sich hieraus der Satz, daß sich Aberrationen und Wandlungen des Charakters ursprünglich stets auf dem Wege des Unmerklichen, d. h. der unendlich kleinen Differenzen herleiten. Geschichtlich betrachtet kann daher, in diesen engen Grenzen eingeschlossen, unter oben angegebenen gesetzlichen Umständen und Bedingungen, sobald sie auftauchen, niemals das Wesen der Freiheit (resp. der Charakterwandlung) für irgendein mit Eigenbewegung behaftetes Atom und Wesen (und es gibt keine andern im Weltall) geleugnet werden. In diesem richtig betrachteten Sinne hat daher die Freiheit innerhalb jedes gesetzlichen Causalnexus ihre begründete Annahme. Und wohin würden wir wol geschichtlich kommen, gingen wir, ohne Rücksicht auf Gesetz und Nothwendigkeit, von einer absolut freien Willkür aller Bewegungen der Dinge im Makrokosmus aus? Offenbar bliebe unter diesen Umständen die Welt mit ihren Erscheinungen eine ganz verständnißlose Anarchie, in der die Geschichte eben völlig untergegangen wäre. Ginge man indessen umgekehrt von einer eng und absolut begrenzten gesetzlichen Nothwendigkeit aller mechanischen Bewegungen und Theilchen im Mikro- und Makrokosmus aus, sodaß in ihr jede Freiheit, d. h. auch die kleinste, durch Eigenbewegungen ausgeschlossen bliebe, so verfielen wir damit in einen prästabilirten Automatismus aller Erscheinungen, und in diesem Sinne in einen hohlen geschichtslosen Fatalismus, innerhalb dessen jede geschichtliche Aufgabe, und damit wiederum die Geschichte selbst, aufgehoben wäre. — Es ist hier nicht unsere Aufgabe nachzuweisen, wie demgemäß die Probleme zu lösen sind, welche nach dieser Seite hin die Physiologie und die Psychologie uns entgegenstellen. Aber andeuten möchte ich, daß wir in diesen Gebieten nur dann zu einer Lösung dieser Fragen gelangen werden, wenn wir jedes Atom als sogenanntes „biologisches Atom" ansehen. (Vgl. des Verfassers Schrift: „Die psychophysische Bewegung in Rücksicht der Natur ihres Substrats.") Das biologische Atom kann nicht wie ein Automat nur von außen getrieben werden, sondern da es in sich selbst voller Leben ist, so geht es innerhalb des Causalnexus seinem eigenen Triebe nach, sodaß es unter Umständen, wo es sich in mechanische Bedingungen verflochten findet, unter welchen nachweislich von vielen Seiten gleichstark auf dasselbe eingewirkt wird, es innerhalb dieses Gleichgewichts der Anziehungen nur derjenigen folgt, zu der es relativ frei, d. h. sich seinem innern Charakter gemäß lebendig getrieben fühlt. Es

ist daher ganz richtig in psychologischer Hinsicht, daß, wenn wir genau den Charakter eines Wesens kennen, wir auch mit hoher Wahrscheinlichkeit zu bestimmen im Stande sind, welchen der gleichmäßigen Anziehungen bestimmter Motive er Folge leisten werde. Allein der Charakter eines Wesens und Atoms ist eben im Laufe der Zeit selbst, wie oben gezeigt, etwas Wandelbares, die Wahrscheinlichkeit seiner Entscheidung daher nicht für immer vorauszusehen, und zwar um so weniger, als von außen zugleich mit der Zeit die verschiedensten ihm unbekannten Lebenslagen an dasselbe herantreten, welche oft des Zufälligen scheinbar für dasselbe einzuschließen scheinen. Ein Wesen oder „biologisches Atom", das daher heute mit hoher Wahrscheinlichkeit sich stets harmonisch bewegte, braucht sich daher nicht für immer so zu bewegen oder zu handeln, da es in immer andere Lagen verstrickt und verschieden beeinflußt, mit Wahrscheinlichkeit seine Richtung demgemäß unmerklich oft ändert und sich so allmählich gewissen Einseitigkeiten anpassen und hingeben kann, die, sobald sie unbekämpft bleiben, gegen seinen frühern Wandel verschieden sind. Kommt ein solches einseitig handelndes, oder allgemein ausgedrückt aberrirtes Atom alsdann mit andern Atomen in Berührung, so kann es durch einseitige Beeinflussung diese andern ihm nahe tretende Atome als Verführer zur Nachahmung anregen und also Ansteckung bewirken, sodaß sich oft unmerklich auf ganz natürlichem und gesetzlichem Wege, d. h. innerhalb des Ablaufs des mechanischen Causalnexus, eine Aberration vieler Theilchen gleichzeitig verwirklicht, welche erkennbar wird gegenüber allen übrigen normalen Bewegungen der Nachbartheilchen und der frühern Bewegungen der aberrirten Theilchen selbst. So können unter den strengsten Gesetzen des physikalisch-chemischen Lebens im lebendigen Organismus Aberrationen des Orts, der Ausbildung, des Wachtshums u. s. w., mit Einem Worte Transmutationen vor sich gehen, um zugleich unter den Zellen das Wesen der Krankheit zu verwirklichen. Es liegt im Wesen der Sache, daß damit die Aufgabe für die Theilchen eintritt, diese merklich gewordenen Aberrationen an sich und den übrigen zu hemmen und dieselben zur Rückbildung zu nöthigen. Ganz ähnliche Erscheinungen gehen im Staatsleben und in der moralischen Charakterthätigkeit der Menschen im Laufe ihres socialen Lebens vor sich. Viele wandeln sich in ihrem Thun und Lassen so oft und lassen sich so gehen, daß wir mit Recht sagen, sie seien charakterlos, andere dagegen zeigen eine sichere Constanz ihres Benehmens, und solche Charaktere loben wir, sie erscheinen uns sogar als freier wie diejenigen, welche vielen äußern Einflüssen zugänglich, rasch zu neuen Schritten hingerissen werden. Am unberechen-

barsten, scheinbar am freiesten, aber vielmehr nur am willkürlichsten handelt etwa ein Wahnsinniger, der allen merklichen und unmerklichen Störungen und Einflüssen preisgegeben ist, ohne diese bekämpfen zu können. Der Mikrokosmus der Gedankensphäre eines solchen spiegelt deutlich das Chaos. Fielen alle Wesen in ähnliche Delirien, so könnte sich keine sociale Ordnung verwirklichen, die Anarchie wäre ausgebrochen und die gesetzliche Freiheit in diesem Zusammenhange gestört. In solchen Zuständen herrscht daher krankhafte Willkür, aber keine Freiheit. Freiheit existirt daher nur unter dem Schutze eines zu befolgenden Gesetzes, das nothwendig sein soll, ohne daß es die unter seinen Schutz gestellten Theilchen in absolute Fesseln schlägt. Das wahre Gesetz lebt daher umgekehrt nur in einem gewissen Spielraume der Freiheit, und die wahre Freiheit nur unter dem Mantel eines sie zart umfassenden Gesetzes. Diese Freiheit im nothwendigen Gesetze bringt auch die Kunst zur Darstellung. Kein Gesetz freilich hindert im geschichtlichen Weltall, vermöge des Spielraums der Freiheit, das Ausbrechen von Krankheiten und Aberrationen durch unmerkliches Umgehen des Gesetzes und Misbrauch der Freiheit. Deshalb aber entsteht im geschichtlichen Weltall kraft der gewährten Freiheit die sittliche Aufgabe, diese Umgehung der Gesetze, sobald sie merklich wird, an sich und an andern zu hindern. Ein Volk ist aber in der Geschichte um so freier, je constanter es sich an seine Gesetze bindet, die in ihrer Form so liberal sind, daß sie dem freien Streben des selbstbewußten Einzelnen keine Fesseln anschmieden. Während die Ansichten Spinoza's über die unbedingte Herrschaft einer eisernen Nothwendigkeit, welchen so viele Philosophen später gefolgt sind, die Erscheinung des Uebels innerhalb des gesetzlichen Causalnexus völlig unerklärt lassen, ist es vorzugsweise der gedankenreiche Leibniz gewesen, der sich hierüber eine Anschauung gebildet hatte, die der unsern verwandt ist. Dieser Anschauung gegenüber sind wir verpflichtet, die unsere abzugrenzen. Leibniz setzt in seinen „Essais de Théodicée" auseinander: „daß wir ein dreifaches Uebel zu unterscheiden haben, und zwar ein metaphysisches, ein physisches und endlich ein moralisches." Das metaphysische Uebel leitet Leibniz im allgemeinen aus der Leidensfähigkeit der Monaden überhaupt ab. Da jede Monade eine passive Seite hat, so muß sie auch neben der Lust das Leid erfahren, und neben den Wellen der Harmonie, von denen sie getragen wird, muß sie abwechselungsweise auch von Dissonanzen nothwendig ergriffen werden. Wir haben schon früher gezeigt, daß die Wesen und Atome im Weltall gleichsam umkommen müßten in der absoluten Glut eintöniger Helle, wäre dieselbe nicht zart abgedämpft durch sich leise dazwischenschiebende Schatten.

Auch ließe sich eine Harmonie ohne diese zart mitschwingenden Dissonanzen, gegen welche sich dieselbe erhält, gar nicht denken. Stimmen wir in diesem Punkte mit Leibniz überein, so trennen uns indessen sogleich seine Folgerungen. Leibniz sucht nämlich nicht nur die psychologische Dissonanz einer sanften Wehmuth gegenüber der einseitigen Lust an allen Wesen mit Hinblick auf seine Annahmen von der „besten Welt“ zu rechtfertigen, sondern anknüpfend hieran vertheidigt er auch die umfangreichern Dissonanzen, die sich mit ihren Rückwirkungen in der socialen Welt und im praktischen Gesammtleben der Geschöpfe oft grauenvoll abspielen. So führt Leibniz aus, um den Schöpfer zu rechtfertigen, daß alle (selbst die furchtbarsten) Uebel in der Welt zugelassen seien, um als Strafen und Besserungsmittel der Geschöpfe zu dienen, eine Ansicht, die mittelalterlich in ihrer Art, von speculirenden Theologen oft genug wiederholt wurde. Diese Ansicht geräth offenbar in die allergröbsten Widersprüche, da die Weisheit, Güte und Heiligkeit des Schöpfers sich niemals mit einer Zulassung so übergrausamer Strafverfahren vereinigen lassen wird. Die Entstehung derartiger übergroßer Dissonanzen, unter denen sich eben oft ein Theil der Geschöpfe im Weltall verblutet, bleibt daher zu erklären. Leibniz hat uns diese Erklärung nicht gegeben, und doch bietet die richtig gefaßte Monadologie immerhin eine geistvolle Basis, um die Anschwellung der Dissonanzen zu unnormalen Größen genügend zu erklären, sobald wir auf die oben gegebenen Ausführungen über die Entstehung der Aberration und der Charakterwandlungen der Wesen und Bewegungen innerhalb des gesetzlichen Causalnexus achten. Daß auch hier bei den Charakterwandlungen die unmerklichen Differenzen Leibniz' die richtige Grundlage der psychologischen Erklärung bieten, haben wir oben gezeigt. Leibniz vermochte diese Erklärung nicht zu finden, da er sich durch die Annahme der präſtabilirten Harmonie verwirrt hatte. Nach dieser Ansicht war nämlich jede äußere Wechselwirkung der Wesen aufgehoben; denn alle Wesen glitten hiernach harmonisch in einer gegebenen Richtung.* Von mechanisch-psychologischen Wechselwirkungen unter den Monaden konnte Leibniz im Grunde daher gar nicht reden. Wie sich für die Monade in Wechselwirkung mit andern in gegebenen Momenten ein Gleichgewicht der bedingenden Motive ihrem Charakter gegenüber ausbilden konnte, um so die Charakterbewegung der Entscheidung einer Monade einsehen zu lassen, lernte Leibniz in diesem Falle nicht mehr einsehen. Wie aber die Charakterwandlung und die Aberration

* Vgl. Caspari, „Leibniz und die Begriffe von Kraft und Stoff“.

der Wesen zu Stande kam gegenüber der normal zu verfolgenden Laufbahn und Kreisbahn derselben im harmonischen Weltall, und wie durch fortgesetzte Aberrationen die Harmonie völlig gestört und die zarten noch störungslosen Dissonanzen (vgl. oben Text) in wirklich objective Störungswerthe und übergroße, unerträgliche Dissonanzen verwandelt werden konnten, das mußte Leibniz, obwol er den Werth des Unmerklichen so geistvoll behandelt hatte, dennoch verschlossen bleiben. Nachdem wir uns so über die Erklärung der in der Geschichte auftretenden Dissonanz und des Uebels unterrichtet haben, kehren wir zur Kunstentwickelung zurück, um in Bezug auf das im Texte Gegebene noch einige Zusätze nachzutragen. Zeichneten sich Inder und Hebräer sehr früh in Bezug auf die Dichtkunst aus, so waren es die Inder gleichfalls, nebst den Chinesen, die sich verhältnißmäßig sehr früh um die Entwickelung der Tonkunst hohe Verdienste erwarben. Diese Völker erfanden früher wie andere brauchbare Klanginstrumente, auf denen sie eine Reihe von Tönen hervorbringen konnten. Durch eine besondere Begabung für die Klangformen waren Inder und Chinesen mehr wie andere Völker der Tonkunst zugethan, und so ist es begreiflich, daß wir bei den letztern schon in altersgrauer Zeit ein Tonsystem von 12 Tönen antreffen. Bedenken wir aber, wie nur mit großer Aufmerksamkeit und Berechnung die feinern Intervalle der Tonleiter geschieden und gefunden wurden, so müssen wir den bevorzugten Erfindungsgeist dieses Volkes für die Musik außerordentlich bewundern. Was die Fixirung der Einzeltöne anlangt, so haben wir Grund anzunehmen, daß sich aus dem Klanggewirre der noch ungeschiedenen Töne zuerst das Verhältniß des Grundtons zur Quinte bestimmter ausgeprägt und festgestellt habe; es bilden diese Töne die Grenzen der Breite des mittlern Registers der menschlichen Stimme, in welchen sich ohne Schwierigkeiten die Bewegungen des Muskelapparates vollziehen können. Nicht die Octave war der vom Grundtone zunächst unterschiedene Folgeton, denn die Octave ist nur die höhere Wiederholung des Grundtones, sondern die Unterscheidung blieb eben des bestimmten Contrastes halber bei der Quinte stehen, und so erklärt es sich, daß das Quintenverhältniß in der früheſten Entwickelungsgeschichte der Tonkunst eine so große Rolle zu spielen begann. Nachdem das früheste Tonverhältniß zwischen Grundton und Quinte einmal fixirt war, liegt es nun nahe anzunehmen, daß sich die Stimmen unwillkürlich der Terz und der Secunde u. s. w. zuwandten, und in der That ist dies so geschehen. Die so unterschiedenen Töne wurden von den Priestern mit bestimmten Namen belegt, und die Chinesen

nannten beispielsweise den ersten Kung, Kaiser, den zweiten Aschang, Minister, den dritten Kio, das gehorchende Volk, den vierten Tsche, Staatsangelegenheit, den fünften Yu, Gesammtbild aller Dinge. Von den Indern wissen wir, daß sie ganz dieselbe Tonleiter erfanden; im „Soma" wird erzählt, daß sie ihre Tonleitern nach den Provinzen des Reichs nannten und hiermit durch die Namen Máravì, Dhangàsi, Bhairasi, Mhedhyamadi u. s. w. bezeichneten. Die Töne waren den Indern liebliche Nymphen, und die Tonleitern Nymphenfamilien. Die Inder erfanden zugleich eine überaus große Anzahl von verschiedenen Tonarten, und zwar werden im heiligen „Soma" deren 960 erwähnt. Freilich waren von diesen Tonarten nur die wenigsten brauchbar; aber dennoch bedienten sie sich deren 22. Von diesen 22 brauchbaren Tonarten stimmten ebenso viele zur Freude wie zur Trauer. Nachdem sich verhältnißmäßig sehr früh der Rhythmus und das Versmaß in der erhebenden Sprache eine künstlerische Geltung erobert hatten und die priesterliche Redeweise hiermit zugleich Würde und Nachdruck angenommen hatte, kann es nicht wundernehmen, daß die Takteintheilung und der Rhythmus auch auf die Tonwelt übertragen wurde; denn der Gesang war ja im Grunde nichts weiteres wie die zur höchsten Begeisterung gestimmte Sprache, oder doch die zur höchsten Wirkung erhobene Stimme. Da nun die Priester sich dem Gesange mit ganz besonderer Vorliebe hingaben und ihre rhythmischen Redeweisen gern mit Gesang begleiten, war die Uebertragung des Rhythmus und der Zeiteintheilung auf die Tonfolgen zu nahe gelegt, als daß sie hätte unterbleiben können. Aehnlich verhält es sich mit der Tanzkunst, die zur Musik in inniger Verwandtschaft steht und auch nur den Ausdruck einer tiefen freudigen oder gespannten Bewegung spiegelt. Daß sich neben dem wachsenden Sinne für die Zeitordnung auch der Sinn für die Raumordnung und für schöne Proportion und Symmetrie ausbilden mußte, ist psychologisch selbstverständlich, und so sehen wir denn auch die auf der Raumeintheilung sich begründenden Künste nach und nach einer Veredlung entgegeng ehen. Immerhin werden wir anzunehmen haben, daß die sich auf ebenmäßige Zeiteintheilung begründenden Künste, die Dichtkunst sowol wie Ton- und Tanzkunst, *früher* den Ausdruck echter Kunstform angenommen haben wie Baukunst, Plastik und Malerei. Obwol alle Künste gleichberechtigt sind, da sie auf ihrem Wege und mit Rücksicht auf das ihr zukömmliche Material ein gleiches Ziel anstreben, so findet man nicht selten die Dichtkunst und Tonkunst als die edelsten Künste angegeben. Es wird sich diese Meinung indessen niemals in Rücksicht auf das Ideal und die Kunstidee rechtfertigen lassen; auch von dem edlern und unedlern Material wird

sich nicht reden lassen; denn überall redet die vollendete Kunstidee als solche in Bezug auf das gebildete Gefühl mit gleich erhabener Zunge. Dennoch liegt ein Anhaltepunkt für die große Bevorzugung der Musik und Dichtkunst in der Entwickelungsgeschichte begründet. Betrachten wir nämlich die Künste zugleich als bildende und veredelnde Erziehungsmittel, so kann es nicht wundernehmen, weshalb das so tief einschneidende Wort, und also die Sprache, sich am frühesten durch den Nachdruck der veredelnden Kunstform verklärt hat, während erst die Welt der Töne und endlich die übrigen Künste diesen zugleich sittlich wirkenden Nachdruck von der gehobenen Rede entliehen haben. Als bildende Erziehungsmittel angesehen sind die beiden redenden Künste im engern Sinne die höchsten, und Dramatiker und Tondichter sind nicht ohne Grund gewöhnt, sich im Volke am höchsten gestellt zu sehen. — Nicht alle Völker besaßen in Bezug auf die Kunsttriebe eine gleiche Begabung, und namentlich verschieden erschien diese Begabung in Bezug auf die Musik. Nicht alle Culturvölker wußten in dieser Kunst schon früh etwas zu leisten, im Gegentheil erscheinen neben den alten Indern und Chinesen, deren Verdienste sich indessen nur auf die Anfänge der Musik beziehen, nur die Aegypter, die Hebräer und Griechen später hierin wahrhaft hervorragend. Während die alten Aegypter mehr Sinn für die melodiöse Gestaltung besaßen, legten die Hebräer und Griechen mehr Werth auf die Accentuation. Die Aegypter hatten sehr früh gewisse musikalische Leistungen aufzuweisen, sie liebten die Harfe und Lyra, und gebrauchten die Flöte und Trompete. Ganz besonders war es die Flöte, welche von den dem Serapis geweihten Spielern zur Begleitung der im Tempel gesungenen Lieder verwendet wurde. In besonders hohem Ansehen stand in Aegypten die Kesselpauke, deren 45 zum Zeichen der obrigkeitlichen Gewalt den Königen voraufgetragen wurden. Neben den Aegyptern waren es besonders die Hebräer, welche viel Sinn für die Musik entwickelten. Bei den Juden fand daher die Musik schon sehr früh und ursprünglich eine ausgedehnte Anwendung beim Tempeldienst. Daß die Kunst der Musik eine hervorragende Beschäftigung des alten Priesterthums war, wurde bereits im Texte erwähnt. Keine Kunst ist wol in hervorragendem Maße neben der Dichtkunst von Priesterhänden so gepflegt worden wie die Musik, es erklärt sich das nicht nur in Rücksicht auf den Ursprung dieser Kunst, sondern auch dadurch, daß die der Musik angehörenden Gefühlswirkungen die Idee der Kunst besonders lebendig vor Augen führen und hiermit eine sittlich veredelnde Einwirkung auf Herz und Gemüth ausüben. Bei den tiefreligiösen Juden fand die Musik im Stamme Levi nach dem ausdrücklichen Gebote des Moses die

eifrigsten Fortbildner. David theilte die Leviten in Priesterdiener, Thürhüter, Sänger, Musiker und Richter. Im Tempel war für die Sänger eine Sängerbühne (Doushan) angebracht, die sich gegenüber der Bundeslade erhob. Hauptsächlich waren es Psalmen, welche den Sängern zu den verschiedensten Zeiten vorgeschrieben waren. So lehrt uns die Geschichte, daß es vorzugsweise die dem Erhabenen zugeneigte religiöse schwermüthige Hingabe der Hebräer war, welche sie hervorragend musikverständig machte. Mehr wie viele andere Volksstämme konnten daher die Hebräer den tiefmusikalischen Sinn in sich lebendig erhalten, und begreiflich ist es daher, daß noch heute die Compositionen der Juden neben denen der Italiener und Deutschen unter den in der Tonkunst wetteifernden Völkern einen hohen Rang behaupten. (Vgl. dem gegenüber Richard Wagner, „Das Judenthum in der Musik".) Den tiefsten Sinn für Musik offenbarten indessen im Alterthum wiederum die kunstsinnigen Griechen. Der allem Schönen und Melodiösen zugängliche Sinn der Hellenen faßte das Wesen der Musik so tief, daß sie in ihrem geistigen Entwickelungsgange oft nahe daran waren, ihre Erkenntnißweise völlig mit der musikalischen Anschauungsweise zu verschmelzen. Wir werden im Folgenden genauer zu erwähnen haben, daß es die Pythagoräer waren, welche von dem tiefen Hauche dieser Gefühlsoffenbarung durchdrungen waren, eine Offenbarung, die in ihren Rückwirkungen selbst noch einen Plato so tief erschütterte, daß er in der unendlichen Idee der Ordnung eine göttlich klingende Musik zu erblicken glaubte. So hingerissen waren die Hellenen von der Offenbarung der Musik, daß sie Orpheus als einen göttlichen Heros anstaunten, der zu den weisesten des Geschlechts gezählt wurde. Wer in die Tiefe der griechischen Philosophie hinabtaucht, und wer den Werth der Grundbegriffe von Maß und Verhältniß ermißt, wer ferner zugleich überblickt, wie sich die Griechen durch ihren klaren plastischen Formensinn und ihr anschauliches Darstellungsvermögen über die abstracten Zügellosigkeiten der orientalischen Priesterphilosophen und der Dichter der Kosmogonien erhoben, der wird das Wort Strabo's, daß die Griechen alle Bildung und allen Geist der Musik verdanken, völlig verstehen. Und in welchem Volke hätten Maß und Eintheilung, melodische Formen und rhythmische Klänge sich tiefer eine Geltung im Geistesleben verschaffen können als bei den Griechen, deren Sprache von Natur aus zur Melodie hinneigte und deren Accentuation sich fast unwillkürlich dem Rhythmus anpaßte. Rhythmus und Symmetrie in Form der Sprache wie in Form künstlerischer Thätigkeit, und dazu Ueberblick und Klarheit in der Philosophie, das ist es, was wir bei den Griechen gleichmäßig bewundern.

Daß bei einer solchen tiefen Kunst- und Erkenntnißanlage alle Kunsttriebe sich in sehr hohem Grade veredeln konnten, und unter den Händen dieses kunstbegabten Volkes auch die Baukunst und Plastik sich ihrer bisherigen unbehülflichen Formlosigkeit entäußern mußten, wird uns leicht erklärlich. So war es denn den Griechen beschieden, in allen Hauptkunstzweigen das Kunstideal in höchster Weise zu verwirklichen, und mit diesem Volke beginnt daher nicht nur eine neue Epoche der Kunstgeschichte, sondern eine neue höhere Culturgeschichte. — In uralter Zeit waren es die Pelasger und Thraker, und zwar besonders die letztern, deren Sinn für Musik und Tanz ganz außerordentlich begabt und hervorragend war. Zur Verherrlichung der Demeter sangen sie religiöse Lieder, begleitet von Tanz und den Klängen einer schalmeiartigen Rohrflöte. In keinem Volke hat der urwüchsige Volksgesang eine so heimische Stätte gefunden wie in Griechenland. Priesterliche Sänger und Dichter traten unmittelbar und frei aus den Reihen des Volks hervor, um am Altare der Götter ihre Begeisterung kundzuthun. Hymnen wurden gesungen, um die Feste der Götter zu feiern, und fast unwillkürlich gestaltete sich die melodiöse Sprache zur rhythmischen Strophe, und die Tonfolgen des begeisterten Gesanges zur taktmäßigen Musik. Früh waren die Griechen bestrebt, ihre ursprünglichen einfachen Instrumente zu vervollkommnen. Die Tonarmuth der einfachen Flöte genügte ihnen nicht, und so erfanden sie bald die Doppelflöte (Syrinx), und um die Tiefe und Höhe der Töne schneller wechseln zu können, stellten sie viele Flöten aneinander, und so entstand die Panflöte, aus der sich später unsere Orgel entwickeln sollte. Pauke, Klapper und Becken waren bei den Griechen früh im Gebrauch, und ihre lärmenden Töne wurden ganz besonders in den wilden Festen des Dionysos und der Kybele verwendet. Mit dem Verfalle der Poesie und des sittlichen Staatslebens in Griechenland begann auch der Sinn für die Musik zu erschlaffen. Wie die Sophisten in vieler Hinsicht die Philosophie in den Staub zogen, so auch geschah es mit der Musik in ähnlicher Weise durch die Techniten und Agonisten; die Kunst wurde jetzt nicht mehr um ihrer sittlichen und künstlerischen Idee willen gepflegt, sondern sie diente nur noch zur Effecthascherei und zum Erwerb. Das Virtuosenthum nahm überhand und verstand sich bei dem gesunkenen Volke einzuschmeicheln. Es war nicht mehr die innige Hingabe an die tiefergreifende Melodie und das Erhabene in der ansprechenden Ausdrucksweise, sondern nur noch die Technik und die äußere Fertigkeit, die man zu bewundern sich gewöhnt hatte. Solchen Technikern setzte man in einer übertriebenen falschen Begeisterung später in Griechenland Denkmale, und einer fertigen Flötenspielerin, Lamia, errichtete

man zu Athen sogar einen Tempel. So sank allmählich die schöpferische Kraft der Griechen, ebensowol in der Kunst wie auch in den übrigen geistigen Thätigkeiten, die ein offenes Ohr für die aus der Tiefe des sittlichen Gewissens kommenden Einflüsterungen voraussetzen. Ausgestattet mit einer überaus reichen Kunstbegabung und mit einem mächtigen Erkenntnißtriebe, fehlte dieser sinnlichen und träumerischen Nation, was viele Jahrhunderte hindurch dem ihr am meisten ähnlichen Volke, nämlich den Deutschen mangelte: die sittliche Thatkraft und die Energie des Wollens und Handelns. So geschah es, daß die griechischen Stämme politisch innerlich zerfahren blieben und nur zu bald die Beute mächtiger Nachbarn wurden. Freilich konnte die geforderte sittliche Thatkraft in Griechenland noch nicht den Boden finden, den sie zu ihrem Gedeihen nöthig hatte, denn dieser Boden wird allein durch eine haltbare sittlich religiöse Idee geebnet, die den Griechen noch mangelte und zu welcher sie sich trotz ihrer großen Begabung nicht emporzuschwingen verstanden. Es war im Verlaufe der Entwickelungsgeschichte andern Völkern vorbehalten, eine haltbare sittlich-religiöse Idee zum Durchbruch gelangen zu lassen, wenden wir uns daher im folgenden Kapitel, unserer Aufgabe gemäß, dem frühesten Entwickelungsverlaufe der geistigen Bestrebungen auch nach dieser Seite hin zu.

10.

Das Wesen der religiösen Idee und die Religionsstifter.

Religion, Kunstsinn und primitives Erkenntnißleben in ihrer Verwandtschaft und Wechselwirkung untereinander. — Recapitulation der urgeschichtlichen Religionsentwickelung. — Das Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die psychologische Entstehung der Erlösungsidee. — Das Auftreten der Religionsstifter in den subtropischen Ländern als dem Haupttheater der religiösen Entwickelungsgeschichte. — Die Lehre Zoroaster's als ursprünglicher Brennpunkt der Entwickelung der moralischen Idee im Religionsleben der Urvölker. — Confucius, der Verkünder der Erlösungsidee in China. — Die Erlösungsidee in Indien. — Die religiösen Eigenschaften der alten Hebräer und die historischen Schicksale dieses Volkes. — Die Hebräer werden der Knotenpunkt der höhern religiösen Entwickelungsgeschichte des Orients. — Das Auftreten Christi. — Das Beispiel seines Lebens als Zielpunkt sittlicher Handlungsweise. — Die Unfähigkeit der Willenstriebe, sich zur Höhe eines reinen Handelns zu erheben, und das Zurückbleiben der sittlichen Entwickelung gegenüber der Entwickelung der Kunstanlagen. — Die Vermittelung der Erkenntniß und die Wechselwirkung aller geistigen Entwickelungsfactoren. — Das zukünftige Geistesleben.

Die Urgeschichte und Entwickelungsgeschichte des ursprünglichen Geisteslebens fanden wir, wie unsere Betrachtungen hinreichend gelehrt haben, auf das innigste verknüpft mit dem innern Aufschwunge des religiösen Lebens. Religion und Nächstenliebe erhöhten den Menschensinn und bereiteten den Boden vor, sodaß nach dem ersten

äußern Anstoße der Geist die thierische Auffassungsenge und Betrachtungsweise völlig überschreiten und seinen Gesichtskreis erweitern konnte. Mit dieser Erweiterung aber wuchs der Intellect, und nicht minder der tiefere Kunstsinn. Ursprünglich feierten Religion, Kunstsinn und primitives Erkenntnißleben einen engen, innigen Bund, der sich nur erst im Laufe des weitern Entwickelungsprocesses nach und nach lösen sollte, indem sich alle diese Anlagen und Triebe des menschlichen Geistes schärfer differentiirten und gegenseitig emancipirten. Aber so hoch auch die Selbständigkeit aller dieser Geistesanlagen in der Folge wachsen sollte, so blieben sie doch miteinander verwandt, und so verschieden sich die Wechselwirkung dieser Triebe in den verschiedenen Völkern und Individuen entwickeln sollte, so blieb die Wechselwirkung als solche doch unter ihnen bestehen. Während diese Wechselwirkung aber in den niedrigsten Völkern keinen tiefern und bedeutendern Aufschwung nahm, hob dieselbe das Geistesleben unter den begabtesten Völkern, und unter ihnen wiederum das der begabtesten Individuen, zu jener Höhe, für die wir stets Bewunderung an den Tag legen.

Wir haben im Laufe der urgeschichtlichen Entwickelung des Geisteslebens den religiösen Proceß durch alle Phasen verfolgt. Vom psychologischen Gesichtspunkte war uns die Aufgabe gestellt worden, die Spuren der religiösen, entwickelungsfähigen Gefühlsanlagen schon in den Thieren nachzuweisen; nachdem wir diese Aufgabe erfüllt, betrachteten wir der Reihe nach alle äußern Anstöße und Stützen, die als Vehikel dem religiösen Leben einen entwickelungsfähigen Aufschwung ertheilten. — Wir sahen, wie Ehrfurcht, Familienanhänglichkeit, und mit ihr Wohlwollen, Nächstenliebe und Dankbarkeit in der durch Arbeitstheilung sich staatlich gliedernden Urgemeinde einen erhebenden Aufschwung nahmen, wir sahen, wie sich die Sitten vergeistigten und sich die erste Anschauung der Welt vor den noch blöden Augen des Urmenschen ausbreitete. — Nach der Entdeckung des Feuerzündens und dem begeisterten Auftreten der Flamines er=

weiterte sich der Erfahrungskreis des Menschen in Bezug auf die äußere, entferntere Natur; der Geist überschritt die ursprünglich angeborene Apperceptionsenge, und es bildete sich eine neue, tiefere und umfangreichere Weltanschauung, welche zugleich die Wunder des Makrokosmus in das Bereich der religiösen Betrachtung zog. Mit der dauernden und aufmerksamen Beobachtung der Erscheinungen des Makrokosmus begann aber eine neue großartige Entwickelungsepoche des Geisteslebens. Kunstsinn und Intellect begannen sich deutlicher zu entfalten, und rascher wie alle andern Triebe eilte der Kunstsinn und das nach Vollkommenheit in der Anschauung strebende innere Gefühl einer Stufe hoher Veredlung entgegen. Weniger rasch folgte das Erkenntnißleben, und am weitesten zurück blieb verhältnißmäßig gegenüber dem Gefühl, in der Vervollkommnung und Veredlung die sittliche Willenskraft und Handlungsweise. Gewiß, es dürfte wunderbar erscheinen, daß das gebildete Gefühl bezüglich seiner Schönheitsbestrebungen so früh einen gewissen Sieg der Veredlung und Vollendung feiern konnte, während Wille und Erkenntniß von diesem Ideal auf ihren Gebieten noch heute weit entfernt sind. Aber der Verlauf dieser sonderbaren innern und äußern Entwickelung kann im Grunde dem Psychologen nur begreiflich sein; denn der Wille und in gleicher Weise die nach anschaulicher Klarheit und Vorstellung ringende Erkenntniß streben mit der Wahrnehmung nach außen und kommen somit mit den ihnen fremdesten, unfügsamsten Mächten und den widerstrebendsten Erscheinungen in Berührung, während dem gegenüber das innere lebendige Gefühl die Wohnstätte seiner Bildung nur im innern Organismus aufgeschlagen hat und sich nur im innern wohlgeformten adäquaten Körper durch Empfindungen reflectirt. Die Wohnstätte des innern Gefühls besitzt daher einen engern wohlorganisirten, harmonischen und adäquaten Resonanzboden, und das menschliche Gefühl genießt zudem den Vorzug, daß es seine innere Bildungsstätte in demjenigen Organismus aufschlagen durfte, der auf Erden als der vollkommenste

und wohlgebildetste erscheint. So geschieht es, daß sich die tiefern Empfindungen des innern gesunden, wohlgeformten und vollkommenen Organismus durch den Einfluß von Seele und Körper viel früher bilden und veredeln und zu einer vollendetern Stufe emporsteigen, während der nach außen strebende Wille oft die Beute fremder unlenksamer, äußerer Mächte wird, mit denen er äußerlich unterhandeln muß, um hierbei auf Widerstände zu stoßen, die er nicht immer im Drange der Umstände zu besiegen im Stande ist. Möge daher der Wille des einzelnen noch so sittlich und sein Zweck noch so edel sein, er dringt nicht durch, sobald er um sich her niedriger stehende Genossen und Wesen antrifft, die ihm fremd und widerstrebend entgegentreten. Aehnlich ergeht es dem Erkenntnißtriebe; auch dieser sieht sich häufig äußerlich sinnlichen Täuschungen und Misgriffen anheimgegeben, denen er oft nur auf Umwegen erst auf die Spur kommt, sodaß es ihm nur nach und nach gelingt, sich vor Verwechselungen und Verirrungen zu schützen. So, sehen wir, durchlaufen die Triebe der Erkenntniß und des Willens psychologisch und geschichtlich einen viel schwierigern Entwickelungsgang als das sich veredelnde innere Gefühlsleben, auf dem sich der Kunstsinn aufbaut, und während der letztere mehr und mehr ahnt und klar fühlt, was er erstrebt, findet sich der Geist der Erkenntniß und mit ihm der Wille oft den tiefsten Zweifeln und einer unklaren Verwirrung hingegeben, und beide wissen im Drange der widerstrebenden Umstände nicht das Rechte zur Anerkennung zu bringen. Neben den erziehenden und voranleuchtenden Meistern der Kunst, den Heroen der Erkenntniß, den naturkundigen Weltweisen und Himmelskundigen, mußte die Geschichte daher in gleicher Weise auch auf den Gebieten des sittlichen Handelns sehr früh hervorragende Persönlichkeiten hervorbringen, welche zu Knotenpunkten der Fortentwickelung der hier so schwierigen geschichtlichen Bewegung dienen konnten. Ja, das Bedürfniß nach Krystallisationspunkten sittlicher Erziehung auf dem Gebiete des Willens und Handelns mußte sich psychologisch sogar

viel eher als auf den übrigen Gebieten des geistigen Entwickelungslebens einstellen. Dies erforderte die Aufgabe der hier geschichtlich zu besiegenden Schwierigkeiten und der äußere Drang der Verhältnisse, in welchen sich die ursprünglich noch ungesittete und zügellose, rohe Handlungsweise im Kampf um Leben und Dasein zu vertiefen genöthigt sah. Führte doch dieser äußere Kampf um die Erhaltung unter den Völkern oft zu einem unerträglichen äußern Elend und zu einem Drucke furchtbaren Jammers, von dem sich das rein innerlich nach Veredlung strebende Gefühlsleben eher befreien konnte. Nicht wunder kann es unter diesen Umständen nehmen, wenn wir wahrnehmen, wie fast alle begabtern Völker ursprünglich schon deutlich den Zwiespalt durchfühlen und sich zum Bewußtsein führen, der zwischen den ästhetischen Anforderungen des Gefühls und Gemüths und den sich in ihrer äußern Umgebung zutragenden und widersprechenden Ereignissen sich erhob. Innen in der Seele die edeln Triebe, die nach klarer, reiner Erkenntniß und wohlklingendem Gefühle ringen, und dort außen die irdische Umgebung mit ihren Schäden, ihrem Elend und ihren oft so unerträglichen jammervollen Misklängen und Uebeln. Welch ein greller Contrast! Im Innern des Geistes der Drang nach ästhetischer Vollkommenheit, in der Außenwelt dagegen, in welche die Handlungsweise eingreift, der widerspruchsvolle Kampf des Lebens mit seinen Trivialitäten, seinen Uebeln und störenden Unvollkommenheiten. Je deutlicher in den Culturvölkern die Entwickelung zur Kunst zur Geltung kam und der Sinn für das Erhabene und Vollkommene zu wachsen begann, um so deutlicher mußte der angedeutete Contrast zwischen Gemüth und Leben zum Bewußtsein kommen, und um so höher mußte in der Seele der Mismuth steigen über das Elend und die Verkommenheit, die dem Auge allenthalben nur zu häufig begegneten. Unter dem Einflusse dieses Mismuths und unter den Stimmungen einer tiefen berechtigten Wehmuth tauchte daher psychologisch im sittlich gebildeten Gefühlsleben der begabtern Völker geschichtlich die tiefe, unauslöschliche

Vorstellung von der Erlösung auf. Erlösen wollte der tief fühlende, sittlich ringende Geist sich und die Menschheit, befreien und erretten wollte er sich von der Gewalt jener Unvollkommenheiten, die ihn als Fluch der bösen That fortdauernd von Bösem zu Bösem zu treiben schien. So, sehen wir, mußte unter allen Völkern, die in ihrer innern Gefühlsentwickelung nach dem Erhabenen und ästhetisch Vollkommenen strebten, in dem wirren Getriebe des Lebens geschichtlich nothwendig die Idee der Erlösung erwachen. Nicht etwa nur die Hebräer, sondern in demselben Grade auch die Inder, Chinesen und Perser und andere orientalische Völkerschaften wurden von dieser tief sittlichen und religiösen Idee ergriffen, ja so naturgemäß war diese Idee, daß sie im Grunde keinem mit Kunstsinn begabten Volke gänzlich fehlen konnte, und es lassen sich daher mehr oder weniger deutlich Spuren dieser Vorstellung bei fast allen höhern Völkern, ja in Andeutungen selbst bei niedrigern Völkern nachweisen. Wenn es wahr ist, daß der Contrast zwischen dem innern ästhetischen Ideale und den beobachteten Unvollkommenheiten der äußern Umgebung, in welche sich Sinnes- und Handlungsweise versetzt sehen, geschichtlich nothwendig die Idee der Erlösung und der sittlichen Befreiung auftauchen machte, so werden wir es begreiflich finden, daß diese Idee bereits mit der frühesten Kunst- und Religionsentwickelung Wurzel schlagen mußte. Mit dem Aufdämmern der erweiterten Weltanschauung, die nach der Epoche der Feuerentdeckung im Geiste platzgriff, beginnt daher geschichtlich die Erlösungsidee bereits eine deutliche Gestalt zu gewinnen. — Die erste Gelegenheit hierzu bot der tiefgreifende Gegensatz von Licht und Finsterniß, der sich der beginnenden Erkenntnißentwickelung aufgedrängt hatte und der zugleich Gelegenheit bot, den innerlich gefühlten Contrast von klarer, reiner Vollkommenheit und unklarer Unvollkommenheit sinnlich zu veranschaulichen. Was die Seele innerlich durchlebte und fühlte, das suchte sie unwillkürlich auch äußerlich im Spiegel der Natur, und es schien, als wenn der Makrokosmus mit seinen Erscheinungen dieser

innern Vorstellungsweise gewissermaßen entgegenkam. Licht und Finsterniß, sahen wir früher, bildeten den allgemeinen Hintergrund der spätern kosmo-magischen Weltanschauung, welche zur Zeit die Völker beherrschte, und angezogen durch diesen Gegensatz, glaubte der Geist unwillkürlich darin ein äußeres Abbild jenes Zwiespaltes zu erblicken, der in ihm im Hinblick auf seine sittlichen Ideale, gegenüber den Ereignissen der rauhen Wirklichkeit lebendig war. Schien es doch dem kindlichen Menschengeiste, als sei es das Licht, als das Edle, Reine und Vollkommene, das sich zu erlösen und zu befreien strebte von den bösen, unreinen Mächten der Finsterniß, jenen sich stets verdichtenden, dunkeln Schatten, die fortdauernd feindlich gegen das Licht wirkten. Eine wunderbare innere Stimme war es, die dem Herzen zuflüsterte, daß das Licht als das Reine, Durchsichtige und ästhetisch Vollkommene allein den Sieg erkämpfen müsse, um hiermit die widerstrebenden Mächte der Bosheit, des Schadens und des Uebels zu vernichten. — Das Licht, so sagte sich der sich ästhetisch entwickelnde Menschensinn, ist die siegreiche, unauslöschliche, unbezwingliche und ewig schöne Macht, vom Lichte geht alles Leben aus, und von ihm, dem himmlisch Reinen, muß auch alle Erlösung und Befreiung kommen. — Wie früh haben die tiefer begabten Culturvölker der alten Welt unter dieser Einkleidung die Idee der Erlösung und Befreiung vom Bösen und vom Uebel in sich aufgenommen und ausgebildet! Und wie wenig seltsam erscheint uns das, sobald wir nur ins Auge fassen, wie das mit Licht und Feuer so innig verknüpfte medicinische Zauberthum der Urgeschichte und die sich daran anschließende culturbringende Prophetie der frühesten Priesterwelt, der tiefern Idee gemäß, keine andern Aufgaben hatten, als durch barmherzige Nächstenliebe die im Elend versunkene Menschheit von Krankheit und allerlei Uebeln zu befreien, mit Rath und That Beistand zu leisten und durch hervorragend sittliche Handlungsweise ein Beispiel der sittlichen Veredlung zu geben. So fühlte sich die von höherer Begeisterung getragene Nächstenliebe fortgerissen

auf dem Wege aufopfernder und edler Handlungsweise, und die sittlich hervorragenden Führer der Menschheit schlugen damit geschichtlich den Weg zur Erlösung ein, indem sie als Religionsstifter die religiöse Grundidee durch eine hervorragende, edle, sittliche Handlungsweise, durch beispielgebende That, sowie durch Lehren und Gleichnisse einleuchtend machten. So geschah es, daß sich durch den ganzen Verlauf der urzeitlichen Religionsgeschichte die Idee der Erlösung und Befreiung tief in die Gedankenkreise der Culturvölker für ewig einlebte. — Erwartungsvoll blickten die Völker des Orients in die Zukunft, ahnungsvoll schauten sie zum Himmel, um die Sterne zu deuten und sich der Zeit zu vergewissern, in der ihnen der Messias erscheinen würde.

War die Messiasidee im Verlaufe des geistigen Entwickelungslebens erwachsen, hatte sie Boden gefunden unter allen höher denkenden und tiefer fühlenden Völkern, so mußte sie an Inhalt sich bereichern und an Werth gewinnen, sobald sich der Druck der Uebel durch den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse und durch die Misstände äußerer Verhältnisse vermehrte. Die ursprüngliche Entwickelungsgeschichte der Culturvölker, die innig, wie wir sahen, verknüpft war mit dem Aufschwunge des religiösen Lebens, und deren Hauptschauplatz das südliche Asien und nordöstliche Afrika war, ist überreich an Thatsachen und tiefgreifenden Ereignissen, welche geeignet waren, den Druck gefährlicher, unerträglicher und unsittlicher Uebel nach allen Seiten hin fühlbar zu machen. — Werfen wir Blicke zurück auf die furchtbaren Rassenkämpfe der Urzeit, ferner auf die Kämpfe, in welche die Culturvölker des Orients durch die nach weltlicher Herrschaft strebenden Priesterkasten in so früher Zeit verwickelt wurden, und nehmen wir dazu die dauernde Streitsucht und Unverträglichkeit unruhiger Völkerstämme überhaupt, so entrollt sich uns mit Hinblick auf das Theater des urgeschichtlichen Entwickelungslebens der Culturvölker ein Bild tiefen Jammers und trostlosen Elends. Mehr wie anderswo auf der Erde hatte sich hier

im Herzen der Cultur- und Entwickelungsgeschichte, wo sich am tiefgreifendsten alle diese Kämpfe abspielten, und wo zudem ein heißes Klima das Fleisch und den sittlichen Willen der Völker erschlafften, eine sittenlose Versunkenheit eingeschlichen, welche das Mark der Stämme verzehrte. Ein Heer von Uebeln und aufreibenden Krankheiten nebst häufig ausbrechender Hungersnoth * durchzogen als Geisel alle diese südlichen warmen Landstriche des Orients, und alle diese Erscheinungen machen uns mit Hinblick auf die damaligen politischen Zustände den allgemeinen Aufschrei des Jammers nach Besserung und Erlösung unter allen morgenländischen Völkern hinreichend erklärlich. Kein Wunder daher, daß unter der Sonne der subtropischen Länder, in denen sich die Urgeschichte der religiösen Entwickelung vorzugsweise abspielte, auch die Erlösungsidee ihre höchsten Blüten trieb, undzugleich in den morgenländischen Gefilden alle berühmten Religionsstifter auftraten, welche durch ihre Lehren und ihr Wirken eben dieser tief sittlichen Idee einen sprechenden unvergänglichen Ausdruck verliehen.

Die Geschichte hat uns über die vorzeitlichen Religionsstifter verhältnißmäßig nur wenige Namen aufbewahrt; denn sie erinnert heute nicht mehr genau an alle jene Zauberpriester, Wunderthäter und Propheten des Orients, welche in hervorragender Weise direct oder indirect auf die Erlösungsidee hinwiesen, da die historischen Urkunden nur bis zu jener Epoche zurückreichen, in welcher die Schrift Anwendung bereits fand. Die wenigen Namen aber, welche über diese Epoche hinausreichen, bieten wenig Verlaßliches, und schwieriger Untersuchungen bedarf es, um die hierher gehörigen Persönlichkeiten historisch genau festzustellen. Wie dem sei, in jedem Falle haben wir in den Propheten und hervorragenden Priestern der Vorzeit die ersten bedeutendern Krystallisationspunkte des urgeschichtlichen religiösen Entwickelungslebens zu suchen. Als solche dürfen wir unter

* Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 410.

den frühesten morgenländischen Religionsstiftern mit Recht Zoroaster, Moses, Confucius und Buddha betrachten. Einer schon historischen Zeit gehören sodann Christus und Mohammed an.

Sehr früh hervorragend unter allen erscheint uns in der Urgeschichte der Feuerpriester und Magier Zoroaster. Wie weit auch der in der Urgeschichte stets lebendige Mythus das Leben und die Persönlichkeit des Zoroaster mit luftigen Phantasiegebilden später ausgestattet hat, immerhin haben wir in historischer Hinsicht anzunehmen, daß von einem hervorragenden Manne und Propheten Irans eine Lehre als eigene Deutung und Zuspitzung der unter den Völkern herrschenden kosmo-magischen Weltanschauung ausging, welche ursprünglich zum Brennpunkte der Entwickelung der moralischen Idee im Religionsleben der orientalischen Culturvölker werden sollte. Der endliche Sieg des Wahren und Guten über die angewachsene, sich verdichtende Macht des Bösen, und die Erlösung und Befreiung, welcher das von den bösen Mächten umgebene und gedrückte Menschenthum entgegengehen soll, das war der tiefe philosophische Kern jener seltsamen Lehre über den Streit von Licht und Finsterniß, der Kern jener merkwürdigen Anschauung über die heilbringende Macht der geheimnißvollen Schwingungen des ätherischen Lichts, die ja noch heute ahnungsvoll unsern forschenden Sinn von wissenschaftlicher Seite in Anspruch nehmen. Der Sieg und Triumph des Guten über die schwarzen lichtzerstörenden Mächte der Bosheit, das war die Verheißung, die unter den Völkern des Morgenlandes sich weiter und weiter ausbreitete, das war der Hinweis auf die Erlösung vom Uebel, dem die geängstigten Völker freudig entgegenjauchzten. Erwartungsvoll harrten sie der Zeit, auf welche alle ihre Propheten hinwiesen, und mit religiöser Hingabe erwarteten sie die Stunde, da der Erlöser als ein befreiender Fürst des himmlischen Lichtes erscheinen würde. — Schon früh trat unter den Chinesen Confucius mit seiner Weissagung hervor, welche deutlich mit Hinweis auf die Lichtlehre die Idee der Erlösung durchblicken läßt. „Die Völker

erwarten den Heiligen, wie die welke Pflanze nach dem Thau lechzet", so lehrte ein Schüler des Confucius, Meng-tseu. „Hundert Chi, d. i. 3000 Jahre, sind nach den Büchern der Chinesen in der Erwartung des heiligen Mannes verflossen. Confucius war der erste, der seine Erscheinung im Westen voraussagte und ihn als Wiederhersteller des Reiches der Tugend am Ende der Tage bezeichnete. Er ist der von Anfang der Zeiten Ersehnte, fort und fort erwartet ihn das Volk und nennt ihn vorausverkündender euphemischer Weise darum auch seinen Beherrscher, den Sohn des Himmels."* Hat sich die sittliche Idee der Erlösung, wie wir hiernach sehen, tief nach Ostasien hin verbreitet, so ist es begreiflich, daß auch die Inder diese Lehre tief in sich aufgenommen haben. Als christliche Missionare in späterer Zeit zum ersten mal mit der Botschaft von der Erlösung Christi zu den Indern kamen, erstaunten sie, daß diesem Volke die große Kunde des Evangeliums nichts Neues sei. Wohl aber waren die indischen Brahmanen erstaunt, daß die christlichen Priester nur von einer einzigen erlösenden Menschwerdung Gottes zu berichten wußten, während ihnen die Noth und das Elend der Menschen so groß erschienen, daß sie mit Festigkeit an eine sich oft wiederholende Erlösung und Menschwerdung Gottes zum Heile der Menschheit glaubten. Die Brahmanen erklärten ferner mit Stolz, daß Chrischna, d. i. in ihren Augen Christus, der Gesalbte, zu ihnen bereits einige Jahrhunderte früher gekommen sei, wie zu den Juden, und alles was ihnen die Christen von seinem heiligen Lebenswandel zu erzählen wußten, war ihnen im Grunde nichts Neues. Die christlichen Missionare waren verwundert, ohne zu ahnen, daß das Märthyrerthum, wie es Christus erlebte, in der Geschichte derer, die mit heilbringenden Erlösungsideen auftraten, ein tragisches Geschick ist, das sich leider nur zu häufig in einer ähnlichen Weise auch anderswo

* Vgl. Sepp, „Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum", III, 73.

wiederholen konnte. Kämpft ja doch jeder Träger einer großen und neuen Offenbarung einen Kampf, um zum Siege auf dem Wege der Aufopferung und des Duldens und Leidens vorzudringen. Und wie der Kampf um neue fruchtbare Ideen den Geist nur zu häufig in tiefe Leiden stürzt, so erzeugen andererseits eine Reihe von schweren Prüfungen, Erfahrungen und tiefeingreifenden Leiden oft neue heilbringende Ideen und erlösende Offenbarungen. Und fürwahr, der Gedanke der Erlösung selbst gewinnt nur erst wahrhaft an Werth und Bedeutung, je mehr wir im Kampf um Leben und Dasein dulden und den Druck unvollkommener Verhältnisse hinreichend erfahren. — Wol kein Volk des Alterthums hat den sittlichen Werth der Erlösungsidee so tief durch seine geschichtlichen Erlebnisse erkannt und erfahren wie die Hebräer. Alles schien sich bei diesem Volke in psychologischer und historischer Hinsicht vereinigt zu haben, was den Boden für die Saat und das mächtige Wachsthum der Erlösungsidee vorbereiten konnte. Innige Familienanhänglichkeit, fromme und liebreiche Hingabe der Einzelnen an die Stammgemeinschaft, ein mächtiger Sinn für das Erhabene, der den hebräischen Charakter nicht nur demüthig, sondern im Hinblick auf trübe Erfahrungen oft sogar kleinmüthig stimmte, konnte angesichts einer vielbewegten erfahrungsreichen Geschichte diesem Volke die Idee der Erlösung und Errettung näher wie andern vor Augen führen. Mehr wie andere Völker gewannen daher die Hebräer, rücksichtlich ihrer psychologischen Naturanlagen, jenen mitleidsvollen, schwermüthigen Blick für das Elend, Mitgefühl für die Wunden ihrer Brüder und Verständniß für die Geschichte ihrer Leiden. Nicht hervorragend kriegerisch geartet, waren die Hebräer früh von andern Völkern unterjocht und elend gedrückt worden, und als ihnen dieser Druck im ägyptischen Lande zu unerträglich wurde, da entschlossen sie sich, geführt durch Moses, zur Auswanderung. Aber das langjährig unterjochte Volk war im Laufe der Zeit schwach geworden, überall, wohin es zog, wurde es von stärkerer Gewalt siegreich abgewiesen,

und zu vierzigjähriger Wanderung verurtheilt, lernte es, den Kelch des Elends bis zur Hefe lehrend, nicht nur den Werth sittlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit schätzen, sondern gewann auch jene innere Familienanhänglichkeit, die für die Entwickelung des sittlichen Pflichtgefühls und der tiefern Pietät, wie uns die Urgeschichte lehrte, vom Standpunkte der Religion von so hoher Bedeutung ist. In keinem Volke des Morgenlandes konnte daher die Prophetie in Bezug auf den Messias eine solche Höhe und Bedeutung gewinnen wie unter den Hebräern, und kein Volk war wie dieses geeignet, aus sich so tief sittliche uud religiös hervorragende Charaktere hervorgehen zu lassen.

So erklärt es sich, daß die Geschichte der Hebräer schon in früher Zeit zum Brennpunkt der religiösen Entwickelungsgeschichte erhoben wurde; denn kein anderes Volk hatte sich im Laufe der geschichtlichen Entwickelung die Fähigkeiten angeeignet, welche nothwendig waren, das sittliche Ideal zu verwirklichen. Was die Griechen für die Entwickelungsgeschichte der Kunst, das wurden die alten Hebräer für die Entwickelung des religiösen Processes. Aber so wahr das ist, so wenig sollte sich dieses hervorragende Volk, das einst der Stimme eines Moses gehorchte, dauernd an der Spitze des religiösen Entwickelungsprocesses behaupten. Wunderbar, zu eben der Zeit, als die erworbenen religiösen Eigenschaften in höchster Potenz in einem Wesen gipfelten und in einem erhabenen Charakter zum Ausdruck kamen, der uns durch seine Handlungsweise und seinen Lebenswandel ein unvergängliches Beispiel gegeben, ein Beispiel, das so erhaben war, daß allen Völkern an ihm deutlich der Werth aufopfernder Nächstenliebe und hiermit die sittlich-religiöse Grundidee überhaupt erkennbar wurde, da waren die Eigenschaften dieses Volks, und die nach sittlicher Unfehlbarkeit ringenden Fähigkeiten der Priesterwelt, bereits wieder gesunken. Es ist das eine für den Historiker höchst beachtenswerthe Erscheinung; denn es legt uns dieselbe zur Evidenz klar, daß ein früher auserwähltes und berufenes

legitimes Priesterthum mit der Zeit im Kampfe mit den feindlichen Mächten völlig entarten und die ursprünglichen Fähigkeiten zu seinem Berufe wieder einbüßen kann. Als der Messias erschien, war eine solche Entartung des legitimen, einstmals berufenen hebräischen Priesterthums thatsächlich eingetreten, es war zu einem hochmüthigen „Pharisäerthum" ausgeartet, in welchem sich der heilige Geist Gottes in seiner Reinheit nicht mehr verständlich machen konnte. Deshalb geschah es, daß Christus fernab von diesen dereinst berufenen Priestern als selbständiger Lehrer auftreten mußte, um sogleich mit den sogenannten Unfehlbaren der damaligen Zeit einen Kampf einzugehen. So lehrt uns die Geschichte des Religionslebens, daß kein noch so sehr ursprünglich berufenes geheiligtes Priesterthum in seiner Leitung vor dem Fluche der Entartung in das Pharisäerthum geschützt ist. Verwickelt in den Kampf, in dem alle Mächte sich befinden, in den Streit mit den unlautern bösen Gewalten dieser Welt sinkt nur zu leicht auch das ursprünglich mit den besten Waffen begabte Priesterthum, um sich zu entweihen, und gegen eine solche unbewußt eingreifende Entweihung schützt keine Annahme eines sogenannten Unfehlbarkeitsdogmas. Die Geschichte lehrt klar, daß jedes Priesterthum und seine Leitung im Kampfe mit der Sünde und den bösen Mächten sinken und steigen kann. Ist es gesunken, wie dereinst die berufenen Priester des „auserwählten Volkes Gottes", so knüpft die Geschichte der Erlösung oft seitab an ein scheinbar unberufenes Wesen an, das sich erst später durch geistigen Erfolg in der Geschichte beglaubigt. So mußte Christus in einem Stalle geboren werden, abseits vom Palaste des auserwählten Hohenpriesters, ebenso mußte, als wiederum die Leitung des dereinst berufenen christlichen Priesterwesens sich befleckt hatte, ein Nachapostel Christi (Luther) in einfacher Mönchsgestalt erscheinen, um den neuen Brennpunkt der heiligen Erlösungsgeschichte der Menschheit zu bilden und auf den Reinigungsproceß hinzuweisen, den die heilige Kirche in sich vorzunehmen hatte, wollte sie sich ihrer Entartung wieder entziehen. Schien

sich in Christus die höchste und vollkommenste Blüte am Baume des althebräischen Religionslebens entfaltet zu haben, so war zu eben dieser Zeit, da der Geist Gottes in Christus leuchtete, der Sinn dieses Volkes ebenso wie seine berufenen Priester bereits entsittlicht und die wahre Religion in ihnen bereits untergraben. Als die Blüte vom Baume fiel, sollte die Frucht daher am selben Baume nicht mehr reifen. Die Fähigkeiten und Eigenschaften, die sich in den Hebräern in sittlicher Beziehung ursprünglich so reichlich angesammelt hatten, schienen verderbt und nicht mehr auszureichen, die herrliche Frucht jener Blüte zu schützen und zur vollkommenen Reife gedeihen zu lassen. Tragisch und herzzerreißend wurde mit dem Auftreten Christi der Faden der religiösen Entwickelungsgeschichte in diesem erhabenen Volke zerrissen. Von neuem gerieth damit der sittliche Proceß in tiefe Schwankungen, und neue Brennpunkte mußten an andern Orten und unter andern Völkern entstehen, um der Fortentwickelung der Religion zu neuen Ansatzpunkten zu dienen. Aber immer von neuem sollte in ähnliche Schwankungen der geschichtliche Entwickelungsproceß der religiösen, sittlichen Handlungsweise hineingerathen. War auch mit dem Beispiele und der sittlich hervorragenden Handlungsweise Christi ein für allemal ein sicheres Ideal für das Streben der Sittlichkeit gewonnen, so errang die Menschheit und mit ihr die Priesterwelt im Laufe der Jahrhunderte dennoch nicht die Fähigkeiten, sich dieser eminent sittlichen Handlungsweise in dem Maße allgemein zu nähern, wie es dem Ideale gemäß zu fordern war.

Unablässig ringen noch heute alle Völker im sittlich-politischen Leben nach einer edeln und reinen Handlungsweise, die sich in ihrer Reinheit dem möglichst anschließt, was wir hinsichtlich unserer ästhetischen Bildung nach Seite des Gemüths so deutlich empfinden und in der Kunst erheben, versinnlichen und zum Ausdruck gestalten. — Und dieser Kampf, den wir mit uns selbst und dem Leben in sittlicher Beziehung kämpfen, ist auch dem Erkenntnißleben

nicht erspart, wenngleich wir auf diesem Gebiete, im Hinblick auf die bisherigen Leistungen und Errungenschaften, bereits eher hoffen dürfen, uns allmählich einer Stufe zu nähern, auf der die Zweifel mehr und mehr schwinden vor der deutlichen Erkennbarkeit der höchsten und erhabenen Idee, die wir von dieser Seite suchen im wahren Inhalte des ewig Unvergänglichen und Unendlichen. Erst dann, wenn es gelungen ist, diese Höhe der Erkenntniß im Geiste zu gewinnen, wird sich dieselbe mehr und mehr dem ihr ursprünglich verwandten Kunsttriebe ähnlich zeigen. Von neuem verschwistert, werden Kunst und Erkenntniß alsdann im Glanze eines neuen Lichtes Hand in Hand gehen, um mit vereinten Kräften auf die noch immer ungeläuterte Handlungsweise zurückzuwirken, und so auch sie zur Höhe ästhetischer Durchbildung heranzuziehen. Erst dann, angekommen auf diesem erhabenen Gesichtspunkte, werden sich auch im sittlich-politischen Leben alle diejenigen Ideale wahrhaft verwirklichen lassen, die wir heute nur erst ahnen und deshalb bisjetzt nur so unvollkommen anstreben.

Was wir in den letzten Abschnitten unserer Aufgabe gemäß zu entwickeln hatten, war die Urgeschichte und die Entwickelung des geistigen Lebens, aber der Verlauf dieser Entwickelung lehrte uns, daß dieser Proceß im wesentlichen zusammenfiel mit dem Aufschwunge des religiösen Lebens in der Menschheit überhaupt. Das religiöse Leben war ja die Wurzel, aus der sich die übrigen höhern Geisteskräfte als Triebe deutlicher differentiirten und sich selbständiger loslösten. Aber soweit sich alle in ihrer Entwickelung betrachteten verschiedenen Geistesanlagen voneinander trennen mögen, ihre Wechselwirkung in der einheitlichen Seele des Individuums dürfen sie ebenso wenig wie im Leben des ganzen Volks völlig verlieren. Je inniger aber in Zukunft diese Wechselwirkung unter allen Entwickelungsfactoren in den Völkern hergestellt ist, je mehr das ästhetisch gebildete Gefühl durch die geläuterte Erkenntniß Rückwirkungen auf die noch unsichere sittliche Handlungsweise ausübt, und je vollstän-

diger zugleich die nach allen Seiten hin gespannten Kräfte in dieser Beziehung ins Gleichgewicht gesetzt werden, um so reicher und reiner wird sich das Geistesleben der Menschen zukünftig in seinem Glanze und seiner Schönheit überhaupt entfalten.

Wie im Texte bereits erwähnt wurde, sind es häuptsächlich die subtropischen Länder des Orients, in denen die Religionsstifter der Reihe nach auftraten. Hier in diesen Landstrichen hatte sich die Fülle des Stoffs angesammelt, der zur Unterlage der Entwickelung des religiösen Processes diente. Erst der Verlauf der Urgeschichte beantwortet uns die Frage: weshalb gerade diese Länder die vorzüglichsten Krystallisationspunkte zur Fortentwickelung des religiösen Processes hervorbrachten. Im Rückblick auf die Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts überhaupt erklärt es sich leicht, daß in der Zone der subtropischen Landstriche, wo die Brennpunkte der alten Cultur lagen und wo das Hauptheater des geistigen Aufschwungs überhaupt gesucht werden mußte, auch die Knotenpunkte der religiösen Entwickelung gefunden werden. Denn der primitive geistige Aufschwung, das zeigte sich uns, war innig verwachsen mit der Ausbildung des religiösen Lebens. Allein wir werden nicht verkennen dürfen, daß es nicht nur der bloße politische und historische Entwickelungsgang der Ereignisse war, der die Anregungen zu dem Aufschwunge des geistigen und religiösen Lebens nach einer ganz bestimmten Richtung hin (und zwar zur Messiasidee) darbot, sondern daß hierzu auch entferntere Factoren hinzukamen, die wir in dem Charakter der bestimmten Weltgegend, und also im Klima und der Natur des Himmelsstrichs aufzusuchen haben. Wir werden diese Factoren nicht ganz zu übersehen haben, ohne daß wir so weit zu gehen haben, wie das Buckle mit seiner lebendigen Phantasie zu thun versucht. „Geben wir ihm Gehör", sagt Oskar Peschel *, „so wäre nichts einfacher und faßlicher als die Rückwirkungen des Wohnorts auf die Erscheinungen der Gemüthswelt. Da wo die Natur mit großen Schreckmitteln den Menschen beängstigt, wird die Einbildungskraft stärker entwickelt werden als der Verstand, und dort wird der Wunderglaube üppiger ins Kraut schießen. Italien, Spanien, Portugal, sagt Buckle, werden in Europa unter allen Ländern von Erdbeben am meisten heim-

---

* Vgl. „Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung" („Ausland", Jahrg. 1869, S. 407).

gesucht, Erdbeben schüchtern das menschliche Gemüth ein, und folglich hat sich bei ihren Bewohnern mehr als anderwärts der Glaube an Eingriffe übersinnlicher Mächte in die physische Weltordnung zäh erhalten. — Daß Portugal unter die erdbebenreichsten Länder gezählt wird, mag die schwere Katastrophe, welche Lissabon vor mehr als hundert Jahren betraf, einigermaßen rechtfertigen, obgleich sie in ihrer Großartigkeit vereinzelt steht, aber Spanien, obgleich nicht gänzlich verschont, gehört doch nicht unter die vorzugsweise oder nur streng heimgesuchten Länder. Japan, welches so oft unter dem Dreizack des Poseidon erzittern muß, wird von einem heitern, zu Schelmerei und Kurzweil stets aufgelegten und in religiösen Dingen sorglosen Menschenschlag bewohnt. Rußland wiederum ist fast gänzlich frei von Erdbeben; aber von einem Exorcismenspuk, wie er in der griechischen Kirche noch vorherrscht, ist Italien doch schon längst gereinigt."

„Ueben die Drohungen und Beängstigungen, welche mit irgendeinem Wohnort verknüpft sind, über die Gemüther einer Bevölkerung jene Herrschaft, die ihnen Buckle zumuthet, so müßten die Holländer viel wundergläubiger sein als die Belgier. Ihnen droht beständig, und ganz vorzüglich zur Zeit der Syzygien des Mondes, ein Gegner, der so wenig Erbarmen kennt wie das Erdbeben, nämlich das Meer, das sie als Bewohner unterseeischer Fluren um ein Erbstück geschmälert haben. Oft genug schon hat sich die verdrängte Macht gerächt, wie damals, als der Zuydersee und der Dollart durch plötzliche Einbrüche sich füllten und alle Ortschaften sammt ihren Bewohnern hinabschlangen." Schlagender wol sind alle derartige Ansichten, welche ohne weitere psychologische und historische Einsicht von vornherein bedeutende Einflüsse der Außenwelt für die innere Entwickelung des Geistes, und besonders der Religion, constatiren zu können meinen, nicht zu widerlegen. Nur erst dann, wenn wir den Werth der psychologischen Grundlage geprüft und den historischen Entwickelungsgang der Erweiterung eben dieser Grundlage genau erkannt haben, kann es gelingen, den Einfluß entfernter physischer Factoren auf den Aufschwung, resp. den Verfall, der Gesittung und des Geisteslebens genügend zu begreifen. Nur erst dann bewahrheitet sich das tiefe Wort A. von Humboldt's: „daß das Wesen und der Naturcharakter verschiedener Weltgegenden mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit der seiner Cultur auf das innigste verknüpft ist", und desgleichen der nicht minder wahre Ausspruch des nämlichen Autors: „Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen, gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höhern Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz."

Nichts ist aber geeigneter, diesen Reiz zu erhöhen, als das Studium der Urgeschichte und der ursprüngliche Verlauf des geistigen Entwickelungslebens, der in Bezug auf obenerwähntes geheimnißvolles Ineinanderwirken, wie wir gesehen haben, so viele wichtige Data an die Hand gibt.

Was die im Orient entstandenen Messiassagen anlangt, so sei hier bemerkt, daß in China die Bücher Likiyki einen Helden ankündigen, der alle begangenen Verbrechen der Welt sühnen und die verderbte Welt wieder in ihren frühern Stand zurückbringen werde. Ferner heißt es, Tien-gien wird der Gottmensch sein, er wird unter den Menschen wohnen, obwol sie ihn nicht kennen, und man wird ihn geiseln und schlagen. Fast könnte man vermuthen, daß diese Anschauungen der Bibel entlehnt seien, und doch liegt hierzu nicht der geringste Grund vor, denn alle diese Ideen über das Märtyrerthum des Gottgesandten sind ebenso wenig entlehnt und der Heiligen Schrift entnommen, wie Platon's Schilderung des Gerechten, von dem es heißt: „Tugendhaft bis zum Tode wird er für einen Ungerechten und Verkehrten gelten und als ein solcher gegeiselt, gemartert und zuletzt ans Kreuz geschlagen werden.“ Gewiß, diese Worte sind psychologisch wahr, und deshalb sind sie prophetisch, sodaß Rousseau in seinem „Emile“ I, IV, leicht bekennen durfte: „Wenn Plato in seinem Bilde von dem Gerechten, diesen, der aller Belohnungen der Tugend würdig ist, mit aller Schmach des Verderbens bedecken läßt, so malt er Zug für Zug Jesum Christum.“ Wir sehen, es liegen psychologische Gründe vor, welche von allen Seiten, d. h. unter den verschiedensten Völkern die Weissagungen über das Schicksal des Messias ähnlich lautend ausfallen ließen. Die wahre, moralische und religiöse Idee der Geschichte hat sich daher auf psychologischem Wege viel weiter verbreitet als das engherzigen Priestern glaublich erscheint, welche nur meinen, auf dem Wege wunderlicher Dogmatik diese allgemeine Verbreitung erzielen zu können. Was aber der Verbreitung des Christenthums unter vielen Völkern am meisten entgegensteht, ist nicht etwa das Unverständniß für die Auffassung des tiefsten edeln Kerns und der eigentlich religiösen Grundidee, sondern gerade eben nur die Art und Weise der bestimmten dogmatischen Einkleidung, die oft unpsychologisch in vieler Hinsicht sich unter andern Völkern keinen psychologischen Boden erringen kann. Dies ist aber namentlich bei denjenigen Völkern der Fall, welche die Messiasidee *sehr früh* in sich aufgenommen und in eine eigene Form eingekleidet haben, die, gleichfalls von Priesterhand herrührend, sonderbar in ihrer Art der Gestaltung genannt werden muß. Hier tritt denn hinsichtlich der Verbreitung eine orthodoxe speculative Priesterdogmatik der andern gegenüber, beide suchen sich für immer

auszuschließen, denn beide leiden an gleichen Mängeln, und keine will einlenken auf den psychologischen Weg der Verständigung, um die allein wahre und höchste psychologisch-religiöse Grundidee zu retten. Man kann daher mit Recht behaupten, daß sich die Idee des wahren Christenthums nur erst dann unwiderstehlich allgemeiner ausbreiten wird, wenn im Laufe des geistigen Entwickelungsprocesses durch Bildung von allen Seiten das Beiwerk einseitiger Priesterspeculation wieder beseitigt worden ist.

Wie bereits oben angedeutet wurde, war es ursprünglich die Zoroaster'sche Lehre, welche der psychologisch-religiösen Grundidee den ersten deutlichern Ausdruck verlieh und die den Anstoß zur weitern Entwickelung des hierher gehörigen Gedankenkreises unter den morgenländischen Völkern gegeben hat. Die Lehre Zoroaster's ist verhältnißmäßig viel älter, als gemeinhin angenommen wird. Duncker datirt ihren Urheber 13 Jahrhunderte vor Christus zurück, und nach den neuesten Forschungen von Martin Haug haben wir Grund, die Entstehung dieser Lehre noch um ein Jahrtausend weiter zurückzuverlegen. Das Wesentlichste der uralten Lehre Zoroaster's ist die thatsächliche Anerkennung einer dem Guten feindlichen Macht, die im Stande ist sich zu behaupten und eine gewisse Herrschaft zu gründen, deren Anhänger vernichtend und zerstörend gegen die Segnungen des Heiligen und Wahren und Guten verfahren. Trotz aller Anerkennung der geschichtlichen Herrschaft der Uebel und aller derjenigen bösen Kräfte, die dasselbe in unserer Umgebung verwirklichen, prophezeit Zoroaster jedoch den endlichen Sieg des Guten und gibt Vorschriften, wie der Mensch handeln soll, um des Guten und Reinen theilhaftig zu werden. Daß diese Ideen ihren Anstoß erhielten durch den ästhetischen Effect, den die in der Natur sich entgegentretenden Eindrücke von Licht und Finsterniß auf unser Gemüth ausüben, haben wir im Text bereits angedeutet, indem wir schon an frühern Orten leise daran erinnerten, in welch eine seltsame geheimnißvolle Beziehung die kosmischen Erscheinungen von Licht und Finsterniß zu unserm Gemüth überhaupt treten, sobald sich eben das Gemüth thatsächlich im Menschen nur erst bis zum gewissen Grade entwickelt hatte, sodaß der Geist ein tieferes Verständniß und dauerndes Interesse für die Wunder des Makrokosmus gewinnen konnte. Denn das war das Resultat unserer psychologischen Ausführungen, daß die äußern Erscheinungen nur erst dann zu uns in eine wahrhaft tiefe Wechselwirkung treten, und also nur dann erst zu unserer Seele deutlich zu reden beginnen, sobald der Geist durch Bildung, Entwickelung und Reife innerlich selbst sein Entgegenkommen durch erworbenes Verständniß zu beweisen im Stande war. — Nach-

dem sich Gemüth, Auffassung und Geist durch die der Reihe nach nachgewiesenen empirischen Anstöße entwickelt hatten, da waren die Ausführungen und Lehren Zoroasters um so nahe liegender, als alle Elemente derselben bereits, wie wir sahen, in den Einzelanschauungen der kosmo-magischen Gesammtanschauung nach der Feuerepoche zerstreut lagen, sodaß es nur eines geschickten prophetischen Mundes bedurfte, um diese Theile folgerichtig zu sammeln und lehrreich zu verwerthen. Daher können wir uns nicht wundern, daß selbst in Amerika ganz deutliche Anklänge an die Zoroaster'sche Grundansicht bei den Mexicanern wiedergefunden werden. Mögen diese Anklänge nun ein psychologischer Fingerzeig sein für ein ähnlich geartetes Nachdenken und Auffassungsvermögen der amerikanischen Culturvölker mit den Culturvölkern der alten Welt, oder mögen sie (durch ihre Mythen, aus denen sie stammen) zurückdeuten auf eine uralte Verbindung des Ideenaustausches unter diesen weit getrennten Völkern, oder endlich mögen sie (weil sie nach der Aufnahme der kosmo-magischen Weltanschauung zu nahe liegend waren) hier selbständig erzeugt worden sein, immerhin ist es von Interesse zu bemerken, daß selbst die mexicanischen Völker von gleichen und doch sehr ähnlichen Grundlehren befangen waren. Bei den amerikanischen Culturvölkern war Quetzalcoatl der Urheber alles Guten und Reinen und der ewige Freund des Friedens, ihm zur Seite stand Tetzkatlipoka, der Lebenschaffende und Lebenerweckende (also das Licht *), ihm gegenüber trat Huitzilopochtli, d. i. der Schreckliche und Verderbenbringende. Knüpft sich an die erste Gottheit das Moment der Liebe und des Wohlwollens, so kommt hier im letztern das Moment der Furcht vorwiegend zum Ausdruck. Der Huitzilopochtli hat mannichfache Bedeutungen angenommen. Er wurde anfangs durch den Mythus zum Gott der Fruchtbarkeit erhoben, auch wird von Huitziton gesagt, er habe die Azteken auf ihrem Auswanderungszuge Feuer reiben gelehrt. ** Wie dem sei, es mischte sich später mit den Vorstellungen des Huitzilopochtli nicht sowol die Macht des Lebengebens, als auch die des Lebenverderbens und des Zerstörens. Deshalb wurde er der Grausame und Schreckliche. Ihm brachten die Mexicaner die großen Menschenopfer, die sich nach spanischen Berichten jährlich auf 20000 Häupter beliefen, auch wurden ihm die Kinder ge-

* Genauer das Feuer; denn Tetzkatlipoka heißt der rauchende Spiegel. Dieser Gott führte als Hauptattribut zwei rauchende Fackeln, und sein Bildniß war aus schwarzem Stein gefertigt, der von den Einwohnern „der göttliche Stein" genannt wurde. (Vgl. Müller, „Geschichte der amerikanischen Urreligionen", S. 613.)

** Clavig., I, 178; Müller, S. 596.

weiht, indem man dieselben an Leib und Brust durch Einschnitte zeichnete. So, sahen wir, nahmen die Mexicaner eine aufbauende, bejahende Gottheit und eine zerstörende Gottheit an, der Gegensatz aber, der sich hieraus ergab, erschien ihnen ebenso wenig wie dem Zoroaster als dauernd möglich, und so lehrten sie denn ähnlich wie jener, daß Quetzalcoatl als Fürst des ewigen Friedens den Kampf zwischen Tetzkatlipoka und Huitzilopochtli ausgleiche, um als Messias endlich ein Reich des Glücks und der ewigen Wohlfahrt zu begründen. — Es ist also auch hier der durchgefühlte Kampf zweier disharmonischer Mächte und deren Einflüsse, welcher der religiösen Weltanschauung dieser von den Culturvölkern der alten Welt so weit abseits sich entwickelnden Amerikaner zu Grunde lag.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen flüchtigen Gesammtrückblick auf die Geschichte der Religion, so zeigt sich, daß wie die Religion im einzelnen Menschen ihre Wurzeln in der Gesinnung und im Herzen hat, im weitern vorzugsweise ihre Heimstätte im Staats- und Familienleben zu suchen ist. Auch das entstehende Priesterthum konnte sich nur begründen und erhalten im Staate und im wohlgeordneten Gemeindeleben. Das eigentliche Priesterthum, dessen Bestrebungen wir die frühesten tiefern geistigen Errungenschaften verdanken, indem es zugleich Nächstenliebe und moralische Gesinnung mit der Religion verbreitete *, fand nicht nur bis zum gewissen Grade geschichtlich bereits ein recht wohlgeordnetes Staatsleben unter den Völkern, sondern zugleich einen bereits bestimmt entwickelten religiösen Fond vor, und ohne diesen vorgefundenen geebneten Boden wäre die culturgeschichtliche Mission des entstehenden Priesterthums unausführbar gewesen. Es ist daher, von seiten der heutigen Leitung des katholischen Priesterthums geschichtlich betrachtet, im höchsten Grade ungerecht, daß sie die göttliche Aufgabe der weltlichen Macht und deren erziehungsthätigen Einfluß auf das sociale Leben so gering anschlägt, daß sie diese Macht sich unterzuordnen bestrebt ist, während man doch im höchsten Falle nur berechtigt wäre, mit Rücksicht auf die Geschichte die Missionsarbeiten von Kirche und Staat einander zu coordiniren, da ja der Staat bereits in seiner Weise, ehe noch an die Begründung einer eigentlichen Kirche irgendwie gedacht werden konnte, eine hohe Aufgabe mit göttlichem Beistande erfüllt hatte. Mag man sich daher drehen und wenden wie man will, die Kirche als solche ist immerhin nur die Tochter des Staats, denn auf dem Boden seines fruchtbaren Mutterschoses konnte dieselbe allein

* Vgl. Buch 5, Kap. 3.

erst in vollendeter Gestalt zur Geburt kommen.* Will man daher im geschichtlichen Sinne etwa eine Unfehlbarkeit im Missionsleben der am meisten zur Erlösung der Menschheit beitragenden Kirche gelten lassen, so könnte sich höchstens dieselbe aus dem Zusammenwirken der beiden durch Gott zur Erziehung der Menschheit berufenen Factoren, nämlich aus Staats- und Kirchenleitung ergeben, niemals aber einseitig und absolut in einer Hand liegen. Hiermit würde sich daher immer wieder die auch von berühmten Vertretern der katholischen Kirche vertheidigte Ansicht feststellen, daß die Unfehlbarkeit überhaupt nur einem richtig zusammengesetzten Concile zugesprochen werden könne, in welchem aber auch, wie hinzuzusetzen, die berufenen Staatsleiter gleichwerthige berathende Stimmen besitzen. Die katholische heutige Hierarchie übersieht den Werth dieser Beistandsleistung von seiten begabter Staatsleiter, sie tritt dem Staate, sich selbst einseitig überhebend, entgegen, und es bleibt dem Historiker nur übrig in Bezug hierauf zu antworten: „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden, wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden." Aber selbst ein regelrecht zusammengesetztes Concil wird sich nicht früher eine Unfehlbarkeit vindiciren können, als die Vorsehung durch den Erfolg der Geschichte im Laufe der Jahrhunderte seine Entschlüsse thatsächlich beglaubigt hat. Der sogenannte unfehlbare Sieg der sittlich-religiösen Grundwahrheit und des sittlichen Fortschritts in der Geschichte, an welche wir alle wol festhalten, ist als Anticipation, innerhalb „des schweren Kampfes", in welchem sich hienieden die Wahrheit (und die Kirche) mit den Mächten der Lüge, der Bosheit und der sündlichen Gewalt noch fortdauernd befindet, sittlich betrachtet ebenso jesuitisch hochmüthig wie lächerlich. Es erinnert eine solche Anticipation des Sieges an das eitle Siegesgeschrei, das wir bei den Franzosen schon vor dem Kampfe zu hören gewöhnt sind und das sich schon so oft gestraft hat. Die wahre Kirche Christi hat, will sie den Kampf mit Sünde und Bosheit in dieser Welt tief genug würdigen, keinen Grund zu solchem Hochmuthe, mit dem ja der Teufel bekanntlich zugleich stets in der Geschichte die Obern, besonders die Kirchenobern und Priester (Pharisäer) geblendet hat, wenn er sie verderben wollte. Die wahre Kirche Christi soll in sich selbst froh und innerlich siegesbewußt, aber nach außen hin demüthig und bescheiden sein, sie soll ihre Unfehlbarkeit des Sieges daher bezüglich jener Welt innerlich ahnen und glauben,

---

* Oder, was auf das Gleiche herauskommt, der heilige Geist Gottes wählte sich die frühesten und ersten Werkzeuge zu seinem Erlösungswerke unter den hierzu befähigten weisen Staatslenkern.

nicht aber durch Feststellung als Dogma in dieser Welt bereits zum anticipirten Wissen erheben. Nur erst am Ende des Kampfes, im Rückblick auf den gewonnenen Sieg, kann die sogenannte Unfehlbarkeit hienieden als Product der Geschichte sich enthüllen, jede Anticipation in Form eines wissentlich ausgesprochenen Dogmas in dieser Hinsicht ist dem christlichen Dulderthum und seinem Kampfe in dieser Welt völlig fremd. Das Wesen unsers christlichen Schaffens und Handelns liegt eben im Kämpfen um die sittlichen Ziele, wüßte ein Kämpfer aber im voraus, daß er unfehlbar siegen würde und müßte, so wäre sein Kampf als solcher nur eine unwirkliche Farce, die sinnlos wäre, da der Kampf selbst hienieden, wie es Christus am Oelberge bewiesen, thatsächlich nur ein relativ wahrscheinliches Hoffen, nicht aber ein absolutes unfehlbares Wissen des Ausgangs voraussetzt. So gewiß wir in religiöser Hinsicht den endlichen Sieg der sittlich-religiösen Wahrheit in dieser Welt der Lüge und des Irrthums erhoffen und mit Wahrscheinlichkeit erstreben, so wenig sind wir im Stande, mit absoluter Gewißheit, und eine solche schließt eben eine Unfehlbarkeit in sich, in eben dieser Welt darüber zu reden und von hier aus zu urtheilen. Alle derartigen Ansichten, zu denen sich der Jesuitismus verstiegen, beruhen auf Unkenntniß des Problems über relative, freie (wahrscheinliche) und absolute, das heißt eben unfehlbare Bewegung des Fortschritts in der Geschichte. (Man vgl. die auf den letzten Punkt bezüglichen Ausführungen S. 371 fg. dieses Buches.)

11.

Die Pythagoreer.

Die Förderung der urgeschichtlichen Priesterbeschäftigungen, insbesondere die hervorragende Förderung von Musik, Himmelskunde und Mathematik durch die Pythagoreer. — Die Verschmelzung der Grundideen von Kunst und Wissenschaft und Religion in der pythagoreischen Weltanschauung und der Hinweis auf die Idee des Kosmos.

Der Mensch hatte Himmel und Erde durchforschen lernen, und das ins Unendliche blickende Auge hatte sich in seiner Kraft erweitert und der Geist veredelt. Wir haben im Laufe der Entwickelungsgeschichte die Gründe kennen gelernt, die unser Augenmerk rücksichtlich der tiefern geistigen Entwickelung vorzugsweise auf die Griechen lenkten. Alles schien sich unter dem heitern Himmel Griechenlands vereinigt zu haben, was die Triebe des Geistes, die unter den hier eingewanderten Völkern so üppig wucherten, zu einer vollendetern Blüte entfalten konnte. Kunst, Wissenschaft und Religion hatten sich hier nebeneinander hoch entwickelt, und obwol deutlich voneinander geschieden, feierten diese geistigen Triebe dennoch hier in vollendeter Wechselwirkung einen tiefern Bund der Eintracht. In keiner philosophischen Schule kam die Eintracht dieser geistigen Entwickelungszweige indessen so früh und so vollendet zum Ausdruck wie in der der Pythagoreer. Die Pythagoreer bildeten eine Gesellschaft, welche zunächst durch religiöse sittliche Uebungen ihre Glieder veredeln und dem griechischen Ideale der Tugend gemäß

bilden wollte.* Aber diese sittlich-religiösen Bestrebungen wurden getragen durch die Bildung des Gemüths und Gefühls vermöge der Einflüsse der Kunst. Vorzugsweise war es die Musik, die recht eigentlich als diejenige Kunst bezeichnet werden konnte, welche die religiösen sittlichen Gefühle bilden half, und welche daher, wie wir sahen, seit frühester Zeit durch Priesterhand gefördert und gepflegt worden war. So geschah es, daß die Pythagoreer auf die natürlichste Weise die Musik zur Hand nahmen, um die sittliche und religiöse Bildung zu befördern, sie folgten hiermit nur unwillkürlich einem Antriebe, dem die ganze Priesterschaft der vorzüglichsten Culturländer, welche sich ja um Erfindung und Entwickelung der Musik so hohe Verdienste erworben hatte, in der gleichen Weise gefolgt war. Aber der griechischen Sekte der Pythagoreer war es vor allen übrigen beschieden, durch ihre hervorragende Begabung diese alte Priesterkunst, wie wir sie in historischer Hinsicht wol nennen dürfen, am meisten zu fördern. Diese Förderung hatte zugleich noch einen andern Grund, der uns von neuem an die Beschäftigungen des alten Priesterthums erinnert. Die Pflege der Himmelskunde und der Astrologie nämlich waren es, die, wie wir gesehen haben, vorzugsweise dazu aufforderten, auch die mathematische Wissenschaft zu fördern. Zahl, Maß, Eintheilung und Berechnung bezüglich der Himmelserscheinungen waren nothwendig geworden, um tiefere Orakel spenden zu können, wie sie in späterer Zeit in den Culturländern des Orients verlangt wurden. Wie früh waren daher in den Priestergemeinschaften die mathematischen Künste und Hülfsmittel zur Geltung gekommen, wie weit hatten es hierin die Babylonier, die Chaldäer und andere begabtere Völker des Orients gebracht. Wie nahe aber lag es daher, daß eine sich in Griechenland bildende Sekte mit sittlich-religiösem Grundcharakter sich mit um so größerm Fleiße diesen alten historisch überlieferten Priesterbeschäftigungen hingab, als deren

* Zeller, „Abhandlungen“, S. 38.

Mitgliedern zugleich eine ganz besondere Anlage zukam, diese Thätigkeiten mit philosophischem Geiste tiefer zu durchgeistigen. So erklärt es sich auf die einfachste Weise, daß sich im Hinblick auf die Musik und im Hinblick auf die Himmelskunde der damaligen Zeit eine philosophische Anschauung ausbilden konnte, die Zahl, Maß, Verhältniß und endlich die Harmonie überhaupt zur Grundlage ihrer ganzen Weltbetrachtung machte. Es liegt nicht mehr in dem Bereiche unserer Aufgabe, historisch den genauern Zusammenhang aufzusuchen, der durch das Leben und die Erlebnisse des Pythagoras, als Stifter der nach ihm benannten Gemeinschaft, mit den Anschauungen und Beschäftigungen einzelner Priesterschaften anderer Länder des Orients bedingt sein könnte. Wie viel oder wie wenig von dem Leben des Pythagoras auch vielleicht zu beglaubigen ist: daß die Pythagoreer Anklänge in ihren Beschäftigungen und vielen andern Einzelheiten an die Priesterschaften des Orients verrathen mußten, würde sich ohnehin auf die natürlichste Weile erklären. Daß indessen die Wissenschaft der Priester, nämlich die Himmelskunde, im Hinblick auf die alte Priesterkunst der Musik und im Hinblick auf eine tiefere mathematische Grundanschauung, somit die Zweige von Kunst und Wissenschaft zu einer tiefern philosophischen Gesammtanschauung verschmolzen wurden, um einen erhabenen Hintergrund zu bilden, an dem sich die sittlich-religiösen Antriebe der gestifteten Gemeinschaft erheben und erbauen konnten, das bleibt ohne Zweifel das eigene Verdienst der Pythagoreer. In diesen letztern Bestrebungen trat eben jener philosophische Zug zu Tage, der die Griechen den übrigen Priestergenossenschaften anderer Völker gegenüber so hervorragend charakterisirte. Daß sich Dichter, Sänger und Priester der frühesten Zeit in ihren Hymnen auf die Götter und den Kosmos in Griechenland oft in Anschauungen ergingen, welche hier und da mit den Producten von Priestern anderer Länder im Einklange waren, wird kaum zu bezweifeln sein, aber schon die frühesten Erzeugnisse der eigentlichen Philosophen in

Griechenland tragen den Charakter eines freiern Geistes an sich, der sich weit über die Anschauungen des Priesterthums hinaushob. Nicht den außerweltlichen, über und hinter dem Kosmos stehenden Göttern gestand ein Thales von Milet die Macht zu, die kosmischen Kräfte zu bilden, sondern vielmehr innerhalb des Kosmos selbst, nämlich im Wasser, glaubte er thatsächlich diese schöpferische Grundkraft aufsuchen zu müssen. Die frühesten griechischen Sänger und Philosophen, die Wasser, Luft und Feuer u. s. w. zur Grundlage solcher frühesten philosophischen Betrachtungen machten, waren aber in gewissem Sinne noch unvollendete naive Materialisten. Diesen gegenüber war es allerdings den Pythagoreern beschieden, den tiefern Grund zu einer idealern, umfassendern Weltanschauung zu legen, denn nicht in den bloßen Stoffen selbst, sondern in den Formen und Verhältnissen derselben zueinander suchten sie die Grundlage ihrer Betrachtung. Es war der Grundbegriff der Ordnung, nach welcher alles in harmonischer Gliederung zueinander stehen sollte, wie es die Kunst der Musik zunächst nahe gelegt hatte, der die Pythagoreer begeisterte und sie dahin führte, das Wesen dessen, was wir Κοσμος oder Weltordnung nennen, tiefer zu begreifen. Unverkennbar war es also die Grundidee der Kunst, die hier das Wissen bereits zu beherrschen begann, oder sich doch tiefer mit ihm zu verbinden suchte. Mit dem Hinweis auf die Pythagoreer schließt das Bereich der Urgeschichte ab; wir haben mit diesem Hinweise auf die frühesten philosophischen Bestrebungen der Griechen sogar das Gebiet der Geschichte bereits berührt. Was bei den Pythagoreern in einer freilich noch unvollendeten Weise im Beginne der geschichtlichen Zeit zum Ausdruck gekommen war, nämlich die innige Verschmolzenheit von Kunst, Wissenschaft und Religion in der tiefern Weltbetrachtung, das bleibt in einer höhern, vollendetern Weise offenbar das geschichtliche Ziel aller tiefern geistigen Bestrebungen.

12.

Rückblicke und philosophische Ergebnisse.

Kant's Ansicht über die Natur der „Dinge an sich". — Die Veränderung der Anschauung durch den fortschreitenden Wechsel des innern Gesichtspunktes. — Rückblick auf die Thatsachen, welche diesen Wechsel in der Geschichte des Menschengeistes zu Stande gebracht haben. — Der Verlauf der äußern historischen Ereignisse zwingt die Seele zur Anknüpfung an hervorragende Stützen, welche die Körperwelt bietet, und diese werden zu Vehikeln der geistigen Entwickelung. Die äußern Stützen spielen gleichsam die Rolle einer Stufenleiter. — Der geschichtliche psychologische Entwickelungsproceß lehrt eine tiefere Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und Mikrokosmus und Makrokosmus. — Ist diese Wechselwirkung Zufall? — Leibniz und der Gedanke der Harmonie. — Die Thatsachen unserer nähern Umgebung widersprechen der Harmonie. — Auch Herder erblickt überall Harmonie, ohne indessen den Umfang der Uebel im naturgeschichtlichen Entwickelungsproceß genügend zu übersehen. — Die Harmonie offenbart sich nur im Hinblick auf die Gesammterscheinung des Makrokosmus, spricht sich im reinen Gefühl und in der Kunst aus, steht indessen in zu hohem Contrast gegenüber den Unvollkommenheiten des äußern Lebens und den Uebeln der nähern Umgebung, in welche Handlung und Erkenntniß eingreifen. — Der geschichtliche Zug zur Erlösung und die sittliche Aufgabe. — Die Wechselwirkung des Zufalls herrscht nur im Chaos, die der geforderten völligen Conformität dagegen nur in der vollkommenen Harmonie der Weltordnung. — Wir stehen auf der Umgebung unsers Planeten in einem Proceß, in welchem die Causalität noch nicht frei ist vom Drucke widerspruchsvoller, hemmender Mängel, die disharmonischen, unvollkommenen und gesunkenen Zuständen angehören. — Das Problem des Kriticismus und das geschichtliche Entwickelungsleben des Geistes. — Die Entstehung des Widerspruchs ist der Aufgabe des heutigen Kriticismus gemäß geschichtlich zu erklären. — Der

Widerspruch ist im Rückblick auf die geschichtlichen Thatsachen weder objectiv nothwendig (Hegel und die Idealisten), noch subjectiv illusorisch (Herbart und die Realisten). — Nur erst der geschichtliche Entwickelungsproceß des Geisteslebens gewährt eine klare Einsicht in die geheime Wechselwirkung zwischen Seele und Körperwelt, sowie zwischen Mikrokosmus und Makrokosmus. — Hinweis auf den hohen Aufschwung des Geisteslebens durch die Erkenntniß des Makrokosmus. — Schlußbetrachtung.

„Daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, daran ist gar kein Zweifel, denn wodurch sollte das Erkenntnißvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und theils von selbst Vorstellungen bewirken, theils unsere Verstandesfähigkeiten in Bewegung bringen." Vielleicht mehr wie jede andere psychologische oder empirische Betrachtung war der Verlauf der behandelten Entwickelungsgeschichte des ursprünglichen Geisteslebens dazu geeignet, uns die Wahrheit dieser bedeutungsvollen Worte Kant's vor Augen zu führen. Auf Schritt und Tritt folgten wir der Ausdehnung und Erweiterung des Erfahrungskreises, und wir sahen, wie demgemäß das Erkenntnißvermögen wuchs und immer entferntere Gegenstände in den Horizont der genauern und dauernden Beobachtung traten. Kant war es indessen vorzugsweise, der schärfere Zweifel gegen das Verhalten und die Natur dieser uns afficirenden äußern Gegenstände erhob, er behauptete, daß sie uns ihrem Wesen nach völlig unbekannt seien, und nicht ganz mit Unrecht; denn in der That, die Auffassung und der Werth dieser äußern Objecte gestalten sich nur innerhalb unserer innern Anschauung, und sobald sich diese Anschauung verändert mit der Stellung und dem Gesichtspunkte, den wir selbst einnehmen, um sie zu betrachten, so scheinen sich auch die Objecte demgemäß umzuformen. Dem Thiere, das sich mit seinen dauernden Beobachtungen stets in jenem engern Betrachtungskreise der Umgebung bewegt, den wir in psychologischer Beziehung die

Apperceptionsenge nannten, blieben die Erscheinungen des Makrokosmus nur lichte Punkte, die ihm dauernd kein aufmerksames Interesse abnöthigten. Dies geschah nicht nur deshalb, weil dem Thiere der Sinn fürs Erhabene noch völlig mangelte, sondern weil ihm die Erfahrung noch keine geeigneten Beziehungen bot, die zur Anknüpfung dauernder Interessen für entlegene Gegenstände überhaupt hätten dienen können. Wir hatten es uns zur psychologischen Aufgabe gemacht, ebensowol den innern geistigen Entwickelungsgang, sowie die ins Gewicht fallenden Erfahrungen historisch und empirisch zu verfolgen, welche der Reihe nach Anknüpfungen boten für Ideenassociationen, die geeignet waren, die natürliche und ursprüngliche vom Menschen mit auf die Welt gebrachte Apperceptionsenge zu durchbrechen, damit er nach diesem Durchbruch die engere Welt und Umgebung des Mikrokosmus mit den entferntern Objecten und Erscheinungen des Makrokosmus durch bestimmte haften bleibende Beziehungen dauernd und folgerichtig zu vermitteln im Stande war. Die Geschichte hatte uns gelehrt, daß es dem Menschengeiste im Laufe der Entwickelung vergönnt war, von der thierischen Stufe der Auffassung einen merkwürdig hohen geistigen Aufschwung zu nehmen, einen Aufschwung, durch welchen er den Erfahrungskreis unabsehbar erweiterte und eine Reihe von entlegenen fernen Objecten in einem ganz neuen, früher nicht gekannten Lichte erblicken lernte. So hatte sich im Laufe der Entwickelung die Außenwelt vor den Augen des Menschen in merkwürdig hohem Grade verändert, der Geist hatte im Wachsthum wechselnde Gesichtspunkte eingenommen, und siehe da, mit jedesmaligem innern Wechsel des Standpunktes erschienen ihm die äußern Gegenstände in einem neuen Gewande. — Aber wie war in psychologischer Beziehung diese innere Vervollkommnung und Erhöhung des Gesichtspunktes zu Stande gekommen? Hatte der Geist für sich allein oder etwa in lockerer Wechselwirkung mit andern Wesen und Geistern seiner Gattung diese Erhöhung gewonnen; oder aber hatte die lose Wechselwirkung der Geister unter

sich noch nicht vollends genügt, diesen merkwürdigen hohen Aufschwung seines Wesens zu bewirken? — Jetzt am Schlusse dieses Abschnitts sind wir im Stande, mit Rückblick auf den Verlauf der Geschichte diese höchst wichtigen Fragen zu beantworten. — Nein, so dürfen wir antworten, nicht für sich allein, auch nicht einmal im lockern Verbande der sogenannten Heerdengenossenschaft waren Geist und Seele im Stande gewesen, den Werth aller dieser Güter zu erringen, sondern nur erst die geschlossene Einheit des Staatszusammenhanges mit seiner fein durchgeführten Arbeitstheilung konnte den ersten tiefern Grund zum Aufschwunge aller organischen Geistesentwickelung legen; denn nur im engern organischen Verbande, sahen wir, hoben sich die Anlagen der Sprache zur tiefern Mittheilungsfähigkeit, die von so unabsehbaren Rückwirkungen auf das Geistesleben war. Und doch müssen wir, belehrt durch den Entwickelungsverlauf des ursprünglichen Geisteslebens, gestehen, daß auch hiermit nur erst der Boden geschaffen war, auf welchem eine noch viel weiter reichende Wechselwirkung sich entwickeln sollte. Nicht die engere organisch-staatliche Wechselwirkung der Geister unter sich genügte vollends, um den Menschensinn zu der Höhe zu heben, auf der er weiter schreiten sollte, nein, der Verlauf der Ereignisse selbst brachte neue Stützpunkte herbei, auf deren Gerüst sich die Wechselwirkung mit der Außenwelt erheben sollte. Denn neue Fühlfäden entwickelte jetzt gleichsam der Geist, um mit ihnen in das dunkle, geheimnißvoll verschleierte Bereich des Makrokosmus hineinzutasten. So entwickelte sich eine Wechselwirkung, welche die Thiere nicht mehr erlangten, und nun erst trat erhaben die Vernunft — die menschliche Vernunft — aus dem Schatten hervor, der sie bisher umdunkelte. Jetzt war es dem Menschengeiste gestattet, ausgerüstet mit den nöthigen Hülfsmitteln, auf der Bahn eines höhern Geistesfluges jenen Aufschwung zu nehmen, von dessen Höhe wir fast mitleidsvoll auf das niedere organische, thierische Dasein herabblicken, indem wir kaum noch begreifen, daß nicht ursprünglich und ewig

diese Kluft, die einen Hiatus für den Unbefangenen einzuschließen scheint, vorhanden war.

Es war unsere Aufgabe gewesen, der Reihe nach alle diejenigen äußern Stützen und Hülfsmittel im äußern Erfahrungskreise genau festzustellen, die jedesmal als äußere Vehikel für den Aufschwung der innern Geistesentwickelung dienten. Wie einen Schwimmenden, der auf trügerischen Wellen einem Ziele zustrebt, sehen wir den sich geschichtlich entwickelnden Menschengeist im Laufe der Ereignisse nach allen denjenigen Stützen greifen, die zu seinem Aufschwunge dienten und die ihm gleichsam zum Seil und Gerüste werden, an dem er sich in die sonnigere Höhe hob. Aber wo fand der Geist diese Stützen, entwickelte er sie aus sich selbst? Nein, denn ausdrücklich lehrt die Geschichte, daß sie stets der Verlauf der Ereignisse erst herbeiführte. Auch deutet das Wort „Stütze" auf eine äußere Wechselwirkung hin; denn die Stütze als solche ist ein äußeres Object, das der Seele als ein Etwas gegenüberliegt, an dem sie sich eben vermitteln und festhalten kann. Diese äußern Stützen, die als Hebel der Wechselwirkung dienten, waren es eben, welche wir sorgfältig empirisch aufsuchten und innerhalb jedes einzelnen Entwickelungsprocesses betonten. So hob sich, sahen wir, der Intellect ursprünglich durch das nicht der Seele selbst, wohl aber dem Körper angehörige Instrument des sprachfähigen Kehlkopfes und der Sprachfähigkeit, und ebenso der Kunstsinn durch die äußerliche, dem Körper angeborene Geschicklichkeit der Hände und Finger. Mit diesen körperlichen Stützen ausgerüstet, strebte der Geist äußerlich aufwärts, und immer mehr gelang es ihm, sein engeres Erfahrungsgebiet zu erweitern. Neue Ideenassociationen erzeugten sich, und neue Gedankenkreise erschlossen sich ihm; mit mächtigem Schritt erhob er sich von Stufe zu Stufe. Und als endlich der allmählich erfinderisch gewordene Menschengeist an dem äußern Material von Holz und Stein das helle Feuer zünden lernte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; denn neue Fühlfäden gewann der Blick, neues Verständniß

und neue Interessen erwachten, und der ahnungsvolle Geist trat in geheimnißvoller Weise in Verkehr mit den entfernten lichten Mächten des Himmels. Die Wunder des Makrokosmus erschlossen sich, und welch eine Fülle von unvergänglichen Gedanken riefen die mit so hehren, erhabenen Zungen redenden Mächte und Erscheinungen des Firmaments in der staunenden Seele hervor!

Und blicken wir jetzt zurück auf den Verlauf der Ereignisse, wie wunderbar erscheinen uns da alle jene äußern Anstöße, die, rein körperlicher oder empirischer Natur, dem innern Geiste die Stützen in die Hand spielten, um so gleichsam die Rolle einer Leiter zu spielen, auf welcher der Mensch emporstieg, einmal, weil er den innern sittlichen Willen und eine gewisse Anlage besaß, die Sprossen zu erfassen, und andererseits, weil die Wechselwirkung ihm unsichtbar gleichsam entgegenkam, um ihn die Sprossen auch sicher erfassen zu lassen. Aber, um auf Kant zurückzukommen, wenn dieser unsterbliche Weltweise wol nicht unrecht hatte zu behaupten, daß die Außenwelt mit ihren „Gegenständen an sich" uns völlig unbekannt sei, so lehrt uns dennoch der Verlauf der Geschichte der geistigen Entwickelung und die Wechselwirkung des Geistes mit den äußern Gegenständen überhaupt, daß der uns so fremd erscheinenden Außenwelt eine verwandtschaftliche Beziehung hinsichtlich der Bestrebungen des Geistes innewohnen muß; denn wie wäre sonst im Verlaufe der Ereignisse das gleichsam sympathische Entgegenkommen körperlicher Hülfsmittel erklärlich, durch das gewissermaßen der strebenden Seele die ersten Sprossen auf der Stufenleiter der Entwickelung entgegengetragen wurden. Gewiß, das schöne Wort Goethe's: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken", bewahrheitet sich am tiefsten durch die ursprüngliche Entwickelungsgeschichte des Geistes; denn diese lehrte uns eben zusehen, wie nach und nach das menschliche Auge wahrhaft sonnenhaft wurde, und indem wir diesem Processe folgten, bemerkten wir deutlich, wie die Factoren der Außenwelt zu unserm Innern nicht ohne Echo bleiben.

Die ganze psychologische Entwickelungsgeschichte, wie wäre sie denkbar ohne jene geheimnißvolle Wechselwirkung von Innen- und Außenwelt, die sich fortspann bis zu Knotenpunkten, die in der auffälligsten Weise stets der Seele bemerkbar machten, daß sie in Beziehungen zur körperlichen Außenwelt verwickelt ist, welche sie umfangen halten und zu Anknüpfungen zwangen. Indem aber die Seele diesen Anknüpfungen folgte, geriethen ihre Kräfte in einen mächtigen Aufschwung, und dieser letztere ließ durch seine wohlthätige Entwickelung, die er herbeiführte, jedesmal erkennen, wie nothwendig eben jene Anknüpfungen waren.

Jene tiefe, geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen den Bestrebungen der Seele und der ihr scheinbar fremden Außenwelt, oder, wie wir uns in weiterer Beziehung auch ausdrücken können, die Wechselwirkung zwischen Mikrokosmus und Makrokosmus, beruht sie auf blindem und leerem Zufall, oder repräsentirt sie vielmehr das nothwendige Walten einer Vorsehung, die in wohlweislicher Harmonie die Wirkungen zusammenführt, um sie miteinander nothwendig zu verketten? Wäre diese Wechselwirkung Zufall, woher stammt dann ihre jedesmalige deutliche und sichtbare Wiederkehr im Entgegenkommen an ereignißreichen kritischen Wendepunkten der geschichtlichen Entwickelung? Wenn aber die hier beobachtete Causalität offenbar nicht auf Zufall beruhen kann, so werden wir zu schließen geneigt sein, weist sie auf eine bestimmte und nothwendige Harmonie oder Conformität der sich einander gegenübertretenden und verbindenden Glieder und Kräfte hin. Der Gedanke der Harmonie erinnert uns an einen Philosophen, den wir Deutschen neben Kant ganz besonders hoch verehren, wir meinen Leibniz. Allein Leibniz irrte, indem er den Gedanken über die Harmonie der wechselwirkenden Glieder (die im Grunde hier gleichbedeutend mit einem wohlweislich wirkenden Fatum wäre) äußerte. Denn bestände jene Harmonie für die Entwickelung, warum besteht sie dann nicht allenthalben und für immer? Wie wenig muß doch diese Harmonie

im allgemeinen auffällig und sichtbar sein, wenn kurz nach Leibniz so viele hochbegabte und bedeutende Denker gegen diese so wichtige Thatsache die gewichtigsten und treffendsten Zweifel beibringen konnten. Auch uns, die wir zurückblicken nicht nur auf die ursprüngliche Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geisteslebens, sondern auf die Bildungsgeschichte der ganzen organischen Welt, will es nicht scheinen, als habe innerhalb jenes furchtbaren und herzzerreißenden Kampfes, den die Geschöpfe mit den Bedingungen ihrer Außenverhältnisse zu führen gezwungen sind, der Gedanke der Harmonie einen statthaften und berechtigten Platz. Nein fürwahr, die wahre Einsicht in das noch wüste ungefüge Leben der Urzeit, mit allen seinen Unvollkommenheiten und Furchtbarkeiten, gibt uns nicht den Beweis an die Hand, daß der an sich schöne Gedanke einer Harmonie eine umfassende geschichtliche und unumstößliche Wahrheit sei.

Wie herrlich doch wäre es, hätte der treffliche Herder, der, eingenommen von den Gedanken eines Leibniz, vor nunmehr beinahe hundert Jahren seine berühmten Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit schrieb, recht mit den so sinnreich klingenden Worten: „Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich; denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandere ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische göttliche Ordnung; denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirkt. Vernunft aber und Billigkeit allein dauern, da Unsinn sich und die Erde verwüsten."* O, wäre der Kern des hier Gesagten ebenso wahr wie der Nachsatz. Nicht die eigentliche Geschichte, wohl aber die Urgeschichte der Menschheit haben wir durchwandert; aber ein anderes Bild entrollte sich uns, und nichts gewahrten wir von den so beseligenden Anschauungen Herder's.

* Herder, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", III, 460

Dieser wohlwollende Forscher kannte nicht die auf der Erde herrschenden Uebel ihrem vollen Umfange nach; noch war die Wissenschaft zu seiner Zeit nicht weit genug gediehen, um ihm vom Gesichtspunkte des Arztes, des Naturforschers und Seelsorgers einen Einblick zu gewähren in das unsagliche Elend und die furchtbaren Verwüstungen, welche der Kampf ums Dasein hinter dem Vorhange des freien Naturlebens verbirgt. Nein, die Erscheinungen der geistigen Urgeschichte und Entwickelungsgeschichte sowie die Entwickelungsgeschichte des ganzen organischen Lebens, ja mehr noch, die zu ungleiche Vertheilung der Kräfte sowie der sich hierauf begründende oft unerträgliche Kampf der Elemente auf unserm Planeten überhaupt, bestätigen uns nicht jene dauernde Ordnung und jenes harmonische Gleichgewicht der Bedingungen, von denen Herder mit solcher Begeisterung redet. — Wohl offenbart sich dem Menschengeiste die Harmonie im Hinblick auf die weitab von ihm liegenden Gesammterscheinungen des Makrokosmus, wohl bahnte sich diese beseligende Offenbarung den Weg zur Seele, und hinwiederum die Seele zu ihr, und der von diesen erhabenen Ideen erleuchtete Geist säumte nicht, ihnen Ausdruck in der Kunst zu verschaffen; aber gleichzeitig drängte sich unabweislich dem edeln Gefühle auch der Contrast auf, der zwischen den Ideen besteht, die zur vollendeten Schönheit anleiten, und den Unvollkommenheiten des Lebens und der nächsten Umgebung, welche diesen Ideen und Trieben mächtig widerstreben. So fand sich der Mensch inmitten eines Kampfes, aus dem er sich zu erlösen bestrebt ist. Wir fühlen deutlich den Zug, der uns bessern Zuständen durch den Fortschritt entgegentreibt, wir erblicken sogar in den Knotenpunkten der geschichtlichen Entwickelung deutlich und sichtbar den Arm, der uns gleichsam emporzuheben bestrebt ist, sobald wir ihm nur die Hand entgegenstrecken; aber damit erkennen wir auch, daß jene Harmonie, die unser Ziel ist, nur *erst erreicht wird durch die Erfüllung einer sittlichen Aufgabe*, die wir selbst durch eine zum Vollkommenen strebende Handlungs-

weise zu vollziehen haben. Lassen wir ab von dieser Aufgabe, so ist uns jene Harmonie nicht beschieden, und wir sinken zurück in jenes unerträgliche Chaos, in das wir gerathen sind durch das Ablassen normaler sittlicher Bestrebungen, eine Anarchie, aus der wir mühevoll emporstreben. Aber hätten wir selbst jene Harmonie bereits wiedererrungen, so wäre uns nun zwar die Aufgabe unendlich erleichtert, nicht aber völlig genommen; denn da die Erscheinungen des Chaos und der Anarchie, welche die Ordnung stören, die Gefühle verletzen, den Hinblick der Erkenntniß aber zum Ziele trüben und die Handlungsweise entsittlichen, wie uns die Geschichte lehrt, sich thatsächlich in der Welt jederzeit verwirklichen können, so haben in der Weltordnung, welche der Makrokosmus spiegelt, alle integrirenden, für die Ordnung geschaffenen Theilchen Sorge zu tragen, daß sich jene in sich haltlosen Zustände als zu weitreichende dissonirende und hemmende Zwischenspiele nicht ereignen, und die extremen Kämpfe, aus denen wir uns immer wieder erlösen müssen, nicht stets von neuem uns und unsere engere und weitere Umgebung in Verwirrung setzen, da uns die Verwirrung physisch und geistig zurückwirft und den Gesichtspunkt erniedrigt. — Nur in der Verwirrung aber kann der blinde Zufall die Wechselwirkung hemmen und regieren, dem entgegen aber herrscht nur in der vollkommenen Welt jene ästhetische Conformität der Wechselwirkung, welche die zur Ordnung gezogenen Theile (die kraft ihrer steten Aufgabe die Harmonie in der Weltordnung verwirklichen) zu erhalten bestrebt sein sollen. Wir Menschen als integrirende Theilchen des Weltalls aber stehen auf unserm Planeten, den Thatsachen gemäß, schwankend mitten in einem wilden Processe von Eindrücken, Bewegungen und Ereignissen, die einer Harmonie nur erst zustreben und sich offenbar noch nicht völlig befreit zeigen von dem Druck und den Mängeln jener ungleichen widerspruchsvollen Causalität, die unleugbar verwirrenden, oft unerträglichen und verwerflichen Verhältnissen angehört. Wir befinden uns daher in einer geschichtlichen Entwickelung, die, um Rückfällen

vorzubeugen, die Erfüllung einer sittlichen Aufgabe doppelt zur Pflicht macht. Denn ahnen und anticipiren wir auch im reinen Gefühle, und demgemäß in der Kunst, die Harmonie und die Wechselwirkung der Glieder in einer vollkommenern Welt, so wissen wir andererseits doch auch in Rücksicht auf unsere bisjetzt noch ungeläuterte Erkenntniß und durchschnittlich noch niedrig stehende Handlungsweise den Kampf mit der Bosheit, den Irrthümern, den Widersprüchen und naturwidrigen Verhältnissen unserer nähern Umgebung und Erfahrung überhaupt zur Genüge zu würdigen, um daraus in psychologischer Hinsicht zu erkennen, inwieweit jene geforderte conforme und harmonische Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und zwischen Mikrokosmus und Makrokosmus für die Menschheit noch gehindert, gehemmt und beeinträchtigt wird. Keine bloße metaphysisch-kritische Betrachtungsweise der reinen Vernunftthätigkeit im Sinne des Kriticismus, wie ihn Kant schuf, und keine rein psychologische Untersuchung des Seelenlebens kann uns daher das Räthsel über die Natur und Thätigkeit der Dinge an sich und über das Verhältniß der Causalität zwischen Innen- und Außenwelt und ihre Widersprüche vollkommen lösen, sondern alle diese Betrachtungsweisen und Untersuchungen, so werthvoll sie an sich sind, werden sich nothwendig zu unterstützen haben durch den Rückblick auf die Geschichte, auf die Aesthetik und die Entwickelung des ursprünglichen Geisteslebens überhaupt, welche letztere uns die merkwürdige Erscheinung bietet, daß sich von frühester Zeit an die geschichtlichen Ereignisse oft an gewissen kritischen Wendepunkten so zuspitzen, daß die hinter den Dingen der Außenwelt lebendigen Kräfte gewissermaßen tiefer und harmonischer zum Durchbruch kommen, um zugleich die Verwandtschaft zu unserm innern sittlichen Willen und dem in uns lebendigen ästhetischen Bestreben deutlich bemerkbar zu offenbaren, und die sich dazwischenschiebenden hemmenden Widersprüche zurückzudrängen. Nur im Hinblick auf den ganzen historischen Entwickelungsgang des Geisteslebens überhaupt sind wir im Stande, den Ur-

sprung und die Erscheinungen sowie die Bedeutung des eigentlichen Widerspruchs überhaupt zu erklären, jener sonderbaren feindlichen Größe, welche sich ähnlich wie die hemmenden Uebel in das wirkliche Leben, wie ein Schattenschleier in den Ablauf unserer innern psychologischen Gedankenwelt einschleicht, um unsern geistigen Horizont zu umdunkeln und das Nachdenken und die innere Gesammtanschauung zu Irrthümern und zu metaphysischen Täuschungen zu verleiten. Fürwahr, Kant hatte recht, die sogenannten Paralogismen und Antinomien des Gedankenlebens sind feindliche Größen der Vernunft, mit welchen dieselbe ebenso rechnen muß, wie das kämpfende Leben mit den lebenzerstörenden Uebeln. Aber woher, so fragt eben diese Vernunft, stammen ursprünglich diese feindlichen Größen? Kant gebührt das erhebliche Verdienst, das Dasein dieser Feinde des Erkenntnißlebens für die Forderungen der Vernunft aufs deutlichste nachgewiesen zu haben. In seinen spätern Arbeiten bemühte sich der berühmte Philosoph nach einem Mittel zu suchen, diese feindlichen Größen des Erkenntnißlebens aus seiner metaphysischen Gesammtanschauung zu eliminiren. Aber wie diese Eliminirung bewerkstelligen? Hier liegt das tiefere Problem des Kriticismus! Und nun frage ich mit Hinblick auf ebendieses Problem: Lassen sich diese innern Feinde der nach harmonischer Gesammtanschauung strebenden Vernunft besiegen, lassen sich die hemmenden Größen des Gedankenlebens eliminiren, sobald wir uns nicht die ursprüngliche Entstehung und Entwickelung dieser so merkwürdigen Erscheinungen vorerst geschichtlich und psychologisch erklärt haben? Wir meinen nein, und müssen nothwendig zu dem Schlusse kommen, daß ebenso wie ohne Einsicht in die psychologischen Probleme, die hiermit gestellt sind, auch ohne Hinblick auf die Geschichte und deren tiefere Entwickelung das Grundproblem des Kriticismus nicht zu lösen ist. Es leidet gar keinen Zweifel, daß die großen Denker der nachkantischen Zeit und der Neuzeit, und Philosophen wie Schelling und Hegel einerseits und Herbart anderer-

seits, deren Weltanschauungen noch immer die Grundpfeiler des heutigen philosophischen Entwickelungslebens bilden, nur deshalb zu so entgegengesetzten Behauptungen über Werth, Dasein und Größe des Widerspruchs gekommen sind, weil sie den Einblick in die Geschichte der Philosophie und des psychologischen Erkenntnißlebens nicht zu ergänzen wußten durch die Einsicht in die Thatsachen und tiefern Lehren der Geschichte überhaupt. Nur so läßt es sich erklären, daß sich ein Hegel und seine Schüler in die reale Größe dieses Widerspruchs, der als Uebel Leben und Dasein ebenso hemmt, wie er als Täuschung und Irrthum unsere klare Erkenntniß einschränkt, so sehr vertieften, daß sie diese Erscheinung für völlig nothwendig nahmen und damit ebendiese Größe zu einem nothwendig geforderten Factor der ganzen objectiven mikro- und makrokosmischen „Entwickelung" machten, während dem entgegen Herbart in diesen störenden Größen des Vernunftlebens zunächst nichts Weiteres erblicken zu können meinte als einen subjectiven Mangel unsers innern psychologischen Erkenntnißvermögens, dessen störende Einflüsse illusorisch gemacht werden können, sobald wir die metaphysische Erkenntniß durch reinigende Bearbeitung unserer irrthümlichen Anschauungen und Begriffe über das reine widerspruchslose Sein abklären, umformen und somit erhöhen. Beide tiefsinnigen Denker hatten indessen vom historischen Gesichtspunkte betrachtet unrecht; denn das Erkenntnißleben begann ursprünglich nur erst geschichtlich zu wachsen mit der Einsicht in die Grundgesetze der Aesthetik, nach welchen sich uns der Einblick eröffnet, daß nicht das Wesen der bloßen Negation, gegenüber der Position, bereits den Widerspruch zur Geltung bringt, sondern daß nur erst die Uebertreibung dieser beiden Größen gegeneinander zu widerspruchsvollen, unerträglichen Extremen und Aberrationen führten, um den eigentlichen Widerspruch auf allen Gebieten des Daseins (und hiermit das Nichtseinsollende, d. h. das Uebel) zur Erscheinung zu bringen. (Vgl. S. 382.) Hieraus ergab sich uns die in historischer Beziehung höchst wichtige Thatsache, daß die widerspruchsvolle Unordnung und

das Uebel keine objectiv störenden (somit nothwendigen) Größen in der Harmonie der Weltordnung werden durften. Aber in gleicher Weise lehrten die Thatsachen der Geschichte und das organische Grundgesetz, daß derartige Störungen und Aberrationen der geforderten Ordnung, wenn auch nicht nothwendig, so doch thatsächlich objectiv möglich waren. Das Auftreten des eigentlichen Widerspruchs von der geschichtlichen Seite betrachtet, war daher keineswegs, wie man andererseits mit Rücksicht auf Herbart und eine Reihe von frühern Philosophen folgern dürfte, nur als eine bloße subjective Erkenntnißillusion, d. h. als eine sich als Täuschung ergebende falsche Verwerthung von Erfahrungsbegriffen des an sich widerspruchslosen Seins anzusehen, eine Täuschung, der man sich durch bloße Umformung und richtige Bearbeitung der Erfahrungsbegriffe etwa völlig entheben könnte. Denn gesetzt, die Metaphysik hätte durch richtige Behandlung die Erfahrungsbegriffe umgeformt und gereinigt, so würde sie mit dieser Reinigung nur erst um so mehr erkennen müssen, inwieweit sich die Erscheinungen des Widerspruchs geschichtlich in der Welt objectiv zu verwirklichen im Stande sind. Nur um so mehr müßten wir daher vermöge der regressiven Methode Herbart's, welche so viele Vorzüge vor der progressiven Hegel's und der Idealisten voraushat, begreifen, wie weit wir auf allen Gebieten mit Ausnahme der Kunst von der Einsicht in das Ziel dieser Reinigung entfernt sind. Der Kunst und ihren innern reinern organischen Bestrebungen war es historisch, wie wir sahen, zuerst im Bereiche der Gefühle beschieden, das Ideal zu ahnen und das reine Ziel möglichst klar auszusprechen und zu verwirklichen. Ihm wollte die dem Kunsttriebe nahe stehende innere Erkenntniß folgen, aber der Erkenntniß war es historisch nicht so früh beschieden, sich dem Ideale der Kunst anzuschließen oder zu nähern. Es ist diese Annäherung noch heute das Ziel des Erkenntnißprocesses der Zukunft. So lastet daher auf den Gebieten der Metaphysik und des Erkenntnißlebens noch heute ein Gewicht von Widersprüchen, das durch Begriffs-

reinigung und Umformung, trotz eines Herbart, erst in Zukunft zu beseitigen sein wird. Noch tiefer indessen greifen die sich historisch objectiv geltend machenden Widersprüche in das wirkliche Leben und die sociale und politische Handlungsweise ein, um uns hier zu zeigen, wie im ganzen verhältnißmäßig nur wenig das Gute und Edle gegenüber dem Schlechten in der Welt zugenommen haben. Mit keiner philosophisch skeptischen Vorstellungsweise derer, welche so gern leichten Fußes durch metaphysische Sprünge oder mit nicht tief genug erfaßten physikalischen Ansichten über das Wesen der historischen Widersprüche hinweghüpfen, werden daher diejenigen Widersprüche getilgt werden, welche sich uns aufthürmen durch die Probleme der socialen Fragen und des sittlichen Handelns, Fragen, die, wie wir sehen, so innig verwachsen sind mit den Uebeln, die sich in der ganzen Geschichte der organischen Welt in den verschiedensten Formen von Gesundheit und Krankheit widerspiegeln. Aber obwol uns kein metaphysischer Skeptiker über die sich historisch geltend machenden Widersprüche des Lebens und Daseins hinforthelfen wird, so ist die wahre Metaphysik, die sich genügend zu reinigen weiß von falschen skeptischen Ansichten und die sich stützt auf Principien, die sich mit den Thatsachen der Aesthetik und der Geschichte vertragen, dennoch dazu berufen, Herz und Gemüth zu veredeln, das Kunstgefühl von neuem zu beleben und eine Versöhnung anzubahnen zwischen den fundamentalen Thatsachen der Geschichte, der Erkenntniß und der Aesthetik. Ist uns das Ziel objectiv nur erst wieder mit Zurückdrängung kleinmeisterlicher Skeptiker und Kritikaster lebendig geworden, so wird sich die Cultur der Menschheit trotz aller sich geltend machenden Schwierigkeiten und Widersprüche dennoch endlich siegreich insoweit zu erheben wissen, daß sie ihr Gesammtdasein, von den lästigsten Uebeln befreit und in Harmonie zu setzen weiß mit der Grundwahrheit des Gesetzes im Makrokosmus, das die Menschen, wie wir sahen, so früh empirisch in der Harmonie der Sphären erkannten. Alles was uns die Geschichte des ursprünglichen Geisteslebens in frühester Zeit lehrte,

war geeignet uns die Wahrheit vor Augen zu führen, daß die Harmonie zwischen Innen- und Außenwelt keine angeborene feste Thatsache war. Im Gegentheil, es zeigte sich, wie sehr dieselbe mangelte, aber wie früh dieselbe geschichtlich auf allen Gebieten angestrebt wurde. Durch den Uebertritt aus dem lockern Heerdenleben in das engere, solidarisch alle Glieder gleichmäßig verpflichtende Staatsleben, kam geschichtlich dieses Streben in frühester Zeit am tiefsten zum Ausdruck. Hiermit aber läuterten sich, wie wir gesehen haben, alle innern Anlagen des Geistes, sodaß derselbe endlich auch die Fäden mit den Wahrheiten, welche die Erscheinungen des Makrokosmus lehrten, zugleich anspinnen konnte, um sich höher und höher zu heben. Die Heroen der Kunst, des religiösen Lebens und der Weisheit wirkten als Apostel der Erlösung durch ihre Thaten dahin, diese Hebung zu befördern, beziehungsweise das neue Sinken in die Aberration zu verhüten, und damit, sahen wir, schritt, wenn auch oft in Umwegen und Rückfällen, die Culturgeschichte in der Menschheit vorwärts. Diese Kraft des Fortschritts, die sich seit Jahrtausenden in der Menschenwelt gegenüber dem unsittlichen Stehenbleiben der Thierwelt geschichtlich beglaubigt hat, darf uns Muth für die Zukunft gewähren. Was auch kommen möge, die Bande der Familie und des Staats werden uns unlöslich tragen, um uns in die rohern Lebensformen der Thierwelt nicht wieder jählings zurücksinken zu lassen. Kein lebendiger Zellencomplex hat wol innerlich eine tiefere Transmutation im Laufe der Jahrhunderte auf der Erde erlitten als das menschliche Gehirn und seine Functionen; an ihm und den Leistungen dieser Anlagen bewährt sich das Gesetz, daß nichts in der Welt völlig stabil ist, wol am deutlichsten. Um wieviel harmonischer hat sich im Laufe der Jahrtausende die tiefere Wechselwirkung aller feinen Gehirntheilchen mit der Seele gestaltet, gegenüber derjenigen im Gehirne der Urmenschen der Steinzeit, welche noch disharmonisch im Kampfe mit den boshaftesten Feinden der Thierwelt wild hin- und hergeworfen wurden. Um wieviel harmonischer aber

mag sich das geistige Leben dereinst nach vielen Jahrtausenden in den Köpfen der Menschen spiegeln, wenn ihnen zugleich die fernere Entwickelungsgeschichte unsers Planeten durch Verbesserung der Klimate und der äußern Lage die Mittel zu einer üppigern Bodencultur und Güterproduction überhaupt gewährt hat. * Und wenn uns der heutige, noch halb verstandene Darwinismus die furchtbare Uebervölkerung Chinas als drohendes Gespenst mit allen seinen Schrecken der Hungersnoth und anderer sich daran anschließender Uebel durch die progressiv zunehmende Fruchtbarkeit und Uebervölkerung einer herrschende Rasse auf der Erde für die Zukunft in sichere Aussicht zu stellen sucht, so weisen wir ihn auf die von uns geltend gemachte Thatsache zurück **, daß die Fruchtbarkeit und Vermehrung der Völker und der Klassen durch das höhere Wohlleben der Völker sich normaler der gesetzlichen Sterblichkeitsziffer dereinst anpassen wird. So, sehen wir, haben wir zunächst keinen Grund, in Rücksicht auf die Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu verzagen, wenn wir daraus Schlüsse für die Bewegung der Zukunft zu ziehen versuchen. Alles aber wird für diese gedeihliche Entwickelung darauf ankommen, daß wir gemeinschaftlich das Ideal ins Auge fassen und uns nicht beirren lassen durch den Geist desjenigen Skepticismus, der überhaupt keine Ziele der Menschheit kennt und das laisser-aller auf seine Fahne geschrieben hat. Wie es in der Nationalökonomie eine sogenannte Manchesterschule gibt, deren Anhängern alles gleich gut wie schlecht im socialen Leben zugeht, so auch in der tiefern Wissenschaft. Auch in ihr war eine Art von Manchesterschule im Laufe der Jahrhunderte thätig, die den

---

* Bekanntlich muß allmählich die tangential wirkende Kraft unsers Planeten immer geringer werden und durch Reibung am Aether und größere Anziehung der Sonne sich immer mehr dem Lichtleben der Sonne nähern, womit die planetarischen Verhältnisse sowol wie die Geschöpfe einer Umgestaltung durch Anpassung entgegengehen müssen.

** Vgl. Bd. 1, Kap. 2.

Boden zertreten hat, den es heute wieder gilt zu ebnen. Noch sind die höchsten Wahrheiten bei weitem nicht alle im Leben des Makrokosmus erkannt, aber die Geschichte hatte uns gelehrt, wie viel wir gerade diesen Forschungen für das geistige Entwickelungsleben von frühester Zeit an zu verdanken hatten. Was wäre der sich entwickelnde, aufstrebende Menschengeist gewesen und geblieben ohne die Wunder des Himmels, die sich ihm mehr und mehr erschlossen, und ohne die geheimen Kräfte der Natur, an welche seine Erfahrung anknüpfte, um von ihnen zu den Erscheinungen des Firmaments hinübergeleitet zu werden. Noch haben sich uns freilich diese Wunder, wie erwähnt, nicht völlig erschlossen, aber rastlos ist unsere Erkenntniß thätig, ihre Forschungen zu erweitern und zu vervollständigen. Je tiefer die Einsicht eindrang in das Reich des Erhabenen, um so höher entwickelte sich auch in der Folge das Geistesleben. In manches Geheimniß ist die Himmelskunde während der geschichtlichen Zeit eingedrungen, und durch die Rückwirkungen dieser Entdeckungen sehen wir neue Epochen herbeigeführt, welche die veralteten Weltanschauungen in Trümmer legten, um den Grund zu dem Aufbau neuer zu legen.

Berichtigung.

Seite 233, Zeile 12 von unten, lies statt den Geist, dem Geiste.

Register.



A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

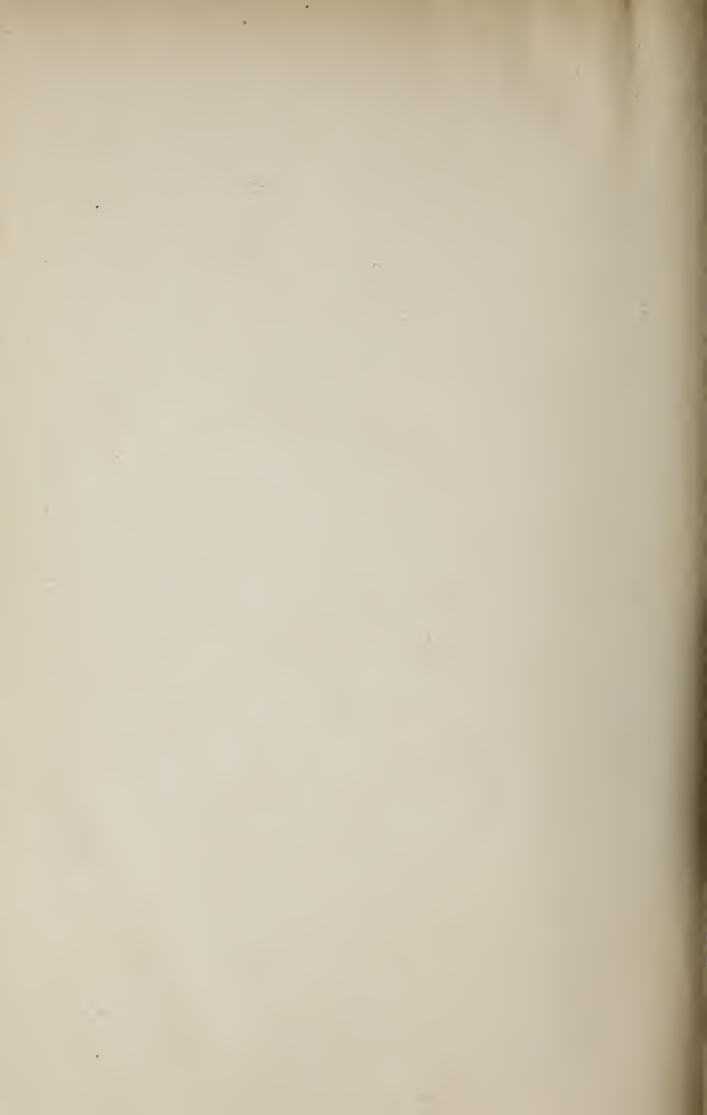
W.

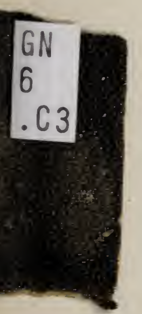
Y.

Z.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.






GN
6
.C3

